<366043165500 10

<366043165500 10

Bayer. Staatsbibliothek

499-4
Oecon. 399

Oeconomia. Venatio. Systemata &
methodi 458.

Oei. Oec. [illegible]

Döbel

R

Heinrich Wilhelm Döbels
neueröffnete

Jägerpraktik,

oder
der wohlgeübte
und

erfahrne Jäger,

worinn
eine vollständige Anweisung zur ganzen
hohen und niedern

Jagdwissenschaft

enthalten ist,
alles aus vieljähriger eigenen Erfahrung gründlich
und deutlich beschrieben.

Vierter Theil.

Vierte verbesserte in Forstsachen und mit den linneischen Benennungen der Thiere und Holzungen vermehrte Auflage.

WIEN,
gedruckt bei Johann Thomas Edlen von Trattnern,
kaiserl. königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern.
1786.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalt des vierten Theils

der neueröfneten

Jägerpraktik.

Von der Beschaffenheit und Nutzung der Hölzer.

Kap.		Seite.
1	Einige Anmerkungen von des edlen Hirsches Eigenschaften, die im ersten Theile übergangen worden	3
2	von der Brut der Wachteln	8
3	von der Brut der großen Brachvögel, und wie sie zu finden sind	9
4	historische Beschreibung der Turteltauben, welche aus eigner Erfahrung widerlegt wird	10
5	Beweis, daß man durch den grünen Specht die sogenannte Springwurzel nicht erhalten könne	12

Inhalt

Kap.		Seite.
6	vom großen Kolkraben, nebst historischen Anmerkungen und gründlichen Widerlegung der Meynung von dem Rabensteine	14
7	vom unrechten Genieſſen des Leithundes	17
8	eine nützliche Invention eines sogenannten Einsprungs zu Einfangung wilder Thiere	19
9	Beschreibung einer besondern Art von Wieselfalle	24
10	eine Invention vom Laufte, welche sowohl zu Haupt- und Bestätigungs- als auch zum Hirsch- und Saujagen eingerichtet werden kann	28
11	einen Auerhahns-Falz-Revier, zur Bequemlichkeit groſser Herren einzurichten	30
12	Rebhüner mit dem Bömsch zu fangen	33
13	Lerchen mit einem todten oder hölzernen Falken zu fangen	36
14	Finken mit Leim ohne viele Umstände und mit wenig Kosten zu fangen	39
15	Anweisung, wie man durch Beyhilfe eines Spersbers die Sperlinge wegfangen könne	42
16	Erklärung der Wörter: Wald, Heyde, Forst, Feldhölzer, Vorhölzer, Anlagen, Plantagen und Eichelkämpe	50
17	von den Bäumen und Hölzern überhaupt	53
18	vom Acatienbaume	62
19	vom Jesmin	65
20	Erklärung der alten deutschen Wörter: Weidewerk, Aeſsen, Wildpret und Weidemann	67
21	was ein tüchtiger Weidemann oder Jäger eigentlich verstehen und wissen soll	75
22	einige Anmerkungen über des Herrn Sylvanders zufällige Gedanken von der Eigenschaft und Fortpflanzung junger Bäume, so 1752 im Wolfenbüttel durch den Druck bekannt worden	81

Inhalt

Kap.		Seite.
23	von den Irrwischen oder Lichtmännern	100
24	von der Weidenrose und von der Baumwolle auf den Weiden	111
25	vom wilden Holzsaamen, Einsammlung desselben, wie auch Saamen und Verpflanzung der jungen Bäume, aus eigener Erfahrung beschrieben	118
26	von der Ansäung und Fortpflanzung der Castanien- und Maulbeerbäume insbesondere	133
27	von den bekanntesten Namen der Parforcehunde	137
28	Raubvögel auf verschiedene Art zu fangen	148
29	Meisen auf der Baßgeige zu fangen	145
30	die Wachteln in Klebgarne zu fangen	156
31	Anweisung, wie das Schießgewehr sowohl inwendig als auswendig rein zu putzen, zu poliren, und zum Schuß einzurichten sey	157
32	von den Titeln und Verrichtungen der pflichtschuldigen Dienstleistungen der Weidemänner oder Jäger	163
33	vom Betruge im ädlen Weidewerke	177

An-

Inhalt

Anhang zum vierten Theil.

Von der Fischerey.

Vorläufige Anmerkungen und Beobachtungen, was zu einer nützlichen Fischerey gehöre

Kap.		Seite.
1	von dem Hausen	192
2	von dem Stöhr	193
3	von dem Wels	195
4	von dem Lachse	197
5	von dem Raapen oder Rappen	202
6	von dem Seebarsch, oder auch Sander und Zander genannt	203
7	von den Forellen	204
8	von der Asche	208
9	von dem Hechte	209
10	von dem Bärsch oder Barsch, und auch Stockbarsch genannt	213
11	von den Gösen der Jösen, auch theils Orten Alender benennet	215
12	von dem Karpfen	216
13	von der Karausche	222
14	von den Giebeln	225
15	von der Barme oder Barbe genannt	226
16	von den Brassen	228
17	von dem Aletfische	229
18	von dem Mayfische	230
19	von dem Bleyer, werden auch Plötzen und Weidenblätter genennet	231
20	vom Döbel, Döwel, Dübel oder Debbel	233
21	von dem Mörflingen	234
22	von den Orfen	235

Inhalt

Kap.		Seite:
23	von dem Schnepel oder Schnabel	236
24	von dem Lamprete	237
25	von den Neunaugen	238
26	von den Aalen	240
27	von den Aalraupen, Aalruppen oder Quappen genennet	244
28	von dem Kaulkopf, Kaulbarsch, auch Dickkopf genennet	246
29	von den Peißkern oder Pitzkern	247
30	von der Schmerl	250
31	von der Schleye	251
32	von den Weißfischen	253
33	von der Rothfeder	——
34	von dem Häseling	254
35	von dem Ickley oder Uckley	255
36	von dem Gründling, Kressen oder Bachkressen	256
37	von den Elritzen	257
38	von dem Stinz, oder Stint	258
39	von dem Wetterfischgen	259
40	von den Stieglitzen	260
41	von dem Stichlinge	——
42	von dem Steinbeisser oder Steinbeißker	261
43	von dem Krebse	262
44	von den Wassern und ihrem Ursprunge überhaupt	268
45	von der Observanz des Wassers, solches zu judiciren, und wie es nützlich zur Fischerey anzuwenden	276
46	von Anlegung der Teiche, Weiher und Behälter	281
47	von ordentlicher Besetzung derer Teiche, Weiher und Bäche	288
48	von allerhand Arten Fische zu fangen, und erstlich von dem Flußfischfange	297

Inhalt

Kap.		Seite.
49	vom Neunaugenfange	299
50	vom Forellenfange	301
51	vom Landseefischen	304
52	vom Teichabfischen	306
53	Fische mit Angeln zu fangen, und die nöthigen Köder dazu	310
54	vom Krebsfange	318
55	was zur Aufsicht, Erhaltung und Verbesserung der Teiche und Bäche gehöret	321

Der

Der
neueröfneten
Jägerpraktik
vierter Theil.

Von allerhand
nöthigen Jagdsachen und Beschaffenheit der Hölzer.

Mit verschiedenen phisikalischen und philosophischen Anmerkungen.

Vierter Theil.

Das erste Kapitel.

Einige Anmerkungen von des ädlen Hirsches Eigenschaften, so im ersten Theile übergangen worden.

Es ziehen die Hirsche zur Brunftzeit aus ihrem gehabten Sommerstande auf 1, 2 bis 3 Meilen weit nach dem Wildprete, vornämlich, wo sie vorher schon eine Brunftzeit gehalten haben. Die schlechten oder jungen Hirsche folgen ihnen nach, und versuchen, ob sie von dieser Buhlschaft auch etwan was erhalten möchten. Fügt sichs nun, daß von ohngefähr ein guter oder alter Hirsch binnen der Brunft beim Wildprete weggepürschet oder geschossen wird;

so ersetzen die jungen Hirsche des alten Stelle gar geschwinde: Dahero, wenn man ja in der Brunft entweder zur Lust oder zum Nutzen gute Hirsche zu bekommen gedenket, ist zu rathen, daß die Wilde oder Thiere an solchen gelegenen Orten geschonet werden.

Meine eigene Erfahrung hat mich gelehret, daß, wenn im Reviere viel Wild oder Thiere gewesen, sich zur Brunftzeit in etlichen Tagen so viel Hirsche eingefunden, daß man sich oft verwundern müssen, wo sie so geschwinde und in so grosser Anzahl hergekommen sind. Bei dieser Gelegenheit geschieht es öfters, daß, wenn ihnen von denen über sie bestellten Jägern der Paß zurück zu kehren abgebrochen worden, sie die Rückkehr nach ihrem vorigen Stande nicht wieder erreichen, und sowohl dem Fürsten oder Herrn, als auch dem Jäger, zur Ausbeute bleiben müssen. Zum Vergnügen grosser Herren ist der Brunftzeit halber im ersten Theile eine Anweisung gegeben, wie eigentlich ein Brunftplatz zu machen sey.

Wie nun bei Beschreibung der Eigenschaft des Hirsches in nur gedachtem ersten Theile gemeldet worden, daß ein jagdbarer Hirsch 300 Pfund wägen solle; so wird mancher denken, wie es wohl möglich sey, die Pfunde aus dessen Ferte zu judiciren; weil doch so viel vom Bestätigen und Ansprechung des ädlen Hirsches nach dessen Ferte geredet wird. Hierauf antworte ich aber, daß hierzu, wie bei des Hirsches Zeichen Erwehnung geschehen, weiter nichts, als eine fleißige und oftmalige Uebung erfordert werde.

Wenn nun ein wohlgeübter und scharfsinniger Jäger beim Bestätigen durch seinen Leithund allemal nur darauf genau Achtung gibt, daß er siehet, wie sich dieser oder jener Hirsch nach der Ferte zeiget, und hierauf einige oder nur einer im Pürschen gefället, die nachgehends aber auf die gehörige Schnellwaage aufgezogen worden; so wird er merken, daß derselbige Hirsch, wie die Waage ausweiset, auf die Art seine Ferte gezeiget habe, und nunmehr so oder so viel Pfund wieget; jedoch ist insbesondere in Acht zu nehmen, wie tief er in den Boden gegriffen, welches man genau zu unterscheiden wissen muß: Denn ein Hirsch kann die Zeichen nicht in allerlei Boden einerlei machen oder haben; folglich muß auch nach Gelegenheit des Bodens die Schwere des Leibes judiciret werden; anbei auch, ob der Hirsch vor, in, oder nach der rechten Fristzeit ist; ferner, ob derselbe breit oder lang am Leibe ist, welches beides man aus seinem gemachten Schranken und Schritte sehr genau wissen kann. Ueber dieses wird an dergleichen Orten, wo sie in der Ferte nach den Pfunden angesprochen werden, 15 Pfund aufs fehlen, auf oder ab, und 15 Pfund wegen des Schweißes, wenn er geschossen worden paßiret, welches für keinen Fehler angesehen wird. Anbei ist zu gedenken, daß die Hirsche und alles Wildpret, auch so gar wilde Sauen ohne aufgebrochen, ganz gewogen werden.

Die Ursache und Entstehung der Aenderlinge ist meines Erachtens nichts anders, als gewisse verdorbene Säfte, so sich unter der Haut oben im Wildprete gleichsam wie Maden zusammen gezogen: Ist das Wildpret feiste; so hat es keine Aenderlinge; sondern alsdenn erst, wenn es abnimmt und ma-

mager wird. Dieses will ich so veraleichen, als wenn bei Abnehmung der Feiste das Wildpret halb erstorben wäre; denn kommen die völligen Kräfte wieder, so treibet der immer mehr und mehr zunehmende Saft dieselbigen aus, und, wie oben gedacht, heilen sie aus; je feister das Wildpret wird, desto besser und reiner heilen sie heraus, daß man sonderlich ein bewegendes Leben an ihnen gewahr wird; wiewohl sie eigentlich keine Bewegung, dennoch aber ein Leben haben. Hätten sie eine bewegende Kraft, so könnte man den Satz noch eher glauben, daß sie sich in das Wildpret gleich denen Maden einfräßen, und auch wohl gar bis an die Gurgel kämen. Daß aber in dem Wildprete so tief hinein nichts zu finden, solches ist schon bereits vorher erwiesen worden.

Die Aenderlinge sind fast einem Geschwüre gleich, in welchen sich eine unreine Versammlung setzet, die sich nicht unter sich, sondern mehr zur Haut hinaus extendiret, auch in derselben ein Eiter setzet, welches durch die äussersten Poros der Haut eine Oefnung suchet, der man äusserlich zu Hilfe kommen kann, wenn man es nur nicht muthwillig versäumet. Sonst ist noch bekannt, daß selbige mehr und mehr um sich fressen; weil aber das Rothwildpret und Rehe an und für sich selbst eine heilende und gesunde Natur haben, so lange sie sich noch in ihrer völligen Kraft regen können; so treibet das innerliche Gute, und, wie gedacht, die guten Kräuter als eine Arznei solche von ihnen weg, daß sie also davon befreiet bleiben.

Es ist fast, wie mit den abgestorbenen Bäumen, an denen sich auch bald Würmer einfinden; sind die Bäume aber noch gut und frisch, so bleiben

ben sie so lange, als sie noch guten Saft haben, davon befreiet. Das zahme Rindvieh, welches im Sommer zu- und im Winter abnimmt, bekommt, wenn es gleich im Winter mager wird, dergleichen Aenderlinge nicht.

Einige wollen aus einer alten phisikalischen Tradition behaupten, daß sich an den kurzen Ribben, sowohl in den Dünnungen oder Flanken, als auch vorwärts einige kleine Adern befänden, wodurch die Gallengänge nach dem innersten des Körpers giengen, wo der eigentliche Ort der Galle wäre, dieses habe ich mir erst vor einigen Jahren von andern erzählen lassen; hätte ich das aber in meinen jungen Jahren, da ich so viele Hirsche beim Jagen und Pürschen aufgebrochen, erfahren; so würde ich eine genaue Untersuchung angestellet haben, und jetzo meine Erfahrenheit an den Tag legen: Da nun aber dieses nicht ist, so will ich es einem jeden zu seiner eigenen gründlichen Erforschung überlassen: Denn diese Untersuchung gehöret ohne dieß mehr in die Phisik, als für unsere Profession. Im übrigen habe ich noch niemals, wenn ich von dem Brustkern Ribben gespeiset, wahrnehmen können, daß dieses Wildpret jemals bitter geschmeckt hätte.

Das zweite Kapitel.

Von der Brut der Wachteln.

Es brüten und bringen die Wachteln auch ihre Jungen in den Stuben aus, welche, wenn man den einen Sommer einen Hahn und Sie einsetzt, den folgenden darauf brüten. Dieses habe ich selbst bei einem Manne gesehen, welcher im Winter ein paar Wachteln zum Vergnügen in seiner Stube herumlauffen hatte, die den Sommer darauf 12 Junge ausbrüteten; jedoch muß man hierbei dieses merken, daß er nicht allzu starken Zuspruch von Menschen, Hunden und Katzen hatte; über dieses fütterte er auch seine Wachteln im Winter fleissig mit Brod und Getreide, und gab ihnen dabei beständig grobkörnichten Sand und frisches Wasser. So bald im Frühjahr Ameiseneier zu bekommen waren, fütterte er sie aus der Ursache damit, daß der Hahn desto besser schlagen sollte; bei dieser Gelegenheit ward die Sie auch geil, und retirirte sich zum Legen und Brüten unter seine Bettstatt, welche ohnedem ihr beständiger Aufenthalt gewesen. Und wie es insgemein bei schlechten Leuten gewöhnlich ist, daß sie unten in der Bettstatt Stroh haben, davon vieles herunter fällt, und zu mancher Zeit nicht rein wegaekebret wird; so diente solches darzu, daß sie ihr Nest in solchem Geströhe unter das Bette machen, legen, brüten, und auch glücklich ihre Jungen bringen konnten, welche sodann durch fleißiges Füttern aufgezogen wurden.

Dieses fieng ich nun auch an zum Plaisir vorzunehmen; weil ich aber obberührte Bequemlichkeiten, theils wegen der großen Unruhe in meiner Wohnung und Wirthschaft, theils auch wegen meiner vielen andern Verrichtungen, nicht haben konnte; so wurde ich, da mir ohnedieß die erste Probe mißlungen war, verdrüßlich, weitere Proben vorzunehmen. Daß aber dieses wirklich angehet, was ich hier angeführet, solches kann ich um desto gewisser versichern, weil ich es selbst gesehen und bemerket habe.

Das dritte Kapitel.

Von der Brut der großen Brachvögel, und wie sie zu finden sind.

Ich habe endlich bei weiterer Erforschung dieser Brachvögel befunden, daß sie hier in Sachsen, zwischen Torgau, Mühlberg, Herzberg, Liebenwerda, auch weiter nach der Niederlausitz zu, sehr häufig brüten. Sie machen ein wenig Geniste auf der Erde, gemeiniglich in Haberfeldern, und brüten in 16 Tagen 3 bis 4 Junge aus, die sich eben so, wie andere Feldvögel, vom Saamen ernähren müssen. Die Jungen werden auch bald so stark, daß sie mit den Alten den Wegzug halten können.

Anfangs, wenn die Jungen nur ein wenig fort können, und die Felder anfangen ledig zu werden, fallen sie auf die Brachfelder und auf die Wiesen. Des Nachts kann man die alten weit pfeiffen hören, welches wohl aus keiner andern

Ursache geschehen mag, als daß sie sich mit den Jungen wieder vereinigen wollen. Sie bleiben an solchen Oertern fast bis in den spätesten Herbst, sodann sind sie auch in etlichen Tagen, gleich wie es die Wachteln machen, unversehens weg, und ziehen in andere Länder, wo sie sich auch nicht lange aufhalten; sondern im Frühjahre wieder nach den Oertern eilen, wo sie den Sommer über bleiben und brüten wollen.

Das vierte Kapitel.

Historische Beschreibung der Turteltauben, welche aus eigener Erfahrung widerleget wird.

Daß einige Naturgeschichtschreiber und Historici in ihren Schriften vorgeben, als ob die Turteltauben ihrer Natur nach so treu mit einander verbunden wären, daß, wenn eine von ihnen ums Leben käme, die andere sich zu Tode grämete, und auch wirklich stürbe, dieses ist ohne Grund: Denn ich habe ihrer doch viele zur Delicatesse grosser Herren geschossen, und auch andere schiessen gesehen, doch nicht eben in währender Brut, sondern gleich darnach, auch wohl noch vorhero, habe aber keine gefunden, oder von jemand gehöret, daß welche gefunden worden, so todt gewesen wären, oder sich zu Tode gegrämet hätten; ja ich will noch mehr sagen, ich habe sogar die Jungen, da sie noch nicht befedert gewesen, aus dem Neste genommen, solche in der Stube in ein Gebauer

gesetzet, und mit Hirse und Habergrütze aufgefüttert, welches sie aus meinem Munde nehmen musten.

Weil ich aber damals sehr jung war, und noch in die Schule gieng; so machte ich, wenn ich aus derselben kam, das Gebauer auf, sogleich setzten sie sich auf meinen Arm oder Schulter, da ich ihnen denn ihr Futter aus dem Munde, und nach und nach aus der Hand gab. Als ich sie nun so weit hatte, daß ich sie in der Stube herum lauffen lassen konnte; so mußte ich zu meinem Leidwesen sehen, daß sich ohngefehr eine Katze oder von unsern Jungen einer in die Stube geschlichen, und eine davon erwürget hatte; die andere starb deswegen doch nicht. Das Jahr darauf fütterte ich wieder zwei Junge auf, daß ich ihrer nunmehro drei beisammen hatte. Nun war ich auch begierig zu sehen, ob sie hecken würden, deswegen machte ich ihnen oben im Hause ein Gegitter und eine Gelegenheit darzu.

Wie sie sich nun anfiengen zu paaren, so observirte ich erst, daß ich einen Tauber und zwei Täubinnen hatte. Der Tauber paarte sich mit einer Täubinn, und flog mit ihr aus und ein, sie trugen zu Neste, ehe ich michs versahe, war der Tauber davon geflogen; deswegen starben die Täubinnen auch nicht; sondern ich behielt sie noch den Winter hindurch, und that sie gegen das Frühjahr zu den andern Tauben auf den Taubenschlag. Mit diesen flogen dieselben ordentlich aus und ein, bis es ihnen ankam, sich mit ihres Gleichen zu begatten, worzu sie im Walde die beste Gelegenheit hatten; also blieb eine nach der andern aussen und endlich gar weg. Aus dieser meiner eigenen Erfah-

fahrung ist also das obige Vorgeben gänzlich ungegründet. *)

Das fünfte Kapitel.

Gründlicher Beweis, daß man durch den grünen Specht die sogenannte Springwurzel nicht bekommen könne.

Von einigen gelehrten Männern, die von der Molpe, oder Springwurzel geschrieben haben, werden dem gemeinen Volke viele abergläubische Sachen in den Kopf gesetzet. Sie sagen: wenn man einen vergrabenen Schatz haben wolle, so müße man die Springwurzel haben, womit man auch so gar eiserne Thüren oder andere Behältnisse, worinnen derselbe verborgen wäre, nur durch bloßes Anrühren, eröffnen könnte. Diese Wurzel zu erhalten, müsse man die Höhle des grünen Spechts, die er für seine Jungen ordentlich in einem Baume hat, mit einem Pflocke zustopfen; sobald dieses der alte gewahr würde, flöge er gleich fort und holete eine Wurzel, hielte sie an das verstopfte Loch, welches davon aufspringe, die Wurzel aber ließ er endlich am Baume herunter fallen, und dieses wäre die eigentliche Springwurzel. Wollte man nun mit derselben Wunderdinge vornehmen; so müsten noch andere Charakteres oder Segensprecherei darzu kommen.

In meiner Jugend habe ich einmal gesehen, daß ein Mann dergleichen Tändelei vornahm. Er ver-

*) Diese Widerlegung war ganz unnöthig, denn keiner der neueren Naturforscher hat hievon etwas geschrieben. A. d. S.

verstopfte die Höhle des Spechts an einem Baume, und wollte warten, bis der alte die Wurzel bringen und dieselbe wieder eröffnen würde; allein, da er sahe, daß der alte keine Springwurzel brachte, so geschahe es, daß die jungen Spechte, welche jämmerlich schreien, im Baume bleiben, und endlich gar umkommen musten.

Hieraus siehet man zur Gnüge, daß es bloße Possen sind, und sich diejenigen selber zu Narren machen, die solchen unmöglichen Dingen nachhängen. Ich habe dieses alles blos deswegen hier mit angeführet, weil mir selber verschiedene abergläubische Dinge von wilden Thieren, Vögeln und Vegetabilien vorgekommen sind. Meine Gedanken aber sind diese: Man vertraue Gott, und halte dasjenige für gut nnd erlaubt, was man nach der gesunden Vernunft aus denen Geschöpfen für sich und seinen Nebenchristen zum Nutzen natürlicher Weise anzuwenden weis; von solchen phantastischen Einbildungen aber muß sich niemand träumen, noch einnehmen lassen.

Bei dieser Gelegenheit fällt mir noch bei, daß auch vom Wiedehopfe, Schwalben, Eulen und Steinkautze in den kleinen Kunst- oder Marktschreierbüchern viel wunderliches und ausserordentliches Zeug angeführet, und unter dem Pöbel ausgestreuet wird. Glaube es doch ja niemand, es sind lauter erdichtete Finten, und unbillig, daß man die Leute zu solchen wunderliche Possen verleitet, die doch nicht den geringsten Grund haben. *)

Das

*) Es wäre zu wünschen, daß alle unter dem gemeinen Jägervolke im Schwange gehende abergläubische Meinungen und Gebräuche ganz ausgerottet werden mögten. A. d. S.

Das sechste Kapitel.

Von dem grossen diebischen Raben, oder Kolckraben, nebst historischen Anmerkungen, und gründlicher Widerlegung der ungegründeten Meinung von dem Rabensteine.

Mit diesen diebischen Vögeln sind unterschiedene Versuche gemacht worden, welche eigentlich darinnen bestanden haben: nämlich, wenn man ihnen ein Messer, Schlüßel oder dergleichen hingeworfen, so haben sie solches unvermerckt fortgetragen, an einen verborgenen Ort gelegt, mit Grase, Erdreich, oder was sie sonst habhaft werden können, durch Hilfe ihres Schnabels also bedecket, daß es niemand zu finden im Stande gewesen. *)

Wer sich in der alten Historie des Stifts Merseburg nur ein wenig umgesehen hat, wird finden, daß ein zahm gemachter Rabe des Bischofs Ring vom Tische bei dem Handwasserbecken, unvermerckt auf das Dach in eine Rinne, so zum Abfließen des Dachwassers angeleget gewesen, verschleppet. Da nun der Ring vermißet wurde, so kam derjenige Page, welcher das Handwasser gebracht hatte, darüber in Verdacht, und gar in peinliche Strafe. Es fügte sich aber, daß, als die Mäurer oder Ziegeldecker das Dach einmal repariren mußten, sie eben diesen Ring in der Rinne fanden,

und

*) Nicht allein die großen und Kolkraben, sondern alle Arten des ganzen Rabengeschlechts sind zum Stehlen und Verschleppen geartet. A. d. S.

und solches sogleich anzeigten. Weil nun hierauf den Bischof obiges Verfahren reuete; so ließ er einen von Stein verfertigten Raben, der einen goldenen Ring im Schnabel hält, zu einem Wahrzeichen über des Stifts Schloßthor setzen, den man noch heutiges Tages sehen kann.

Schon die alten Naturkündiger, als Plinius ꝛc. und unter den folgenden Albertus Magnus, Geßnerus, haben uns viele abentheuerliche Dinge von dem Raben erzählet, welche nach der Zeit in den deutschen Quacksalberbüchern, sowohl geschrieben als gedruckt unter dem gemeinen Volke ausgestreuet worden. Man findet unter andern darinnen, daß man durch den Rabenstein, den ich hier ausführlicher beschreibe, die Sprache aller Thiere und Vögel verstehen könne. In meinem ersten Anhange habe ich schon widerleget, daß denen unvernünftigen Thieren keine ordentliche Sprüche beizumessen sey, wohin ich den günstigen Leser weise.

Weil aber dennoch einige Neugierige, von diesem fabelhaften Vorgeben noch besser unterrichtet zu seyn, ein Verlangen haben möchten; so will ich solches hier mit kurzem erörtern. Es finden sich nämlich einige Großsprecher, welche behaupten wollen, daß derjenige, welcher einen Rabenstein bei sich führete, vermöge desselben aller Thiere, Vögel und andere Sprachen nicht allein völlig verstehen, sondern auch selber reden lernen könne.

Dieser Stein soll an demjenigen Orte, wo die Raben ihren Horst oder Nest hingemacht und ihre Eier geleget, gar leicht zu bekommen seyn. Sie sagen, man müsse hinauf steigen, die Eier aus dem Neste nehmen, geschwinde sieden oder kochen,

cheu, und wieder an die vorige Stelle legen. Nachdem solches geschehen, würde der alte Rabe sogleich fort fliegen, und einen Stein aus Arabien holen, die Eier damit berühren, daß sie wieder zur Brut und Zeugung der Jungen tüchtig würden, und also seine Jungen richtig ausbrüten; alsdenn sollte derjenige, so den Rabenstein gerne haben möchte, wieder hinauf steigen, und den Stein, den er im Neste finden würde, zu sich nehmen, worauf er ihn entweder beständig bei sich führen, oder, wenn er ein besonderes Glück verlangte, unter die Zunge legen könnte. Weil nun aber die Raben ihre Nester auf die höchsten Bäume hinauf setzen; so glaube ich, daß dergleichen Unternehmen manchem sein Leben kosten dürfte.

Ist dieses also nicht eine rechte Thorheit? Lerne doch die Eigenschaft des Rabens kennen: man mache einmal einen Versuch, und steige hinauf zu seinem Neste, lege nur die Eier von einer Stelle auf die andere, du brauchst sie nicht einmal auszunehmen, und gieb alsdenn Achtung, ob sie der Alte nicht wird liegen lassen. Ja ich will noch mehr sagen: steige doch einmal hinauf, und stöhre die Jungen im Neste, und lasse sie liegen, siehe zu, ob sie der Alte nicht verlassen wird; oder, schieße nur nach einem, wie bald wirst du gewahr werden, daß er die Jungen verläßt. Kann er nicht fortkommen, so wird er beständig ruffen, und sich endlich gar aus Noth aus dem Neste wälzen, und sich auf die Erde zu Tode fallen, welches ich mit meiner eigenen Erfahrung bezeugen kann. Ja man hat wohl gar Exempel, daß er seine noch nackten Jungen im Neste hat verhungern und krepiren lassen; daher ist auch das bekannte Sprüch-

wort

wort entstanden: diejenige ist eine Rabenmutter, die ihre Jungen nicht ernähren will.

Wie nun durch die bisherige Erzählung bloß meine Absicht ist, einen jeden vor dergleichen phantastischen Gauckeleien zu warnen; also halte ich auch für höchst unbillg, daß man solch unnützes Zeug so öffentlich unter dem gemeinen Volke ausstreuet. Wenn dieses alles seine Richtigkeit hätte, so würde man viel tausend Menschen finden, die eben so geschickt wären, als manche Philosophen, die alle Wissenschaften der Naturlehre und Magie auswendig gelernet haben. Ich meines Orts lasse mich durch solche vergebliche Träume nichts überreden.

Das siebente Kapitel.

Vom unrechten Geniessen des Leithundes.

Ich finde für nöthig, einem Jungen Jäger einige Irrthümer vom Geniessen des Leithundes vorzustellen: ich habe einen alten Jäger, der damals in der Leithundesarbeit mein Nebenkammerade war, und andere lehren wollte, gekannt und gesehen, daß, da er schon zween Leithunde zum Suchen kaltsinnig gemacht, welche beinahe alle Ferten nicht sonderlich anfielen, noch viel weniger aber mit denselben fortzusuchen war.

Dieser Jäger nun, der doch gerne den Hund durch den Genuß wieder feuriger gemacht hätte, stellete es folgendermassen an: er nahm in einem Tuche etliche Stücke frisches Wildpret mit sich; fiel nun der Hund die erste die beste Ferte an, so

band er ihn gleich an, gieng auf der Ferte nach, (denn weil daselbst sandigter Boden war, konnte er es sehr genau erkennen,) legte immer uach und nach ein Stückchen von seinem mitgebrachten Wildpret auf die Ferten, gieng alsdenn zurück, fassete seinen Leithund mit sehr lauter Stimme ans Hängeseil, und brachte ihn wieder auf die Ferte mit folgendem Zurufe: Aupres Ami! aupres apresça chasse d'Ami. Wenn nun der Hund auf der Ferte fortschwärmete, und ein Stückchen Wildpret fand, so war ihm solches ein rechtes Leckerbißchen; schwärmeten sie denn mit einander wieder fort, und der Hund schoß bei der Ferte vorbei; so merkte sichs jener indessen, wo er die Stückchen hingelegt hatte, und rief dem Hunde zu! Horwary! (denn er war Französisch gearbeitet.) Kam der Hund unter den Wind, wo das Stückchen Wildpret lag; so war er überaus begierig nachzusuchen und zu fressen; ja er würde sich wohl einen ganzen halben Tag an dergleichen Leckerbißchen delectiret haben, wenn ihrer nur viel da gelegen hätten. Inzwischen bemerkte der Jäger mit nicht geringer Verwunderung, daß der Hund die Stücken Wildpret, die da lagen, nicht alle finden konnte; also muste der Jäger um dieselben so lange herum gehen, bis er sie fand. Hieraus konnte man ganz deutlich erkennen, daß er nur den Fraß suchte, auf die Ferte aber einzugreiffen, seine Intention nicht ware. Was wurde denn aber endlich daraus? Nichts weiter, als daß es hieß: der Hund hat keine Nase (Geruch) mehr, welcher doch, da er noch jung war, die Ferte gut suchte. Man ließ ihn also todt schlagen, und hieran war nichts, als die Unwissenheit des Jägers Schuld.

Ob ich gleich bei der Leithundesarbeit verschiedenes von dieser Materie erwähnet, so will ich doch hier noch mit wenigem erinnern, wie dergleichen Hunde zu tractiren sind: man lasse nämlich den Hund nicht immer auf warmen Ferten fortschwärmen und arbeiten, wo sie nicht die kalten Ferten ungesucht lassen sollen. Mäuse und Ratten kann man wohl mit einem Stückchen Speck herzu locken, die besonders dem Geruche nachgehen; allein einen Leithund mit einem Stückchen Wildpret zum Suchen zu bringen, ist unmöglich, ja so gar ärgerlich und wunderlich anzusehen. Dahero, wenn mancher nur einen Leithund hat arbeiten sehen, so bildet er sich schon ein, er könne es auch: aber weit gefehlet! wenn so einer immer einem unter seine Hunde mit herum leiert, auch da, wo er sich selbst mit den Augen auf dem Boden helfen kann, so hat er wohl gut zu reden; allein man lasse ihn doch einmal allein etwas bestätigen, dann wird es ganz anders aussehen, wofern ihm nicht seine Nebenkammeraden durchzuhelfen vermögend sind.

Das achte Kapitel.

Eine recht nützliche Invention eines sogenannten Einsprunges zu Einfangung wilder Thiere.

Es sind die Einsprünge zu Vermehrung eines Thiergartens gewiß etwas nützliches: denn man kann durch diese Invention nicht nur allerhand Edelwildpret, sondern auch wohl Raubthiere fangen. Hierzu aber sucht man sich einen Platz

aus, der ein wenig eine Anhöhe aus und in den Thiergarten hat; jedoch, daß an solchem Einsprunge aus- und inwendig Holz stehe, auch inwendig in dem Thiergarten nicht weit von dem Einsprunge Holz sey: denn solches dienet vornämlich darzu, daß die wilden Thiere desto eher hinein eilen.

Es wäre also freilich wohl recht gut, wenn der Einsprung an einem solchen Orte, wo vorher die wilden Thiere ihren Wechsel gehabt, oder wo auf der andern Seite des Thiergartens Holzreviere oder Felder wären, die sie im Sommer gerne besuchen, angeleget werden könnte. Allein man muß sich insbesondere darauf einrichten, daß nur zum wenigsten von aussen her eine kleine Anhöhe sey, die dem Einsprunge von aussen par terre gleich komme, damit es inwendig nicht so tief aussiehet. Ausserdem werden die wilden Thiere keine sonderliche Lust bekommen, sich hinein zu begeben; denn der Erdboden muß für allen Dingen mit dem Einsprunge einerlei Gleichheit haben.

Man trift aber auch Thiergärten an, und werden noch wohl dergleichen mehrere angeleget, an die auswendig herum keine Holzung dichte daran stößet; dennoch werden sie daran gelocket, wenn im Winter das Wildpret, so darinne stehet, fleißig gefüttert wird, auch im Sommer gutes Geäße darinnen hat; ingleichen in der Brunft, wenn Hirsche abgekämpft, oder von dem Wildpret weggeschossen worden; ferner wenn sie das Wild im Thiergarten schreien hören, und über dieses auch wohl durch ihren subtilen Geschmack vernehmen, was darinnen vorgehet. Alle diese Umstände verursachen, daß sie sich gerne zu jenen gesellen wollen. Und so ist es auch mit der Fütterung und

dem

dem Geäße beschaffen, welches sie durch den Wind und eingepflantzte Natur sehr wohl zu suchen wissen; wovon schon deutlich genug gehandelt worden.

Was nun aber die Raubthiere anbetrift; so ist sowohl mir, als auch andern Jägern, zur Genüge bekannt, daß sich dieselben sehr gerne nahe an die Gehege machen. Werden sie nun allerhand Wildpret und unter andern auch Federwildpret in dem Thiergarten gewahr, so wollen sie mit ihrem Herumziehen sich auch gerne nach ihrem Fraß und Raube, gleich wie jene wegen ihres Geäßes und Brunft, zu ihnen hinein begeben; worüber sie aber gefangen werden.

An den erstern habe ich in einigen Ländern, allwo die Wälder wegen des Weinwachses und guten Felder starck mit Pallisaden oder anderer Verzäunung vermacht gewesen, befunden, daß inwendig an den Zäunen das Wildpret so lange hin und hergezogen, bis es etwan eine Thüre oder Thor, (welche auf dergleichen Wegen und Strassen seyn müssen,) so aus Unvorsichtigkeit offen gelassen worden, gefunden, durch welches es entwischen können, und sich nicht eher nach seinem Stande, gegen den Wald zu, durch die Einsprünge begeben, als bis des Morgens das Feld wieder lebhaft zu werden angefangen. Dergleichen Waldvermachungen hat man zur Erhaltung des Wildprets unterschiedliche auf die Art, wie in diesem Kapitel schon beschrieben worden, gemacht; also wird es nicht schwer fallen, einen dergleichen Einsprung und Scharte, wie ich jetzt beschreiben werde, zu verfertigen.

Die Vermachung bestehe nun aus Pallisaden- Bret- oder andern Wänden; so wird der Einsprung

in den Zaun oder Vermachung folgendergestalt angeleget: es wird nämlich eine Tiefe oder Grube auf 8 Fuß tief und 20 Fuß ins Gevierte ganz dichte am Zaume ausgegraben; die Grube wird auf allen vier Seiten mit Schaalholze oder Pfosten besetzet; auf die eine Seite aber wird eine feste Thüre, gleich wie zum Ausfange, angebracht; oben her werden drei Balken gegen den Zaun in die Quere geleget; dergleichen auch auf beiden Seitenwänden seyn müssen; von dem inwendigsten Querbalcken, von dem Thiergarten anzurechnen bis an den mittelsten, wird es dichte mit Schaalholze überleget, hierauf aber Erdreich und Rasen geleget, und allerhand Holzsaamen, wie es die Gelegenheit des Orts mit sich bringet, zwischen die Rasen gesäet; oder man kann auch, um es desto eher in Ordnung zu bringen, kleine Baumpflänzchen darauf pflanzen, welches den Einsprung natürlicher und sicherer macht.

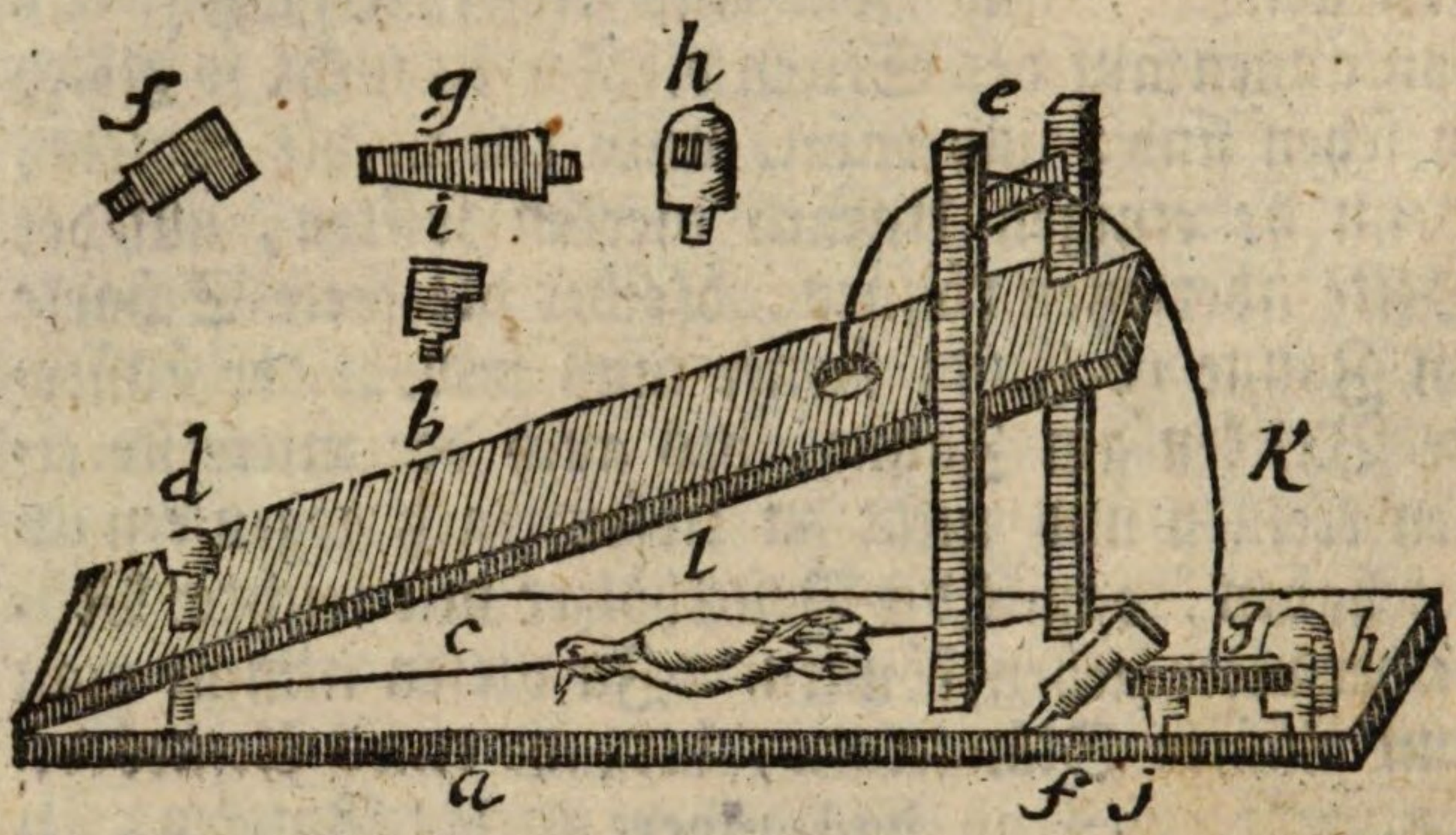
Besonders aber ist zu merken, daß der Einsprung mit seinen obern Balken dem auswendigen Erdboden gleich seyn, inwendig aber das Erdreich auf drei Seiten des Einfanges ein wenig weggeschaffet werden müsse, damit die Thiere von innen heraus nicht auf den Einsprung übersetzen können. Sie kommen zwar nicht weg, allein warum sollte man die Thiere, welche man inwendig hat, einfangen? das wäre ein großer Unrath. Und über dieses könnten ja von aussen herein keine Thiere kommen, wenn die inwendigen den Einsprung niedergemacht hätten. Sie lassen es wohl bleiben, daß sie über ein offenes Loch hinein setzen sollten.

Wie nun aber gezeiget worden, daß der Einsprung auf die Hälfte mit Rasen und jungen Hol-

ze beleget seyn solle; so wird auch der halbe Einsprung nach dem Zaune zu zum Fangen also gemacht: wo die Scharte im Zaune am Einsprunge ist, werden auf jeder Seite zwei Fuß auf den Einsprung Pallisaden oder aufrecht stehende Pfosten gesetzet, und zwar aus dieser Ursache, daß von außen auf den Seiten die Tiefen nicht so gleich zu sehen sind; und damit nicht etwan die Thiere, wenn sie einigen Unrath merken sollten, auf der Seite übersetzen können, bleibet die freie Scharte im Zaune 16 Fuß; ferner muß sowohl der äusserste Balcken am Zaune, als auch der mittelste einen kleinen und nicht zu tiefen Faltz gegen einander haben, damit die Brückhölzer mit leichter Mühe herunter gehen können. Zu diesen nimmt man nun mäßige Stängelgen, beinahe eines Armes dicke, legt eines an das andere in die Balcken; jedoch müssen sie an beiden Enden stumpf geschnitten werden, daß sie sich desto leichter herunter treten lassen; über dieses hat man auch Erdmooß parat, und überleget die Stängelgen mit demselbigen über und über, macht es fein gerade, daß es wie natürlicher Boden aussieht: also ist nun der Fang aufgestellet. Wenn dahero allerhand Thiere in den Garten wollen, und kommen auf die Stängelgen, so fahren dieselben mit ihnen durch und herunter.

Das neunte Kapitel.

Beschreibung einer besondern Art von einer Wieselfalle.



Ob ich gleich den ersten Theil mit einer Wieselfalle beschlossen, auch noch mehrere Inventiones im andern und dritten Theile angeführet, über dieses auch eines und das andere in dieser Auflage eingeschaltet und vermehret habe; so will ich diese Invention, weil sie der vorigen beinahe gleich kommt, hier kürzlich beschreiben, und einen Abriß davon beifügen.

Da man bei dieser neuen Invention von einer Wieselfalle eine ganz andere Stellung erdacht hat; so bestehet ihr besonderer Nutzen eigentlich darinne, daß sie sehr leise stellt, und, wie ich befinde, auch überaus leicht und schnell losschlägt; denn man muß wissen, daß die Wieseln fast so geschwinde, als ein Pfeil, sind.

Es bestehet aber diese Wieselfalle eigentlich aus zwei Bretern. Das unterste Bret an a ist 3 Fuß, das oberste an b aber zwei Fuß und 4 Zoll lang. Die Breter müssen stark seyn, damit sie sich, wenn man oben einen schweren Stein leget, nicht biegen; zum wenigsten müssen sie einen Fuß breit seyn, kann man sie aber noch breiter haben, so ist es desto besser.

In dem untersten Bretchen werden zwei aufrechts stehende Säulchen an e eingebohrt und eingezapft, welche zwei Zoll stark und ein Fuß hoch seyn müssen; oben werden dieselben mit einem Querriegel an einander befestiget; hinten an d wird ein hölzerner Nagel, ohngefehr eines Daumens dicke, durch beide Breter durchgeschlagen, jedoch so, daß er im untersten befestiget werde, im obersten aber ein etwas weiteres Loch habe, damit das Bret Raum habe, und im Aufstellen bequem in die Höhe gebracht werden könne. Die Stellung selber wird bei f. g. h. i. gezeiget.

Da nun aber das unterste Bret, wie gemeldet worden, vor dem obersten und den Säulen auf acht Zoll heraus gehet; also wird am Ende dieses Bretes eine Säule h. eingebohret und in das Bret eingezapfet, daß selbige drei und einen halben Zoll über das Bret heraus gehe. Diese Säule, welche drei Zoll starck, und drei Zoll breit ist, wird alsdenn in der Mitten ausgebohret und ausgemeisselt, daß der Drücker g. leicht auf und nieder bewegt werden könne; oben durch die Säule aber wird ein Loch, eines kleinen Fingers starck, gebohret. Der Drücker g. wird zwei und einen halben Zoll breit, drei viertel Zoll starck, und auf sechs Zoll lang. Am Ende wo er in die Säule

kommt, wird ein Loch durchgebohret; da, wo das Loch durchgehet, behält er seine Breite, gegen den Stellhaken f. aber wird er unten ausgeschweift, daß er also am Ende nur einen halben Zoll bleibe. Der Stellhaken f. wird 2 Zoll lang, ein halber Zoll starck und ein Zoll breit, worinn oben ein kleines Loch durchgebohret wird, daß man die Dratsaite c. durchziehen kann; unten in diesem Stellhaken befindet sich auch ein kleines Loch, wodurch man eine Leine ziehen kann.

Von oben herein ist eingekerbet, also, daß er unten schmäler werden muß, und oben unter dem Kopfe drei viertel hinunterwärts eine Kümme zum Stellen bekommt. Der Schneller i. wird drittehalb Zoll breit, und einen halben Zoll stark, und 3 Zoll lang, und von oben einen Zoll herunterwärts in die Quere auf die Hälfte hinein ausgeschnitten und ausgespalten, daß er nur unterwärts die Hälfte der Breite behält; zwischen dem Stellhaken f. und der forderſten Säule h. wird in dem untersten Brete, so breit der Schneller ist, ein Kerb eingemeißelt, daß sich der Schneller darinn anstemmen kann.

Das oberste Bret b. wird auf beiden Seiten etwas ausgeschnitten, daß es zwischen den Säulen leichte auf- und nieder gehen kann; jedoch darf die Länge desselben nur den Säulen gleich kommen. In diesem Brete wird hinter den Säulen eine Leine oder tüchtiger Bindfaden angemacht, an welchen unten der Schneller i. angebunden wird; hinten an dem Nagel d. wird eine meßingene Dratsaite, die bis an den Vorderstellhaken im obersten Loche reichet, im untersten Loche aber eine von Zwirn geflochtene Schnur angemacht, zu welcher

im

im untersten Brete zwei kleine Löcher gebohret sind, durch welche sie durchgezogen wird; weil aber der Stellhaken leicht umfallen kann, so muß er nicht dicht hinunter aufs Bret gezogen werden. Zum Stellen wird der Drücker g. in die Säule h. hineingeleget, doch daß das ausgeschweifte unten komme, durch beide Löcher aber wird ein hölzerner Nagel gesteckt. Auf die Dratsaite c. wird ein kleiner todter Vogel gebunden, und so ist demnach die Falle zum Stellen fertig.

Wenn man nun aufstellen will, leget man auf das oberste Bret einen Mauer- oder andern Stein, nimmt die Schnur k. oben über dem Querriegel, ziehet das Bret in die Höhe, setzet vorne einen starken Stock oder Stücke Holz unter das Bret, bis man den Vogel auf der Dratsaite angebunden hat; sodann nimmt man den Schneller i. setzet ihn unten in den Kerb des Bretes, und hält ihn mit dem breiten Kopfe gegen den Drücker g. welchen man drüber leget, nimmt alsdenn den Stellhaken f. leget ihn mit seiner Kümme auf den Drücker, so ist die Wieselfalle aufgestellet.

Hierbei aber ist vornämlich noch zu merken, daß das oberste Bret nicht viel über 6 Zoll in die Höhe gezogen werde, besonders, wenn die Breter nicht gar breit sind, damit die Wiesel, welche, wie vorhero schon gedacht worden, gar zu geschwinde sind, nicht durchwischen mögen. Jedoch, weil diese Stellung gar subtil stellet, und schon los gehet, wenn man nur daran trift, so hat man nicht leicht zu besorgen, daß sie davon kommen werden.

Anstatt der Vögel kann man auch ein frisches Ei an die Saite binden, worauf sie noch begieriger, als auf die Vögel, sind. Sonst kann man

diese

diese Fallen auch zu Iltissen gebrauchen, und hielte ich für billig, daß man dergleichen Fallen auch in den Fasanengärten und Gehegen hin und wieder aufstellete.

Da nun endlich die Wiesel, wie bei derer Eigenschaft erwiesen worden, gar sehr schädliche Thiere sind; sollte man billig auch den Hauswirthen dergleichen Fallen machen und solche stellen lernen, damit sie dieselben in ihren Gebäuden und Gärten aufstellen könnten: denn es ist zur Gnüge bekannt, daß ihnen ebenfalls sehr viel Schaden von den Wieseln verursachet wird.

Da nun aber im übrigen die Hauswirthe bei dieser Gelegenheit ihre guten Katzen einbüssen könnten; so ist zu rathen, daß sie nicht mit Vögeln, sondern allezeit mit Eiern stellen. Denn die Katzen schleichen den Vögeln besonders nach, die Eier aber lassen sie liegen.

Das zehnte Kapitel.

Eine Invention vom Laufe, welcher sowohl zu Haupt- und Bestätigungs- als auch zum Hirsch- und Saujagen eingerichtet werden kann.

Wenn ein grosser Fürst oder Herr, welcher an dem Reiten ein sonderbares Vergnügen findet, nebst seinen Kavaliers zu Pferde, das Wildpret oder Säue mit Lanzen oder Chevelins, oder auch mit Pistolen attaquiren will; so wird der Lauf etwas lang oder ovalrund gemacht, welches

also zu verstehen, daß die Flügel des Laufes mit den Krummruthen gegen den Schirm zu nicht eingezogen, sondern auswärts gehen, und die Tücher in einer halben Runde vom Schirme abhangen, damit auf solche Art der Reuter mehr Platz gewinne; aus dem Schirme aber hinaus zu schiessen, wird der Schuß zu weit.

Es ist dieses eine besondere Leibesübung und überaus plaisirlich, worzu aber ein geschickter und vorsichtiger Reuter erfordert wird, der mit Lanzen, Chevelins und Pistolen behutsam umzugehen weis, weil ausserdem leicht ein Unglück geschehen könnte, und alsdenn die Freude schlecht seyn würde. Sind aber einige darunter, welche dergleichen Exercitia nicht verstehen, und viele Fehlschüsse oder Fänge umsonst verrichten; so macht solches einen ausnehmenden Spaß.

Der Laufplatz an und für sich selber muß fein eben liegen, festen Boden haben, und tüchtig planiret seyn; denn wenn Löcher, Stöcke oder Steine vorhanden sind, so ist leicht zu erachten, daß der beste Reuter, welcher seine Augen bloß aufs Wildpret richtet, unversehens mit dem Pferde stürzen kann; ausserdem aber ist es eine ausnehmende Lust.

Hierbei kann ich nicht unerinnert lassen, daß auch grosse Fürsten und Herren eine grosse Freude und Ergötzlichkeit darinnen suchen, wenn sie das Rothwildpret fein hoch in der Flucht sehen und also schiessen können. Dieses ist aber zu practiciren, wenn die Laufsflügel gegen den Schirm hinein mit Krummruthen gezwungen sind, damit der Schuß nicht so weit abgehet; hierzu aber werden Uebersprünge gemacht: man nimmt also Säulchen,

die

die 6 bis 7 Zoll starck und breit, und 5 Fuß lang sind, an welche man oben Zapfen macht, daß die obersten Querbäume darauf befestiget werden können. Die Querbäume macht man auch gemeiniglich 6 Zoll stark und breit, und so lang, als man das Holz haben kann.

Auf der obersten Seite werden die Ecken abgestossen und rund bearbeitet; in der untersten aber werden Löcher eingehauen, daß sie auf die Säulen und Zapfen eingepaßt werden können. Diese Querbalcken bringet man alsdenn auf die Säulen, und verbohret sie durch die Zapfen; die Säulen aber werden in die Erde gegraben, daß sie 3 Fuß hoch über die Erde heraus ragen, und die Querbäume werden darauf feste gemacht, und also ist der Uebersprung fertig. Wenn nun das Wildpret aus dem Jagen auf den Lauf verfolget wird, und an die Uebersprünge kömmt, fliehet es drüber, und wird also in der Flucht geschossen. Wird es recht getroffen, so siehet es recht artig aus, wenn es aus der Höhe herunter stürzet.

Das eilfte Kapitel.

Ein Auerhahnfaltzrevier zur Bequemlichkeit grosser Herren einzurichten.

Wie nun schon bereits beim Auerhahnschiessen gedacht worden, daß dieser angenehme Zeitvertreib wegen seiner Rarität für hohe Häupter und grosse Herren gehöre; so ist es auch eine Lust, wenn man besonders die Annehmlichkeit in der Faltzzeit, da man mit Vergnügen seine Posituren und den

Laut

Laut seines Falzes zur Liebkosung seiner Hüner präsentiret, mit ansiehet. Weil aber der Falz schon vor Tage angehet; so gehöret hierzu ein aufgewecktes Gemüthe, das den Schlaf nicht ästimiret. Nächstdem ist auch dieses etwas sehr beschwerliches, wenn das Terrain des Waldes rauh und zu Fuße nicht gut fortzukommen ist.

In solchen Gegenden kann wohl ein gemeiner Jäger, aber ein großer Herr nicht gut fortkommen; weswegen Alleen und glatte planirte Steige einzurichten sind, dergleichen man hier in Sachsen angeleget hat. An denjenigen Oertern, wo die Auerhähne ihren Falz zu halten pflegen, werden schmale Alleen gemacht, in welchen auf allen Seiten des Auerhahnstandes Steige zu 4 bis 5 Fuß breit zubereitet, und auch öfters die Quere mit schmalen Steinen, nachdem es die Nothwendigkeit erfordert, gepflastert werden. Alle dergleichen Steige müssen von allerlei Holze, Kraut und Grase recht rein gesäubert werden.

Weil nun aber den Jägern oblieget, daß sie bei angehender Falzzeit die Auerhähne genau durchsehen müssen; also wissen sie auch schon in welcher Abtheilung oder Winkel der Allee ein Auerhahn stehet. Aus dieser Ursache können sie auch einen grossen Herrn leichte nachführen, dem die Bequemlichkeit von dergleichen Steigen treflich zu statten kommt, und ihm diese ob zwar mühsame doch aber auch plaisirliche Jagd um ein großes erleichtert, weil er nicht nöthig hat, auf einem rauhen und ungleichen Boden zu gehen.

Hierüber könnten nun wohl manche, die des Auerhahns Eigenschaft nicht vollkommen einsehen, oder gar nichts davon wissen, folgende Glosse machen,

chen,

chen, daß an einem solchen Orte, sehr viel Auerhähne seyn müßten, weil man mit so großen Kosten dergleichen Alleen machte; wären ihrer aber wenig vorhanden, so trügen sie die Kosten nicht: Die Auerhähne hätten ja im Walde herum mehr Platz, wo sie auch hinziehen und falzen könnten.

Bei dieser Gelegenheit will ich den Lesern in den ersten Theil, bei Beschreibung des Auerhahns, zurücke weisen, allwo er finden wird, daß sich dieselben zur Falzzeit wieder nach ihrem vorigen Stande zurück ziehen. Ferner möchte mancher sagen: Wenn sie nun da weggeschossen werden, wie können sie denn wieder kommen? Hierauf antworte ich: Es wird schon so vorsichtig gehandelt, daß sie nicht alle weggeschossen werden.

Haben sich junge Hähne dabei eingefunden, so schießet man die alten nach und nach weg. Dennoch ist man versichert, daß die jungen Hähne mit ihren Hünern wieder kommen, und selber ihren Falzplatz wieder suchen: Denn sowohl die Hähne als Hüner finden in den Wäldern nicht überall die Gelegenheit, wo sie sich aufhalten können. Uebrigens sind hier in Sachsen von Sr. Königl. Majest. in Pohlen und Churf. Durchl. zu Sachsen dergleichen Auerhahnsfalzreviere angeleget worden, weil Ihro Maj. selbst einen grossen Gefallen an dieser Jagd haben.

Das

Das zwölfte Kapitel.

Rebhüner mit dem Bömsch zu fangen.

Wiewohl ich schon vorher einen Bömsch zu Fangung der Raubvögel, Raben und dergleichen beschrieben habe; so fällt mir bei dieser gegenwärtigen Vermehrung noch eine andere Invention vom Bömsche bei, worinnen man die Rebhüner fangen kann, und welcher also gemacht wird: Man mache einen eckichten Rähmen von 4 Latten, die drei Zoll breit und anderthalb Zoll stark sind; lasse sie fein sauber behobeln, und in den Ecken fest in einander fügen. Ihre Länge soll 8 Fuß, und die Breite 4 Fuß seyn. Durch diesen Rähmen werden auf allen inwendigen Seiten nicht weit vom Rande 4 Zoll aus einander, kleine Löcher gebohret.

Hierzu strickt man von festem Bindfaden eben ein solches spiegelichtes Netze, wie beim Rebhünersteckgarne angezeiget worden, und ein Eingarn von gutem Zwirne ziemlich busemreich, daß es eben so dreifach als ein Steckgarn werde. Hierauf werden die Spiegel mit einem Bindfaden in den Löchern am Rähmen fest angemacht, und das Ingarn wird mit einem durchzogenen Bindfaden auch mit daran befestiget.

Ferner wird an dem einen Ende eine ziemlich starke Stange in die Erde gestossen, in welcher oben ein runder eiserner oder hölzerner Nagel quer durch gehet; die Stange wird ausgefalzt, daß die Leinen Raum haben, durch zu gehen. Zur Aufstellung wird in der Mitten ein Pfahl eingeschlagen, und mit einer solchen Zunge versehen, wie

bei dem Raubvögelbömsch angezeiget worden; oder aber, welches noch leichter ist, wird ein Eisen an den Pfahl gemacht, welches mit dem Pfahl und der Zunge zusammen gehänget werden kann, doch so, daß ein recht gangbarer Wirbel zwischen beiden sey.

An diesem Eisen ist an dem einen Ende eine Holzschraube, daß man es in den Pfahl einschrauben kann, am anderen Ende aber wird es an die Zunge angenagelt. Die Zunge wird von einem dünnen Bretlein, 10 Zoll lang und 2 Zoll breit gemacht, im Pfahl aber wird ein hölzerner viereckichter Nagel eingebohret und eingeschlagen, jedoch so, daß er einen halben Zoll heraus gehe, und sich das Stellholz ansteiffen könne, und auf die Zunge wird ein Kerb eingeschnitten.

Hierauf nimmt man ein dreifaches gut gezwirntes Leinchen, an dessen einem Ende das Stellholz, so ohngefehr 4 oder 5 Zoll lang und einen halben Zoll stark ist, angemacht wird, und die andern beiden werden zu jeder Seiten an die Rähmen angebunden; an die Leinen aber wird alsdenn ein Gewichte von einem Stücke Holz oder Stein angebunden, nachdem sie vorher über den hölzernen Nagel durch die Stange durchgezogen worden.

Das Aufstellen aber geschiehet also: Man ergreift die Leine am Stellholze; und ziehet damit das Gewicht in die Höhe, leget die Rähmen zu beiden Seiten platt nieder, setzt das Stellholz auf die Zunge und oben an den Pfahl unter den Nagel, nachdem die Zunge zuvor recht wohl mit Weitzenähren bewickelt und fest angebunden worden; und so ist nun aufgestellet.

Es ist aber hierbei noch dieses zu merken, daß man in dem Bömsche auch etwas weniges von Körnern herumstreuet, damit sie die Hüner erst anfangen aufzusuchen, und sich nach und nach alle hinein begeben, ehe sie an die Zunge gehen. Wenn sie hierauf anfangen, in die Aehren zu hacken; so gehet das Stellholz loß, und das Gewichte schnellt den Bömsch in die Höhe, daß sie also gefangen werden. Und weil die Rebhüner nicht so ungestüm, wie die Raubvögel oder Krähen in die Aehren hacken; so muß die Stellung ganz subtil und leicht gemacht werden.

Die Ursache endlich, warum das Garn oder Netze hierzu dreifach gemacht werden soll, ist keine andere, als daß sie durch die Spiegel durch, und ins Eingarn fahren können. Sonst kann man auch also damit verfahren: Wenn Schnee liegt, streue man den Hünern etliche Tage hinter einander fleißig Körner, bis sie es gewohnt sind, stoße alsdenn die Stange hinein, und lasse die Leinen daran, so werden sie bei der Aufstellung desto sicherer; den Bömsch aber überstreue man mit Schnee, ist aber keiner vorhanden, so lege man dünnes Stroh oder altes Gras darüber her, daß es den Bömsch etwas bedecket.

Es ist dieses eine leichte Arbeit, und wenn man sich mehr als einen Bömsch anschaffet, kann man auch viel Hüner fangen. Man braucht daher die vielen Unkosten nicht, sich einen guten Hund und viele Zeuge zu halten. Die Bömsche können viele Jahre gebrauchet werden, und dienen auch sonderlich demjenigen zum Fangen, der mit Treibzeugen und Hünerhunden nicht sonderlich umzugehen weis.

Das dreizehnte Kapitel.

Lerchen mit einem todten oder hölzernen Falken zu fangen.

Ehe man diese Verrichtung unternimmt, ist nöthig, daß man einen Falken vorhero folgendermaßen präpariret: Man nimmt einen todten Falken, wenn einer zu haben ist, streift ihm, indem er noch frisch ist, die Haut samt den Federn ab, und bälget ihn auf eben die Art aus, wie man sonst die Vögel auszubälgen und auszustopfen und auf Drat zu setzen pfleget, jedoch mit dem Unterschiede, daß an dem Falken die Flügel ausgespannet seyn müssen.

Das Gehirn und die Augen müssen heraus genommen, und dafür gläserne, so des Falkens seinen ähnlich sind, eingesetzet werden. Wer aber mit dem Ausstopfen nicht umgehen kann, nimmt den todten Falken, macht das Gehirne und die Augen heraus, setzt, wie gesagt, andere Augen hinein, stopft ihn mit feiner Leinwand aus, und dörrt selbigen in einem mäßig warmen Backofen, welches aber etlichemal wiederholet werden muß, reibt auch über dieses etwas Pfeffer hinein, daß das Ungeziefer nicht so leicht darinnen hecket.

Wenn er nun so ausgestopft ist, nimmt man Leimwasser, legt und streicht die Federn fein gleich und gerade, überstreicht ihn mit dem Leimwasser, doch so, daß er davon nicht glänzend werde, und läßt ihn recht austrocknen. Das Bestreichen dienet darzu, daß der Wind die Federn nicht so sehr hin und her beweget, wenn man mit ihm schwenkt,

wovon weiter unten ein mehrers gesagt werden soll. Denn es ist überhaupt bekannt, daß auch ein lebendiger Vogel beim Winde seine Federn an sich hält.

Der hölzerne Falke muß von leichtem Holze, von eben der Gestalt und Größe, wie ein ordentlicher Falke, mit ausgespannten Flügeln geschnitzt und gemacht, auch mit eben dergleichen Farbe, wie der lebendige aussieht, nämlich die Brust mit gelbweißem Grunde und dunkelbraunen Fleckgen, und unter den Flügeln auch also angestrichen werden, wie bereits bei der Eigenschaft des Falkens gemeldet worden.

Ueber dieses ist aber hier noch zu erinnern, daß der erstere, so mit Federn ausgebälget ist, im Winde überaus leichte ist; daher thut man sehr wohl, wenn man ihm ein Stücke Blei entweder oben auf den Rücken bindet, oder auch inwendig hinein stecket, damit er sich nicht, wenn es windicht ist, im währenden Schwenken um und umkehren möge.

Wenn nun also ein solcher Falke zurechte gemacht ist, so kann man entweder im Julio oder August, da die Lerchen in der Mause liegen, und der beste Fang ist, mit demselben hinaus aufs Feld ziehen. Die hierzu benöthigten Garne oder Zeuge sind schon vorher beim Lerchenfange mit einem lebendigen Falken deutlich genug beschrieben worden, allwo ein mehrers hieher gehöriges nachgelesen werden kann.

Soll nun der Fang gut von statten gehen und große Ausbeute geben; so hat man darzu eigentlich 2 Personen nöthig, doch kann es zur Noth wohl eine verrichten, sie bringet aber nicht so viel vor sich.

Man mag sich bei diesem Fange entweder eines befederten oder hölzernen Falkens bedienen; so muß er an beiden Flügeln und hinten am Halse an drei Bindfaden angemacht werden, damit, wenn man solche oben zusammen nimmt, der Falke mit der Brust unten in der Schwebe hänge; hieran macht man ein Leinchen, ohngefehr einer Klafter lang, sucht dabei ein mäßiges aber doch ziemlich langes Stängelchen bei der Hand zu haben, woran man oben den Falken schwebend anbindet: So bald nun eine Lerche aufstößet, eilet man sogleich darnach hin, und schwingt den Falken über die Lerche hin und her, daß es scheinet, als ob er wirklich lebendig wäre. Der andere nimmt alsdenn sein Fähnlein, Haube, Schleife, oder was er nur hat, und bedeckt die Lerche, mit dem Tiraß aber geht es am allerbesten an.

Auf solche Art gehet diese Arbeit so gut von statten, daß täglich zum wenigsten ein oder ein paar Gerichte Lerchen gefangen werden können, zumal, wenn zugleich ein lebendiger Falke die Felder in der Luft mit überstreichet, welcher sonderlich bei einer grossen Hofstatt, wo viele Lerchen zum Verkauf gefangen werden sollen, besonders nützlich und nöthig ist.

Die lebendigen Falken kann man fast durch ganz Deutschland, wo nicht an einem, doch am andern Orte, bekommen, und wenn man sie unterwegens gut fortbringen will, muß man es also machen: Man leget ihnen die Flügel fein gerade und ordentlich am Leibe an, nimmt alsdenn einen feinen und ziemlich grossen Leinwandlappen, schneidet ein Loch in der Mitten hinein, streichet die Federn fein gerade, und stecket sie mit dem Kopfe

hin-

hindurch, strecket die Fänge unterwärts gerade aus, schlägt den Leinwandlappen ein wenig dichte darum, und nähet also den ganzen Körper hinein, daß er die Fänge und Flügel nicht heraus ziehen kann. Auf diese Art kann man sie wohl 3 bis 4 Tagreisen tragen.

Hat man aber eine ordentliche Falkenkappe, so darf er nicht erst eingenehet, sondern nur verkappt werden, welches weit besser ist. Allein dergleichen kleine Falkenkappen sind sehr rar, und unter 10 Riemern oder Sattlern ist nicht einer im Stande, eine zu machen. Im übrigen können die Lerchen auch durch das Stechen, wie bei den Finken gezeiget worden, gefangen werden.

Das vierzehnte Kapitel.

Finken mit Leim, ohne viele Umstände, und mit wenigen Kosten, zu fangen.

Zu dieser Verrichtung hat man ein oder ein paar Finken nöthig, die in ein Gebauer gesetzet werden. Sind es Singfinken, deren ich schon gedacht habe, so ist es desto besser; wo aber nicht, so sperret man nur freie Finken, die gut pinken können, ein. Hernach nimmt man 5 bis 6 Stangen, die 8 Fuß hoch sind, und oben an der Spitze etliche verstümmelte Aeste haben, wo man die Leimspindeln einbohret. Von deren Verfertigung ist schon bei dem Vogelfangen ausführlich genug gehandelt worden.

Zu den Lockfinken hat man auch zwei Stangen nöthig, die eines Armes stark und 5 Fuß hoch

seyn können. Oben herum werden schwache Reisigquasten an dieselben gebunden, daß die Finken mit den Gebauern nicht so genau zu erkennen sind, und auch zugleich einigen Schutz vor dem Winde haben. Unten aber müssen die Stangen alle spitzig seyn.

Will man es aber, damit der Fang ansehnlicher werde, noch besser haben; so mache man neben den Ort, wo man stellen will, ein Schweberohr auf zwei Stangen, wie ich beim Heidelerchenfange ausführlich beschrieben habe, und von ein wenig Reisig eine Hütte, daß man in etwas verborgen darinn sitzen kann, und so ist die Zubereitung zum Finkenfange gemacht. Will man nun im Herbst oder Frühlinge (wiewohl es bei dem letztern unrecht ist, wenn man Vögel, die brüten sollen, wegfängt) auf den Fang ausgehen; so sucht man sich einen Platz aus, wo die Finken nach den Tränken oder ins freie Feld ausfallen, jedoch muß der Stellort nicht allzu nahe an einem Gebüsche oder Walde, und auch nicht allzu weit davon abgelegen seyn. Sodann nimmt man die Stangen zu den Gebauern, stößet solche fest in die Erde, hängt die Lockfinken daran, steckt die Leimstangen etliche Schritte aus einander um sie herum, und macht sein Schweberohr an. Wenn nun die Finken ankommen, und sich diese hören lassen, zieht man die am Schweberohr angemachten Finken hinauf, sogleich werden die Fluchtfinken auf den Stängelgen anfußen, und an den eingemachten Leimspindeln kleben bleiben, wiewohl auch einige herunter fallen. Hier muß nun gleich jemand bei der Hand seyn, und die Finken abnehmen, den Leim von den Federn abmachen, und wieder aufstel-

stellen; Zu den Leimspindeln macht man ein wenig weite Löcher, daß sie geschwinde herausgezogen und bald wieder hineingesteckt werden können.

Weil aber die Finken gewohnt sind, daß sie sowohl Vor- als Nachmittage, wenn gleich die Zugstunden schon vorbei sind, aus dem Gehölze ins freie Feld oder zum Tränken ausfallen, damit sie Nahrung haben, und den folgenden Morgen weiter ziehen können; also kann man diesen Fang den ganzen Tag exercciren; jedoch muß man bei der Gelegenheit noch jemanden bei sich haben, welcher von Ferne im Felde herumschleichet, und die Finken nicht mit Sturme sondern ganz gelassen aufjaget, da man denn gewahr werden wird, daß sie, indem sie sich nach dem Holze zu ziehen wollen, öfters viele aus ihrem Schwarme verliehren. Gibt alsdenn ein Vogelsteller genau Achtung, auf welcher Seite des Holzes diese Vögel aus- und einfallen; so wird er finden, daß sich dieser Fang an einem solchen Orte am besten schicke, und ihm sehr vortheilhaft seyn wird.

Ist man nicht willens, viele Finken auf einmal zu fangen, so hat man die Einrichtung mit dem Schweberohr und Hütte gar nicht nöthig, sondern man erwählet sich einen Ort, wo, wie gedacht, die Finken aus- und einfallen, stellt seine Leimstangen hin, und die Lockfinken in die Mitten, setzt sich eine Ecke davon hin, und siehet zu, ob sich etwas fänget oder nicht. Wird er nun gewahr, daß die Finken darneben einfallen, so gehet er von ferne herum, und treibet sie ganz gemächlich nach dem Leimgestelle hinzu.

Dieser Fang erfordert wenig Unkosten, und bezahlt dem Vogelsteller die Mühe reichlich, wenn er nur erst durch eine fleißige Uebung begreift, wie er es am geschicktesten anfangen soll und muß.

Das fünfzehnte Kapitel.

Anweisung, wie man durch Beihilfe eines Sperbers die Sperlinge wegfangen könne.

Daß der Sperber ein Feind der Sperlinge sey, davon habe ich schon bei dessen Eigenschaft ausführlich gehandelt, und gezeiget, was er eigentlich für ein Raubvogel sey. Ich habe also nicht nöthig, in diesem gegenwärtigen Kapitel weiter davon etwas zu erwähnen, sondern ich will vielmehr dessen besondern Gebrauch bei Wegfangung der Sperlinge betrachten, welche den Hauswirthen in den Städten und auf dem Lande, in den Feldern, Scheunen und Gärten so großen Schaden zufügen

Es wäre daher nicht allein der Billigkeit sehr gemäß, wenn man sie auf allerhand Art und Weise auszurotten suchte, sondern auch höchst nützlich, daß man sich ordentliche Sperlingsfänger hielte, und ihnen ein gutes Fanggeld ausmachte. Ohnerachtet ich der Sperlingskörbe schon an einem andern Orte gedacht habe, so will ich doch hier zu Austilgung derselben eine besondere Invention zu einem Hauptfange anführen und erklären. Wie nun aber überhaupt bekannt ist, daß sich die Sperlinge meistentheils in den Höfen, Feldern und um die Gärten herum aufhalten; also will ich zuförderst

derst zeigen, wie man dieselben in den Höfen fangen könne: Man nehme ein hohes Bier- oder anders Faß, das oben keinen Boden hat, stelle es in den Hof, stecke an der einen Seite desselben Dornen oder anderes Reisig hinein, wiewohl die Dornen besser sind, oder man nehme sperrichtes Reisig, daß sie geschwinde durchfahren können. Vorhero aber schaffe man sich erst einen Sperber an, welcher, wenn er nützlich seyn soll, auf eben die Art abgetragen werden muß, wie bei Abtragung des Habichts bereits deutlich genug angezeiget worden. Hat aber der Fänger die firme Abtragung nicht gelernet, und weis sich in dieselbe nicht recht zu finden; so muß der Sperber dennoch so weit gewöhnet werden, daß er zum wenigsten auf der Hand sitzet, und man ihn an der Schnur kann abfliegen lassen.

Weil nun die Sperlinge zu Herbst- und Winterszeit sich in allen Höfen zu ganzen Schaaren aufhalten, und ihre Art eigentlich ist, daß sie sich auf das Reisig zu setzen pflegen; also werden sie es auch bald gewohnt, auf dem Reisige im Fasse zu sitzen, wenn es nur etliche Tage da gestanden hat.

Den Fang selber nimmt man hierauf also vor. Sobald die Sperlinge haufenweise auf dem strohigten Miste einfallen, besonders, wenn der Pferdmist frisch heraus gebracht ist; oder aber, wenn man ihnen Appetit zu machen, etliche Bund neu ausgedroschen Stroh hinlegt, und alsdenn gewahr wird, daß sie sich in grosser Anzahl darauf versammlen; so gehet man auf der Seite hin, und hält den Sperber so lange verborgen, bis man nicht mehr weit von dem Fasse ist, und die Sperlinge recht

in der Mitten liegen: Alsdenn läßt man den Sperber geschwinde von der Hand, und die Sperlinge retiriren sich, ohne sich umzusehen, auf das Reißig und ins Faß.

Ist der Sperber abgetragen, und man läßt ihn den Sperlingen nachsetzen, so kriechen sie aus lauter Furcht immer tiefer ins Faß hinunter. Ausserdem aber muß man den Sperber immer in die Höhe halten, und ihn die Flügel ausspannen lassen. Hierauf nimmt man ein Netz, welches man mit leichter Mühe darüber decken kann, und langet die Getreiddiebe heraus, von welchen schwerlich einer davon kommen wird. Diejenigen, so dergleichen Zubereitungen mit Fässern in ihren Höfen gemacht haben, können in einem Tage unterschiedliche dergleichen Fänge vornehmen.

Wenn in grossen Wirthschaften und Bauerhöfen Reißholz zur Feuerung lieget oder aufgesetzet ist, so gehet es sehr gut an, daß man sie in demselbigen auch mit Garnen, deren ich bei der andern Art vom Sperlingsfange gedenken werde, recht gut fangen könne.

Ich erinnere hier noch, daß, wenn man obberührtermassen den Fang vornehmen will, oder schon vorgenommen hat, die Sperlinge aber auch in den ganz kleinen Höfen noch einfallen; daß man es denjenigen Leuten, welchen diese Höfe gehören, sage, damit sie den Sperlingen an dem Tage, da man sie fangen will, keine Ruhe bey ihnen lassen; sondern sie fleißig fortjagen, daß sie sich nach den grössern Höfen, wo die Fässer stehen, ziehen mögen.

Die andere Art, die Sperlinge zu fangen, ist diese: Man strickt sich hierzu zwei Garne von festem Zwirn, die 30 Ellen lang und 6 Ellen hoch

stel-

stellen, im Gemäsche aber wie die Finkenwände sind; und ausser diesen noch zwei andere, die mit jenen gleiche Höhe haben, aber nur 9 bis 10 Ellen lang sind. Oben werden die Garne an eine Leine, die eines kleinen Fingers stark ist, angereihet; die Leinen dürfen nur bloß so lang seyn, als die Garne stellen sollen, die Garne aber müssen in etwas einen Busen haben.

An den Enden der vier Garne müssen auch dünne Saumleingen und Ringe seyn, worzu vier Stangen gehören, die an jede Ecke kommen; Oben ist in jeder Stange ein Kloben, wo die Zugleinen leichte hinein gehen; Sowohl über als unter dem Kloben wird ein Loch so tief gebohret, bis sie an den Boden kommen; durch diese Löcher wird von oben hinunterwärts an der Stange eine Leine gezogen, woran die Garne mit den Rinken kommen.

Hierzu werden hauptsächlich vier Personen und ein Sperber erfordert, und man thut am besten, wenn man diesen Fang gleich nach der Erndte vornimmt, so lange die Sperlinge noch auf die Stoppeln, und noch nicht so stark in die Höfe und Gebäude einfallen; anbei siehet man sich fleißig um, wo die Sperlinge am meisten hinfallen; besonders aber ists recht gut, wenn ein Dorngebüsche, oder ein ander Gehecke, in oder an dem Felde befindlich ist, daß man die Sperlinge mit Garnen fangen kann; ist dieses aber nicht, so läßt man Reisiggebunde von allerhand Reisig machen, die auf drei Ellen lang seyn müssen, bringet dieselbigen eine Ecke von den Zäunen oder Gebäuden auf das Feld, setzet sie aufgerichtet wie einen Zaun, welcher so lang seyn muß, daß die Netze solchen bestellen können.

Zwei von dergleichen Zäunen macht man so weit aus einander, daß die kurtzen Garne zureichen. Die Stangen werden auf allen vier Seiten in die Erde gestossen, und zwar so, daß man sie auch leicht heraus ziehen kann, oben aber muß an zwei von diesen Stangen entweder eine selbst gewachsene oder gemachte Gabel befestiget werden; hingegen sind die andern zwei Stangen oben nur also zugeschnitten, daß man sie in die Gabel legen kann. Hierauf werden von den vier Stangen zwei und zwei also gegen einander gesetzet, damit man oben eine in die andere legen könne.

Die Ringe werden durch die Leinen, so an den Stangen hängen, gezogen, und das Länge- und Quergarn geher auf allen vier Ecken an einer Leine; allein mit den beiden obersten Ringen müssen sie an einander gebunden seyn, daß sie zugleich hinauf gezogen werden können, und so ist die Stellung fertig.

Sobald die Felder vom Getreide ledig sind, körrt man die Sperlinge nicht weit von der Hecke oder gedachten Zäunen an, setzt büschelweise Gersten oder Weitzenähren hin, die sich gegen die andere Seite der Zäune zuneigen müssen, wo man merkt, daß sie ihre Nachtruhe zu genteffen pflegen.

Auf solche Weise läßt man sie sich etliche Tage satt fressen, streuet auch wohl Aehren zwischen beide Zäune und die Ankörrung, und wenn es sich schickt, macht man auf die andere Seite der Stadt oder des Dorfes wegen des Windes dergleichen Zäune: Denn der Vogel streicht gegen den Wind, und der Sperber kommt auch besser fort; gehet es aber auf einer Seite wegen des Windes nicht an, so gehet man auf die andere. Wenn nun der Fang vor sich

ge-

gehen soll, nimmt man seine Garne und die Stangen, welche drauſſen stehen bleiben können, und gehet früh hinaus, strecket und richtet die Garne ein und an, und die Leute bleiben bei denselben liegen. Kommen hierauf die Sperlinge, und beissen an; so wartet man ein wenig, bis sich viele versammlen, und wenn auch gleich die ersten einmal fortgehen, so kommen sie doch mit den andern bald wieder.

Hier muß man die Gelegenheit in Acht nehmen, und sich nicht weit vom Körrungsplatze auf die andere Seite hinsetzen. Scheint sichs nun der Mühe zu verlohnen, daß man den Fang unternehme; so zieht man den Sperber, welchen man vorher verborgen gehabt hat, hervor. Ist es ein abgetragener Vogel, wirft man ihn sogleich, wenn die Sperlinge auffliegen, hinter ihnen her, worauf sie in der größten Geschwindigkeit in die Reisigbunde fahren werden; ist er aber nicht abgetragen, so läßt man ihn an einer Schnur von der Hand. Sobald nun die Sperlinge in die Reisigbunde eingepuscht sind, ziehen die Leute die Garne in die Höhe, und der Sperber kommt indessen wieder, welchen man bald wieder auf eine mit langen Stängelgen gemachte Krücke setzet, und ihn in die Höhe hält, welches macht, daß sich die Sperlinge in den Reisigbunden nicht rühren.

Hierauf ziehen die andern die Staugen heraus, und legen sie oben gegen und in einander, daß man zu ihnen hinein gehen und sie heraus jagen kann: denn sie fürchten sich vor dem Sperber eben so sehr, wie die Lerchen vor dem Falken.

Das ist das beste, daß es mit dem Aufziehen und die Stangen gegen einander zu legen, fein

hur-

hurtig zugehet, und eben deswegen werden sie oben zusammen geleget, daß die Oberleinen zusammen kommen, und die Sperlinge nicht oben hinaus entwischen können. Wo viel Sperlinge sind, kann man wohl etliche Schock auf einmal berücken. Auf diese Art kann man auch auf den grossen Reisighaufen, wie vorher erwähnet, procediren.

Sperlinge auf Scheuntennen zu fangen.

Man setzt die Stangen auf die Tennenwand, und legt sie oben also in einander, daß das hinterste Quergarn nur allein daran sey. Das forderste, welches vorhero unten liegen muß, wird also eingerichtet, daß es schnell herauf gezogen werden kann. Dieser Fang kann etliche Tage also stehen bleiben, und man wird sehen, daß sich auf solche Art alle Tage Sperlinge fangen werden.

Vor das Scheunthor wird allerhand Gesäme und dergleichen gestreuet, und wenn man fangen will, wird das Thor aufgemacht; sind sie aber wieder vor die Scheune hingefallen, gehet man ihnen mit dem Sperber entgegen, wirft ihn geschwinde in die Höhe, welcher macht, daß sie sich bald wieder in die Scheune hinein verfügen; indessen lauret einer inwendig bei dem forderſten Quergarne, ziehet solches schnell hinauf, daß sie nirgends hin können, sondern ihre Mahlzeit mit dem Leben bezahlen müssen.

Endlich verlohnte sichs auch wohl der Mühe, daß zu Tilgung dieser schädlichen Vögel Klebegarne angeschaft würden, wenn man auch gleich nur acht Stück hätte, die ohngefähr 10 bis 12 thlr. kosten.

Soll-

Sollte es aber ja einer Gemeine allein zu schwer fallen, dergleichen Klebgarne zu halten; so könnten solche von einer Stadt und drei bis vier Dörfern zusammen angeschaft werden, welches einem jeden wenig kosten würde. Sie könnten alsdenn dieselbigen mit einander umwechseln, und alle Jahr von einem Orte zum andern etliche mal genommen werden.

Dergleichen Klebegarne werden wie die Lerchenklebgarne oder Tagnetze gemacht, ein wenig, aber nicht viel enger in Maschen; in der Höhe müssen sie auf vier und eine halbe Elle hoch stellen, unten aber mit starkem Zwirne gut vermaschet werden, damit ein Bindfaden unten durchgezogen werden könne, und der Wind das Garn nicht in die Zäune oder Hecken treibe, oder die Sperlinge selber solches mit hinein ziehen. Hierzu gehöret auch ein Sperber, und wenn ihrer zwei sind, ist es desto besser.

Diesen Fang kann man vornehmen, wenn das Getreide noch stehet und zu reifen anfänget, und nachgehends den ganzen Herbst hindurch damit continuiren. Die Netze oder Garne, welche man vor den Zäunen, oder wo lange Hecken sind, quer vorstellet, müssen erdfahl gefärbet seyn, und diejenigen, so Sperber haben, sollen sich auf der andern Seite befinden, wo die Sperlinge auf das Feld zu fallen pflegen.

Sehen sie nun, daß die Sperlinge einfallen, so werfen sie die Sperber augenblicklich in die Höhe, und schicken sie wohl gar an einer Schnur ein wenig hinter ihnen her, worauf sie geschwinde nach den Hecken oder Zäunen retiriren wollen, zu ihrem Unglück aber an den Garnen kleben bleiben. Wer im übrigen nur nachsin-

nen will, wird Mittel genug finden, wie er die Sperlinge mit dem Sperber auf vielerlei Art fangen könne.

Das sechzehnte Kapitel.

Erklärung der Wörter:

Wald, Heide, Forst, Feldhölzer, Vorhölzer, Anlagen, Plantagen und Eichelkämpe.

Das Wort Wald wird einem gewissen District mit bewachsenem Holze beigeleget, und man sagt, daß ganz Deutschland von Braunschweig durch Thüringen, bis an die Schweitz, Tirol, Steiermark, und an die Ungarischen und Schlesischen Gräntzen, ein bloßer Wald gewesen seyn soll.

Viele Schriftsteller, die in der alten Geographie besser bewandert sind, als ich, haben ihn schon lange beschrieben, und ihm den Namen Harz- oder Schwarzwald beigeleget. Soviel ist mir nun eigentlich wohl bekannt, daß der Harzwald, welcher ohngefehr 12 Meilen lang, und 6 Meilen breit ist, und worauf der berufene Blocksberg lieget, noch seinen alten Namen behalten hat.

Der Thüringerwald ist länger als jener, liegt zwischen Thüringen und Franken, uud erstreckt sich bis in das Würtembergische, Baadensche und an das Fort Kehl. Am Rhein, Straßburg gegen über, und bis in die Schweitz erstrecket sich der eigentliche Schwarzwald, welches hohe Gebürge, und Ueberbleibsel des alten Harzwaldes sind. Ausser dem alten Walde sind noch sehr viel andere Wäl-

der,

der, welche ich hier zum Theil noch anführen könnte.

Jedoch, weil solches zu unserm Zwecke wenig dienet, und auch allzu grosse Weitläuftigkeit verursachen möchte; so weise ich einen jeden Liebhaber davon in die Historien und Chronicken, wo er die schönsten Nachrichten von dieser Materie finden wird. Wie nun aber ein Wald, wie gedacht, nichts anders, als ein mit Holz bewachsener Ort ist; also werden auch an vielen Orten nach dem Jäger-Termino alle Aeste und Zacken, die an einem Baume stehen, Wald genennet, daß man insgemein sagt: Der Baum habe viel oder wenig Wald.

Heide ist ebenfalls sowohl ein großer, als kleiner mit Holz bewachsener District, welcher mehrentheils im Chur-Sächsischen, Brandenburgischen, Braunschweigischen, Mecklenburgischen und dergleichen Oertern in Niederdeutschland diesen Namen führet. Es werden aber auch grosse, wüste und leere Plätzen also genennt, wovon eigentlich das Heidekraut herkommt, welches auf solchen dürren Plätze häufig wächst. An manchen Orten wird dieses Kraut nur schlechtweg Heide genennet.

Diese grossen Wälder und Heiden werden nun wiederum in unterschiedliche Reviere eingetheilet, über welche besondere Forstbedienten bestellet sind. Dergleichen Revier nennet man einen Forst, oder wenn es nur der Wildbahn wegen eingetheilet wird, eine Wildfuhr.

Feldhölzer werden genennt, die von einem grossen Walde durch Felder, Wiesen oder Weinberge abgesondert, klein sind, und um und um

frei liegen. Einige nennen sie auch nur Gebüsche oder Büsche.

Vorhölzer sind, welche an einen grossen Wald dichte anstossen, und also der äusserste Rand an einem grossen Walde oder Heide sind.

Anlagen findet man eigentlich an Flüssen und Ströhmen: Denn es ist bekannt, daß die grossen auflaufenden Wasser auf einer Seite das Erdreich wegreissen, und sich auf der andern der Kieß, oder was sonst das Wasser mitbringt, anleget. Hat sich nun ein solcher angelegter Ort fest gesetzet, so wird er alsdenn ein Werder, Heger oder eine Insel genennt.

Plantagen nennet man zu Deutsch einen Pflanzort, wo man einen leeren Fleck mitallerhand jungen Bäumen bepflanzet, die man entweder wieder aushebet, oder auch stehen lässet.

Eichelkamp ist ein besonders zugerichteter Platz, wo man Eicheln, Bucheckern, oder andere gute Arten von Holzsaamen hinein sä t; nachgehends aber, wenn sie tüchtig zum Verpflanzen sind, die jungen Stämmlein aushebet und weiter verpflanzet. Diese Wörter habe ich bloß zu dem Ende im voraus erklären wollen; weil dieselben weiter unten bei der Beschreibung der Hölzer wieder vorkommen.

Von der Beschaffenheit und Nutzung der Hölzer.

Das siebenzehnte Kapitel.

Von den Bäumen und Hölzern überhaupt.

Unter allen Vegetabilien, welche der allweise Schöpfer Himmels und der Erde, uns Menschen durch seine Allmacht, zu unserer Unterhaltung erschaffen, sind ohne Zweifel die Bäume und Hölzer die unentbehrlichsten, wie ich an einem andern Orte weiter auszuführen gesonnen bin. Vor allen Dingen sollen die Menschen sich angelegen seyn lassen, wie sie dieses ädle Kleinod recht gebrauchen mögen. Sie sollen nämlich die Eigenschaften desselben erforschen, sowohl deren nützlichen Gebrauch als auch die Erhaltung, Ansäe- und Anpflantzung erkennen lernen, worzu ich den Unwissenden zum besten, eine besondere Anweisung geben will. Ob nun gleichwohl einem jeden bekannt seyn wird, daß ein Baum, oder nur ein Strauch, aus Wurzeln, Stamme und Schafte, aus Aesten oder Zacken, Blättern, Rinde und Schaale bestehe, und diese zusammen genom-

men, einen Körper ausmachen; so will ich doch zum wenigsten diese Wörter mit kurzem erklären:

Die Wurzeln befestigen den Baum, und ziehen den Nahrungssaft aus der Erde an sich.

In dem Stramm und Schafte bestehet die Hauptnutzung, welcher aus dem Kern und Splint, dermassen zusammen gesetzet ist, daß der Splint den Kern umschließt.

Die Aeste sind zwar an sich selbst zu nutzen; jedoch dienen sie auch zur Aufziehung und Ausdünstung des Saftes.

Die Blätter, welche die Zierde und ein starker Auswurf des flüchtigen Salzes sind, bedecken auch die Blüthen, Früchte und den Ursprung des Saamens, und halten den flüchtigen Saft in etwas zurücke, damit derselbige desto besser in den Saamen eintreten könne.

Die Rinde bedeckt oder bekleidet alles, sowohl die Aeste, als auch den Stamm und die Wurzeln.

In diesem zusammen gesetzten Körper also befindet sich der Saft, welcher zu dessen Wachsthum und Erhaltung dienet, und gar füglich mit den Nahrungssäften der Menschen, woraus das Blut entstehet, das im ganzen Körper circuliret, und denselbigen erhält, verglichen werden kann.

Gleichwie nun aber das Blut niemals ohne Wasser ist; (welches die Herren Medici am besten verstehen,) also ist auch der Baumsaft nicht ohne wässerigte Theilgen. Von dem Laufe des Baumsaftes haben zwar viele Naturkündiger gehandelt, deren Meynungen aber alle verschieden sind. Einige schreiben: Der Saft steige in der Rinde herauf und in dem Splinte wieder herunter.

ter. Andere: der Saft circulire eben so, wie in einem Kreislaufe. Noch andere sagen: Die Blätter zögen von aussen den Thau und Regen in sich, und gäben dem Baume so viel Nahrung, als die Wurzeln kaum thun könnten. Und endlich wollen noch einige behaupten: Die Sonne zöge des Tages über den Saft im Baum hinauf, und des Abends fiele er wieder zurück und herunter.

Auf diese verschiedene Meinungen bin ich nun eben nicht willens zu antworten, weil ich mich für keinen Naturkündiger ausgebe; die Gelehrten mögen solches unter einander selber ausmachen. Was eigentlich die Wirkungen des Safts sind, wie er sich coaguliret, und zu Holze wird, solches ist im dritten Theile in einem besondern Kapitel abgehandelt worden.

Was aber die verschiedenen Meinungen der Gelehrten betrift, darauf bin ich eben nicht gesonnen zu antworten; indem ich mich für keinen Naturkündiger ausgebe; jedoch wird es nicht undienlich seyn, wenn ich dasjenige, was ich als ein Jäger observiret, mit wenigen hier anmerke: Es ist nämlich überhaupt unumstößlich, daß die vier Elemente, als Luft, Feuer, Wasser, und Erde, in allen Geschöpfen wirken, jedoch so, daß in manchen Stücken eines vor dem andern prädominiret, dennoch aber keines für sich allein ohne die Verbindung mit dem andern bestehen kann.

Die Wurzeln sowohl, als der ganze Baum, haben Saft- und Luftröhren, welche mit der Rinde umgeben sind, die wiederum ihre besondern Poros hat, die man eben so wenig, als die Poros bei den Menschen mit Augen erkennen kann.

Die Wurzeln haben offene Poros, weil ihre Rinde schwammichter, als an dem Baume selber ist, weswegen sie auch sowohl aus der Oberfläche als aus der Tiefe der Erden so viel Saft an sich ziehen können, daß sie sogar denen kleinen Haarwurzeln zu ihrem Wachsthume etwas von demselbigen mittheilen, damit sie sich künftig eben so, wie die großen verstärken können; je mehr nun starke Wurzeln am Baume werden, desto mehr Nahrungssaft ziehen sie an sich, den sie dem Baume in Menge zufließen lassen: denn man betrachte nur alle jungen Bäume, die noch wenig Wurzeln haben; so wird man finden, daß der Stamm jährlich nicht so viel Holz anleget, als wenn die Wurzeln groß und stark sind.

Dieses will ich noch besser beweisen: man betrachte dergleichen Bäume, als: **Pappeln, Weiden, Ilmen, Rüstern, Weißbuchen** und **Eichen**; die man zum schneideln ziehen will, und einige Arten mit, andere aber ohne Wurzeln gepflanzet; so wird man sehen, daß sie im ersten und andern Jahr sehr wenig und schwache Reiser treiben werden; köpft oder schneidelt man diese aber ab, so treiben sie in einem Jahre mehr und stärkere Reiser als in den vorhergehenden beiden; werden sie ferner geschneidelt, treiben sie noch mehr und besseres Holz, bis sie zu einem völligen Stamme werden, woraus also folget, daß nichts als die Verstärkung der Wurzeln daran schuld ist. Weil aber die Erde hiernächst viel Wasser hat, so kann man auch zugeben, daß in derselben viele Luft verborgen ist: denn wo Wasser ist, findet man auch Luft.

Ich könnte verschiedene Beweise von der Luft, die tief in der Erden stecket, anführen, wenn sie zu unserm vorhabenden Zwecke dienten; allein da sie mich von demselben zu weit abbringen, und nur Weitläuftigkeiten verursachen möchten, so will ich hier davon abbrechen, und in meiner Betrachtung weiter gehen.

Ich sage also, daß auch bei und in dem Feuer Luft ist: denn wenn im Winter, als November, December und Januar die Oberfläche des Erdbodens, wegen der Niedrigkeit und wenigen Wirkung der Sonnen beschlossen ist; so kann die untere warme Luft sich mit der obern nicht conjungiren. Wenn es aber wieder in den Februar kommt, da die Sonne schon etwas höher steiget, spüret man gleich eine Regung, welche im März noch größer wird, weil alsdenn die Sonne von oben herein in die Porvs der Wurzeln dringet, und solche eröfnet, worzu auch die Luft kommt, welche die saftigen und wässerichten Theile in die Bäume und Aeste hinauf treibet. Je weiter es auf den Frühling und Sommer losgehet, da die Sonnenstrahlen immer durchdringender werden, desto mehr treiben die Wurzeln Luft und Wasser über dem Erdboden in die Hölzer und andere Vegetabilien hinauf.

Es kann wenig Luft viel Wasser erregen und treiben, welches ich nun eben von dem großen Weltmeere nicht allein sagen will: denn weil das Wasser an und für sich selbst schon Luft hat, so kann es auch geschehen, daß die Bewegung der Wellen durch die Conjunction der äusseren Luft und Winde auch noch stärkere Winde und Luft verursache. Man gebe nur auf die Wasserströhme und Teiche

genau Achtung, so wird man finden, daß das Wasser so gar von weniger Luft getrieben und beweget wird.

Ich will es durch folgendes Exempel noch deutlicher machen: man nehme eine kleine Spritze, welche mit ihrem Ventil inwendig ganz dichte und in einander paßt, ziehe den Drücker ohne Wasser zurück, drücke ihn also ledig wieder hinein, so wird Luft heraus kommen; hierauf ziehe man Wasser hinein, und drücke dasselbige wieder heraus, so wird man gewahr werden, daß das Wasser eine ziemliche Ecke wegfliegen wird: Denn es ist zu merken, daß ein wenig Luft wohl mehr als zehnmal schwerer Wasser treibet, als die Luft selber ist. Nimmt man eine große Spritze, wo viel Wasser, aber wenig äusserliche Luft hinein gezogen wird; so wird sie, je völler sie ist, auch desto stärker und höher treiben; hält man aber das Mundstück vorne zu, so fährt das Wasser über das Ventil ohne Aufsteigen heraus, woraus zu schliessen, daß, da es durch die enge Röhre weiter und höher gehet, die wenige Luft im Ventil nebst der mit dem Wasser verknüpften Luft auch einen schärfern Druck geben kann. Gleichwie nun das Wasser durch eine enge Röhre durch muß, und sich augenblicklich nach der äussern Luft ziehet; also verschaffen die von der Sonne eröfneten Pori in der Rinde der Bäume, daß die Luft mit den aufsteigenden wässertgen Theilen mehr Kraft zum Hinaufsteigen bekommt

Im März und April, da die Pori unten an den Bäumen noch nicht recht eröfnet sind, steiget der Saft im ganzen Baume hinauf, ziehet sich nach den so vielen und offenen Poris an den Aesten

und

und denen darauf hängenden kleinen Zacken und Knospen, und sucht allda seinen Ausgang; jedoch aber muß die äussere Feuchtigkeit, als Regen und Thau, mit der innern durch die Poros auch ihre Mitwirkung haben, und zwar so, daß jene mit dieser in einer genauen Verbindung stehe: denn in denen Elementen, die von einerlei Eigenschaft sind, ziehet eine Verstärkung die andere nach sich, welche macht, daß alsdenn Blätter und Blüthen entstehen, durch fernern Trieb Früchte werden, und sich endlich gar Saamen und junges Holz einfindet.

Zu Ausgang des Mai und Juni wird der Baum dermaßen stark mit Safte angefüllet, daß er die jungen Sprossen mit aller Gewalt durch die Rinde heraus treibet. Denn daß auch in der Rinde des Baumes wirkliche Pori sind, solches braucht keines fernern Beweises, und kann man solches an den jungen Bäumen gar deutlich sehen, welche unten an dem Schafte des Baumes zur Seiten aus keiner andern Ursache Reiser heraus treiben als, weil die Rinde derselben noch nicht so stark ist, und also der Saft desto eher hindurch dringet, daß er so gar durch die Rinde Holzreiser treibet, welche aber gar selten zu Tragung der Früchte oder Saamen tauglich sind, weil diese Säfte aus sehr vielen wässerichten Theilchen bestehen, und den besten und nährenden Saft der ordentliche Baum und Aeste in sich hat, welcher in die ausgeschossenen Reiser noch nicht getreten ist. So bald die Aeste und Knospen mit Laube völlig bewachsen sind, und dahin kein Ausgang mehr ist, muß freilich der Saft zurücke treten, und sich unterwärts zu Holze anlegen, wovon ich weiter unten ausführlicher han-

handeln werde. Jedoch aber dienen die untersten am Schaft und an den Aesten befindlichen Pori zur Ausdünstung; denn wäre diese nicht, so müste die Baumrinde von einander springen und endlich gar abfallen. Dieses kann man an den alten Bäumen ganz deutlich sehen, an welchen die äusserste Rinde deswegen aufspringet, weil die Pori wegen ihrer Dicke sich nicht mehr so gut ausdehnen, und keine weitere Ausdünstung zuwege bringen können.

Einige Naturkündiger geben zwar vor, daß sie durch ihre genaue Untersuchungen bemerket haben, als wenn die Luft- und Saftröhren jede besonders ihre Gänge in den Bäumen hätten; welches ich mir aber nicht vorstellen kann, sondern vielmehr dafür halte, daß sie die Poros zwischen den Jahrwüchsen oder aufgelegten Ringeln meinen, und die Ringel ohnfehlbar vor die Saftröhren halten. Wenn es nun so wäre, so müste auch eine jede ihren besondern Lauf haben. Ich nehme aber die Saft- und Luftröhren in einerlei Bedeutung: denn wo Wasser ist, da ist auch Luft, wie ich bereits schon oben gemeldet, und ein wenig Luft vermehret schon die im Wasser befindliche Luft.

Im übrigen will ich durch folgendes Experiment, welches ich hier noch beifüge, beweisen, daß wirkliche Luft im Wasser sey, und dasselbige empor träget. Man nehme zwei irdene, gläserne oder blechene Geschirre, davon eines etwan eine Kanne Wasser hält, in das eine thue man frisches reines Brunnen- oder anders fliessendes oder stehendes Wasser, und lasse oben ohngefehr einen Zoll daran fehlen, daß es nicht ganz voll wird, das andere Geschirre aber läßt man leer; hierauf schüt-

te

te man das Wasser aus dem vollen in das leere Geschirre, jedoch so, daß man das volle hoch halte, und schnell eingieße, wie man Bier einzuschenken pfleget, welches oben einen Gischt bekommen soll. Man schütte das Wasser auf eben die Art wieder in das andere leere Geschirre, welches geschwinde hinter einander etliche mal also wechselsweise umgegossen werden muß; so wird man bald sehen, daß das erste Geschirr bis oben heran vom Wasser voll werde, oder aber sich doch so sehr aufgemessen und empor gehoben habe, daß man ganz natürlich und richtig sehen und merken kann, wie die darinn befindliche Luft das Wasser in die Höhe hebe. Setzt man aber das Wasser mit dem Geschirre wieder ein wenig stille hin, so dünstet diese rege gemachte Luft wieder aus, und das Wasser gelangt im Geschirre wieder zu seiner vorigen Höhe, und wird auch wohl gar weniger. Daß das Wasser im währenden sieden durch die Hitze des Feuers nach und nach einkocht, und eben die Hitze die Luft mit wässerigen Theilen zu evaporiren zwinge, ist eine bekannte Sache.

Sonst ist auch zu merken, daß das Bier sich noch mehr als das Wasser aufmisset, welches durch die geistige und feurige Luft, so darinnen stecket, verursachet wird. Und dieses ist es also, was ich, als ein Jäger denen Holzliebenden zur Nachforschung habe aufsetzen wollen.

Das

Das achtzehnte Kapitel.

Vom Acacienbaume.

(Robinia pseudoacacia L.)

Die Botanici und Gärtner zählen verschiedene Sorten der Acacienbäume, die sie in den Lustgärten und Orangeriehäusern verwahren. Hier will ich aber bloß den Acacienbaum beschreiben, der mir bekannt ist, und welcher gleich andern wilden Bäumen im freien Felde wächst.

Er hat ein schnellwüchsiges Holz, das in drei Jahren nach Aussäung des Saamens eines Mannes hoch aufschießet, davon weiter unten bei dessen Säung und Anpflanzung gedacht werden soll. In 10 bis 12 Jahren wird er schon ein Stamm, der 3 Zoll über den Diameter stark ist; in etliche 20 Jahren ist er schon wie eine mäßige Eiche, und endlich wird er so dicke, daß er 6 bis 7 Fuß im Umfange hat, dergleichen ich in den deutschen Ländern verschiedene angetroffen habe.

Wenn die Acacienbäume noch jung sind, haben sie auf der Rinde bis in die Aeste hinauf lauter krumme, dornichte, scharf zugespitzte Haken, welche den wilden Rosenstöcken oder den sogenannten Hagedornen ähnlich sehen, aber nicht so lang und stark sind. Nimmt hierauf das Stämmlein 3 bis 4 Jahre zu, so verlieren sich nach und nach die dornichten Haken; unten am Stamme hinaufwärts in den Aesten aber behält er die Dornen doch, wenn auch gleich der Stamm schon anfängt, ziemlich stark zu werden. Jedoch ist zu merken,

daß

daß sie an dieser Art vom Holze nicht dichte in- und an einander, wie an den Hagedornen, sondern einzeln stehen. An den jungen Bäumen ist die Rinde weißgrau und ziemlich hart, und auf derselben befindet sich eine sehr dünne Schale; je mehr aber der Baum zunimmt, desto bräuner und härter wird auch die Rinde. In den juagen Stämmen ist eben wie in andern Arten von Holze, ein pelzichter poröser Kern, der sich nach und nach verringert und zu Holze wird.

An und für sich ist das Holz des Acacienbaumes ziemlich fest, und die Blätter, die nicht gar zu groß sind, stehen in zwo Reihen zwei und zwei gegen einander an ziemlich schwachen Stielen. Das Laub ist nach der Spitze zu gleichsam ovalrund, hellgrün, und weich anzugreifen.

Im Mai, oder zu Anfange des Juni, nachdem die Jahreswitterung ist, stellen sich die Blüthen ein, welche an länglichten Trauben, fast wie der spanische Hollunder, hängen, und weiß sind. Je größer nun der Baum ist, desto mehr hat er auch Blüthen, welche recht angenehm aussehen, und einen etwas süßlichen Geruch haben, zerreibt man sie, so greifen sie sich etwas klebericht an.

Auf die Blüthen folgt der Saamen, der aber, ob gleich viele Blüthen sind, nicht allzuhäufig wird. Er steckt in kleinen Schötchen, von welchen eines über 8 bis 9 Körner nicht hat. Sie sind schwarz, und haben die Proportion der Gartenbohnen; sind aber viel kleiner, und etwas größer als eine gemeine Feldwicke. Der Saamen, welcher im October reif wird, nimmt sich nicht gut ab, weil er meistentheils zwischen den Dornheken stehet. Man muß ihn auf einem temperirten Orte

auf-

aufheben, und im Frühjahre zu Ende des Aprils oder Anfange des Maies aussäen.

Der Saame sowohl als der verpflanzte Baum kommt in einem sandigten Boden, wenn er nur nicht allzu kiesigt oder todt ist, sehr gut fort; hierzu aber muß sein tief in die Erde gegraben werden, daß die Herzwurzeln ziemlich hinein dringen können, wiewohl auch viele Nebenwurzeln an der Fläche des Erdbodens hinlaufen. Den Saamen weicht man zuvor ein, und steckt ihn alsdenn ohngefehr anderthalb Zoll tief in die Erde. Er geht bald auf, und wenn ein dürrer Sommer kommt, ist es nöthig, daß die aufgegangenen Pflänzlein des Abends begossen werden.

Sobald die Pflanzen hervor brechen, haben sie schon kleines, zartes und ovalrundes Laub, viele treiben auch gleich etliche Stiele mit Laube; und weil, wie gedacht, dasselbe sehr zart und weich ist, so wird ihm eben wie den Kohlpflanzen, durch die Erdflöhe großer Schaden zugefüget. Sind sie aber darüber weg, so schießen die meisten Reiser mit denen schon daran befindlichen Dornen beinahe einen Fuß hoch auf. Wenn in den kalten Wintern Glatteis einfällt, da sie leicht erfriren können; so schneidet man das erfrohrne Weg, und man wird sehen, daß sie das folgende Jahr frisches Holz über drei Fuß hoch treiben. Kommt aber das andere Jahr dieser widrige Zufall wieder, so schneidet man die erfrohrnen und nicht recht reif gewordenen Spitzen ab, da inzwischen die Wurzeln immer stärker werden, und im dritten Jahre zum Theil wohl 6 Fuß und drüber treiben; dabei werden sie auch immer härter, daß sie mehr ausstehen können.

Weil im übrigen dieser Baum ein so schnellwüchsigtes und gutes Holz hat, so wäre zu rathen, daß man ihn fleißiger anbauete, und dem vor Augen schwebenden Holzmangel dadurch zu Hilfe käme, und wenn sich gleich in den ersten 2 Jahren vorher beschriebene Fatalitäten ereigneten; so würde doch in den folgenden Jahren dieser Schaden bald wieder gut gemacht werden können.

Ich meines Orts halte es für besser, wenn man den Saamen mehr in die verzäunten Gärten als ins freie Feld säet: denn im freien widerfähret den hervorgebrachten Pflanzen von den Schaafen oder Hasen mehr Schaden als von den Erdflöhen; wenn man sie aber in den Gärten nur 3 oder 4 Jahre gezogen hat, so kann man sie ganz sicher im freien Felde verpflanzen, wo ihnen alsdenn kein Schaden weiter zustoßen wird.

Das neunzehnte Kapitel.

Vom Jasmin.

(Jalminum fruicans. L.)

Ob gleich dieses Holz meistentheils in den Gärten und Lauberhütten gepflanzet wird; so ist es doch nichts anders, als eine wilde Art von Buschholz, weswegen ich es auch hier in dieser Reihe mit einrücken will. Es wächst nicht einmal zu einer rechten Stange, geschweige denn zu einem Baume.

Das Gewächse siehet beinahe den vorher beschriebenen Bahnhölzergebüschen ähnlich, hat eine

grüne und in etwas weißstreifigte Schale oder Rinde, welche im Alter grau wird, und auf der Rinde zeiget sich noch eine andere dünne und weiche Schale. Das Laub gleichet auch den vorher gedachten Gebüschen, nur mit dem Unterschiede, daß dieses mehr zugespitzt ist als jenes.

Im Frühlinge bricht dieses Laub am ersten mit aus, und im Mai oder Juni erscheinen diejenigen angenehmen weißen Blüthen, woraus das denen vornehmen Frauenzimmern, Paruquenmachern und Barbierern sehr wohl bekannte Jasminöl zubereitet wird.

Auf die Blüthen folgen die Saamenknospen, die unten her eckicht und oben hinaus rund zugespitzt sind. Diese Knospen, worinnen die Saamenkörner stecken, fangen im Herbste an aufzubersten, und den Winter über verfliegen sie: denn meines Wissens hat sich noch niemand beflissen, diese Art von Holze durch den Saamen fortzuziehen, weil man unten am Stamme und Wurzeln Ausschößlinge genug hat, solche weiter zu verpflanzen und die, wenn sie nur erst Wurzel gefasset, hernach auch viele und hohe Reiser treiben, weswegen sie auch zu lebendigen Heckezäunen die sich an den Gärten vortreflich anbringen lassen, sehr nützlich und gut sind.

Will man nun dergleichen Hecken und Verzäunungen recht ordentlich haben, müssen sie mit der Gartenscheere zu rechter Zeit fleißig beschnitten werden. Im übrigen hat man von diesem Gewächse auch alle Jahre die schönsten Blüthen zu gewarten.

Das

Das zwanzigste Kapitel.

Erklärung der alten deutschen Wörter: Weidwerk, Aeßen, Wildpret und Weidmann.

Im dritten Theile meiner eröfneten Jägerpraktik habe ich gleich anfangs im ersten Kapitel von den Wörtern Weidwerck und Weidmann und mit wenig Worten gehandelt, und der Kürze wegen daselbst abgebrochen. Nachdem mich aber die tägliche Erfahrung gelehret, daß sehr viele den Ursprung der alten deutschen Wörter, Weidwerck, Wildpret und Weidmann nicht recht einsehen, und, weil sie heutiges Tages wenig gebraucht werden, auch die Bedeutung derselben nicht recht verstehen; so habe ich mir vorgenommen, sowohl den Ursprung als die Bedeutung dieser Wörter in dem gegenwärtigen vierten Theile deutlicher zu erklären.

Warum ich aber dieses recht natürliche alte deutsche Wort Weidwerck meistentheils bei meiner ganzen Ausarbeitung dieses Werkes gebraucht, und noch ferner gebrauchen werde, hierzu gibt mir weiter nichts Anlaß, als weil in dem Worte Weidwerck eine summarische Benennung der wilden Thiere, Vögel und Holzungen verborgen ist, wie aus der weiter unten vorkommenden Erklärung mit mehrerm erhellen wird.

Unsere lieben und uralten Vorfahren haben die wilden Thiere, Vögel, Fische und Holzungen bloß aus der Absicht mit dem Worte Weidwerck betitteln wollen, weil die wilden Thiere und Vögel sich von sich selber ernähren, und beständig al-

lein weiden und äßen: denn es ist bekannt, daß sie sich ohne jemandes Beisein und Bewahrung frei ernähren, äßen und weiden. Ziehet man nun das deutsche Wort **Weide** oder **Weiden** bei allen zahmen Vieh in Betrachtung, so wird man deutlicher erkennen, daß das Wort **Weide** nichts anders als derjenige District ist, worauf man das Vieh nicht nur hintreiben und sich sättigen lassen, sondern auch dasjenige, was auf solchem Platze an Kräuter und Grase wächst, frei und ungehindert abtressen lassen kann.

Was also das Vieh auf den Feldern, Wiesen und Angern sich selbst abbeißt und in sich frist, heißet **Weide**, welches man durch kein anders Wort im Deutschen besser ausdrücken kann; daher heist es auch: das **Vieh wird geweidet**: das aber, was man dem Vieh oder Pferden in den Ställen, Höfen oder Gebäuden zu ihrer Nahrung hingibt, heißt eigentlich gefüttert, oder das Futter, und wäre gänzlich wider den Sprachgebrauch, wenn man solches auch durch Weiden ausdrücken wollte, welches Wort, wie bereits gedacht, alsdenn gebraucht wird, wenn das Vieh das Futter selber suchet und frisset.

Derowegen haben die Alten mit gutem Vorbedacht und reifer Ueberlegung die wilden Thiere und Vögel deswegen mit dem Worte **Weidwerck** betittelt, eines Theils hiedurch anzugeigen, daß die wilden Thiere und Vögel ein solches Werk sind, das sich selbst und ohne menschliche Hilfe und Beisein weidet, und sich stets auf weidenden Oertern befindet; andern Theils, daß dieses Wort mit weidlich, welches so viel als **wacker** oder **brav** heißet, eine große Aehnlichkeit habe, und so viel

an=

anzeige, daß es ein wackeres und ädles Werk sey. Aus diesen beiden Wörtern, nämlich, weidlich und Werk, ist also endlich Weidwerck gemacht, und dadurch zu verstehen gegeben worden, daß es ein stets weidendes, weidliches und ädles Werk sey.

Gleichwie ich aber nun unter dem zahmen Vieh und wilden Thieren und Vögeln nicht nur einen Unterschied mache, sondern den ädlen eßbaren Thieren und Vögeln einen besondern Vorzug vor jenen beilege, und ihre Nahrung und dasjenige, was sie zu ihrer Sättigung zu sich nehmen, Geäß oder Aeßen benenne; so geschieht solches bloß deswegen, damit der Mensch als ein vernünftiges und das ädelste auch über alle Thiere und Vögel herrschendes Geschöpfe, welches ißet, oder ein Eßen hat, auch hierinne einen Vorzug vor den unvernünftigen Thiere haben möge.

Daß ich aber das Wort Ißer in Aeßen und das Eßen in Geäß verwandelt habe, solches ist aus keiner andern Ursache geschehen, als daß ich die wilden Thiere und Vögel von den zahmen, und die ädlen von den Raubthieren unterscheiden möge: denn der Raubthiere Nahrung wird auf gut weidmännisch ein Fraß oder Raub genennet, wovon ich schon im ersten Theile deutlich gehandelt habe.

Da nun also die Alten die wilden Thiere und Vögel mit solchen ädlen Namen beleget, und auch ihre Nahrung aus den menschlichen Speisen gezogen haben; so ist daraus klärlich zu schließen, daß unsere Vorfahren einen besondern Aestim gegen dieselben müssen gehabt haben.

Sonst ist auch von uralten Zeiten her die Fischerei, besonders die Seen, Teiche, Flüße und Bäche in den Wäldern und andern Revieren, mit zum Weidwercke gezogen worden, und daher an vielen Orten noch gebräuchlich, daß die Jäger und Förster die Fischwasser unter ihrer Inspection und Aufsicht haben. Daß man aber die Fische zum Weidwerck mit rechnet, solches ist daher nicht für unbillig zu halten, weil sie ebenfalls sich selbst weidende Kreaturen und edle Geschöpfe sind.

Da nun ferner die Holzungen der Thiere und Vögel Schutz und Schirm, und so zu sagen, ihre Wohnung sind; so trage ich nicht lange Bedenken, auch dieselbigen mit zum Weidwercke zu rechnen, besonders wenn ich überlege, daß die wilden Bäume ohne Pflanzung, Pfropfung, Oculirung, Begießen u. d. gl. sich selbst fortzeugen können, und ihre Nahrungskraft aus dem Schooße der Erden, ohne Beihilfe der Menschen an sich ziehen, und so vollkommen machen können. Jedoch weil durch die schlechte Einsicht und üble Wirthschaften die Holzungen dünne gemacht, und noch mehr verringert werden möchten, so wäre es an vielen Orten höchst nöthig, daß die Menschen die Holzungen besser anbaueten und anpflanzeten, und dadurch dem bevorstehenden Holzmangel zuvor kämen, wie ich schon im dritten Theile ausführlich gezeiget habe.

Aus dem bisher erzählten erhellet, daß die wilden Bäume allen Menschen sowohl nöthig als nützlich sind, welches ich dadurch beweise, weil sie in allen Handlungen und Geschäften der Menschen gebraucht werden, und in diesem Stücke

denen

denen mit Kunst gepflanzten Garten- oder Obst-bäumen bei weitem vorzuziehen sind, welches ich weiter unten deutlicher ausführen will. Man thut daher auch nicht unrecht, wenn man die wilden Bäume die weidlichsten, wackersten und ädelsten nennet, und sie ohne weitere Ueberlegung zu dem Weidwercke rechnet. Und weil sich über dieses die Weidmänner oder Jäger wegen ihrer Wildbahnen und Gehäge, und der daher rührenden Jagden, meistentheils in den Wäldern aufhalten müssen, so können auch die Bäume von ihnen desto besser in Acht genommen werden.

Wenn man nun dasjenige, was bereits hier angeführet worden, genau einsiehet, und endlich betrachtet, daß die wilden Thiere, Vögel, Fische und Holzungen sich selbst ernährende, weidliche und ädle Geschöpfe und Werke sind, welche in einer genauen Vereinigung mit einander stehen, und von einem Manne auf einmal übersehen und zum Nutzen gebracht werden können (ich meine, soweit ein Jagd- und Forstbedienter seine Reviere bestreiten und übersehen kann,) also haben wir es der besondern Einsicht unserer lieben Vorfahren besonders zu danken, daß sie die wilden Thiere, Vögel, Fische und Holzungen kurz und gut mit dem Worte Weidwerck betitteln wollen. Aus mehrerer Hochachtung hat man hernach solches noch mit einem Zusatze das ädle Weidwerck geschrieben und benennt.

Gleichwie nun aber auch aus eben dergleichen Hochachtung und Annehmlichkeit das Wort Wildpret seinen Namen erhalten; also werden überhaupt alle fleischigten Theile, woraus die Thiere und Vögel bestehen, Wildpret genennt,

wobei es auch, wie billig, noch heutiges Tages bleibet. In einem besondern Verstande, wird das von den Thieren Roth- und Schwarzwildpret, das von den Vögeln aber Federwildpret genennet; was unter jedes gehöret, und darzu gerechnet wird, werde ich nachgehends zeigen.

Betrachtet man das Wort Wildpret genauer, so wird man finden, daß die Ursache zu dieser Benennung ohnfehlbar diese sey, weil die Alten unter dem zahmen Vieh und wilden Thieren einen Unterschied haben machen wollen: denn da diese Thiere an und für sich ihrer Natur gemäß wilde sind, hat man sich das Wort Wild zu Nutze gemacht, und Bret darzu gesetzet, welches letztere man von einem Braten hergeleitet, und nach Zusammensetzung dieser Worte Wildpret geschrieben. Weil aber fast von jedermann die gebratenen Speisen, sowohl ihrer Delicatesse, als auch ihrer Nahrung und Gesundheit wegen, denen gesottenen vorgezogen werden, also will man dadurch anzeigen, daß auch die wilden Thiere dem zahmen Vieh vorgezogen werden müßten, und zugleich behaupten, daß das Wildpret allemal für der delicatesten Speise oder Braten des zahmen Viehes, sowohl der Natur und Wesen, als auch dem Geschmacke nach, den Vorzug habe.

Da nun das Wort Wildpret, wie bereits gemeldet worden, noch heutiges Tages überhaupt und ins besondere in seinem uralten löblichen Gebrauche geblieben ist; so wundert mich, daß das Wort Weidmann fast ganz und gar nicht mehr gebraucht wird, und man in den neuern Zeiten, das Wort Weidwerck so sehr getrennet hat, daß es in die Jagden, Jagdreviere oder Wildbah-

haben, Wildfuhren, in die hohe und niedere Jagd, oder in die hohe Mittel- und Niederjagd; die Wldungen, Heiden und Holzungen aber in Forste eingetheilet worden, und daher hat der Weidmann vom Jagen den Jäger- und von dem Forste den Förstertitel bekommen, wie an seinem Orte deutlicher gezeiget werden soll.

Wenn ich das Wort **Weidmann** nach seiner Derivation betrachte, so sehe ich, daß ihm die Alten diesen Namen aus keiner andern Ursache beigeleget haben, als mit besonderm Nachdrucke zu zeigen, wie weid aus Weidwerck entstanden, und dazu **Mann** gesetzet werden, also, daß man gleichsam sagen könne; das ist der Mann, so das Weidwerck zu dirigiren hat oder vom dem die Aufsicht über das Weidwerck dependiret. Ueberhaupt aber wird durch den **Weidmann** eine solche Person verstanden, die nicht weibisch, weiblich, oder zärtlich; sondern weidlich, tapfer, unerschrocken, ädel, klug und vorsichtig sey, sich als einen scharfsinnigen und resoluten Mann erzeige, die Eigenschaften der wilden Thiere, Vögel, Fische, die Beschaffenheit der Holzungen und hierzu erforderlichen Wissenschaft gründlich verstehe, seine Sachen wohl zu überlegen, und in solchen Stand zu setzen wisse, damit nicht nur seines Herrn Plaisir und Lust, sondern auch hiernächst dessen und seiner Nachkommen Nutzen beobachtet und befördert werde. Und dieses ist auch in der That gewiß, daß ein wohlverständiger fleißiger und reiflich überlegender Jäger oder Weidmann seinem Herrn im Jagen viel Vergnügen, und sowohl ihm als seinen Nachkommen grossen Nutzen schaffen kann. Ein

unwissender hingegen wird in etlichen Jahren seinem Herrn und dessen Nachkommen mehr Schaden verursachen, als ein Verständiger in zehn Jahren wieder anzubauen und in Ordnung zu bringen im Stande ist.

Hieraus erhellet also zur Gnüge, daß ein Weidwercksliebender, oder junger Jäger der sein Brod und zeitlichen Unterhalt davon haben will, das Weidwerck und das Wort Weidmann nicht so obenhin ansehe, weil so ausnehmend viel darzu gehöret, und, wie ich angezeiget, in beiden eine summarische Benennung stecket; daher hielte ich für dienlich, daß man diese Wörter heutiges Tages annoch beibehielte, damit man dadurch die Erkenntniß des Weidwercks und das Ansehen des Weidmannes desto deutlicher beweisen könne.

Ob nun zwar, wie oben gemeldet worden, diese uralten deutschen Wörter, bei unterschiedlichen abkommen wollen; so haben wir dennoch in unsern Lehrabschieden und Testimoniis, die ein junger Jäger nach seinen ausgestandenen Lehrjahren empfangen und haben muß, noch bis jetzo vielfältig im Gebrauch, daß wir das Wort Weidwerck mit anführen. Hat ein junger Jäger das grosse Weidwerck erlernet, so stehet das Wort Hirschgerecht dabei ausgedruckt; wenn er aber das kleine Weidwerck gelernet, so verstehet man darunter, daß er ein Federschütze sey; wiewohl man auch hierinnen heutiges Tages veränderlich ist, und von einem, der sich nicht recht sicher weis, ob er Hirschgerecht, oder für einen tüchtigen Federschützen passiren kann, schlechterdings schreibet, er habe die Jägerei gelernet, welcher Terminus

wie

wie gedacht, vom Jagen herrühret, und heutiges Tages vielfältig für Weidmann gebraucht wird.

Im übrigen muß ein tüchtiger Jäger auch Hirsch- Jagd- Holz- und Forstgerecht seyn, wenn er anders der Welt und einer Herrschaft die gehörige Dienste leisten will. Wie er sich aber hierzu tüchtig machen könne, dazu will ich aus einer wohlmeinenden Absicht im folgenden Kapitel einige Anleitung geben.

Das ein und zwanzigste Kapitel.

Was ein tüchtiger Weidmann oder Jäger eigentlich verstehen und wissen soll.

Die Eigenschaften, die zu einem tüchtigen Weidmann oder Jäger nothwendig erfordert werden, habe ich bereits im Anhange des dritten Theiles, 13. Kap. angeführet, woselbst man auch sehen kann, daß zu einem Weidmann oder Jäger, der als ein ädler und nutzbarer Mann, was rechtschaffenes und nützliches unternehmen will und soll, ein tüchtiges Subjectum gehöret, welches von Jugend auf, durch eine fleißige und emsige Abwartung der Schule geschickt gemacht ist, seine Sinne und Ueberlegungskräfte vermöge eines unermüdeten Nachsinnens recht zu gebrauchen.

Jedoch ist meine Meinung eigentlich nicht, daß ein solcher Mensch, der einen Jäger oder Weidmann abgeben will, vorher die hohen Schulen oder Universitäten besuchen müsse; wiewohl es einem Jäger sehr dienlich seyn würde, wenn er auch unterschiedliche Sprachen lernete, und sich

von

von der Philosophie, Phisik, Mathematik und Astronomie einen vollkommenen Begrif machen könnte. Allein hierzu gehöret sowohl Zeit als Geld, ingleichen würden die Strapazzen die ein Jäger ausstehen muß, einem solchen Studioso ziemlich spanisch vorkommen, ehe er sich die Commoditäten und vergnügten Studentenstunden aus dem Sinne schlagen möchte. Und da er sich hernach Tag und Nacht bei erfordernder Gelegenheit munter, ungesäumt und mühsam zu seyn, gewöhnen müste; so würde es ihm auch schwer eingehen, wenn er alsdenn erst sollte Hunde füttern, dieselben sowohl als auch die Ställe reinigen und putzen, wie auch seinen Herrn bedienen, das Gewehr in gute Ordnung bringen und erhalten, bei dem Jagen die Sachen fein derb und muthig angreiffen, weder Hitze noch Frost, Regen oder Schnee, Morast oder Dickicht scheuen, und bei allen diesen Beschwerlichkeiten sich dennoch munter und unverdrossen bezeigen sollte. Aus dergleichen Lehrjungen würde bei der Jägerei, wie ich dafür halte, wohl nicht viel werden, es wäre denn, daß ein besonderer Trieb und Naturell bei demselben darzu sich äusserte, welches ohnstreitig bei allen Künsten und Profeßionen das vornehmste ist: denn wenn das Naturell oder innerliche Qualitäten den Sinn und Geist des Menschen zu einer Sache antreiben; so kann man alsdenn auch versichert seyn, daß hierdurch die äusserlichen Affecten und Handlungen ermuntert, angefrischet und gereizet werden, und das alte Sprüchwort eintrift:

Lust und Lieb' zu einem Dinge
Macht alle Müh und Arbeit geringe.

Da-

Damit ich mich aber bei dieser Materie nicht zu lange aufhalte, so will ich hier abbrechen, und bloß bei meinem Weidwercke stehen bleiben, von dem ich nochmals erinnere, daß man es nicht für so leicht halte, und nur so obenhin ansehe: denn ich habe öfters mit meinen eigenen Ohren gehöret, daß manche von dem Weidwercke so philosophisch und vernünftig discouriret, daß man hätte gewiß glauben sollen, sie gäben ordentliche Meister in der Jägerei ab; wenn sie aber selber Hand anlegen und ihre Wissenschaft mit der That zeigen sollen, hat es gar windicht ausgesehen. Und von dieser Art gibt es viele, die zwar sonst gelehrt und vernünftig genug sind, aber die Handgriffe in der wirklichen Praxi, worzu schon von Jugend auf eine mäßige Uebung gehöret, nicht wissen.

Wer also ein tüchtiger Weidmann zu werden gedenket, der muß, wie oben gedacht, in den Schulwissenschaften einen guten Grund legen, und dabei immer in den Kleinigkeiten, die zum Weidwerck gehören, unter gewissen Bedingungen einen Anfang machen, doch so, daß er dadurch in dem Eifer zu gelehrten Sachen nicht müde werde.

Hiernächst muß sich ein junger Mensch, der einmal etwas nützliches in der Welt auszurichten gedenket, auch dahin bestreben, daß er nicht allein das, was er in seinen Schuljahren gelernet, fleißig wiederhole; sondern auch bei seiner Arbeit trachte, wie er sich in seinen gelehrten Wissenschaften noch fester setzen möge, damit er hernach in den Feldern und Wäldern seine eigene Anmerkungen, zu sein und seines Nächsten Besten machen könne.

Gleichwie ich aber in dem bereits oben angeführten 13ten Kapitel des ersten Anhanges von dem Weidmanne gemeldet, daß er gottesfürchtig, fromm, treu und redlich seyn solle, so wird nothwendig erfordert, daß er gleich im ersten Anfange seiner Schuljahre den Grund seiner Seligkeit aus der Theologie lerne, und sich nicht etwan bloß daran begnügen lasse, was er nur in den blossen Schulstunden gefasset: sondern er muß auch auffer denselben prüfen lernen, was die Liebe Gottes und des Nächsten, als der Hauptgrund unserer Seligkeit, in sich begreiffe; wie er durch einen gottesfürchtigen und ehrbaren Lebenswandel möge Gott gefällig werden; und hiernächst wissen, worinnen die Treue, die er seinem Herrn schuldig ist, bestehe, auch lernen, wie er die Redlichkeit an seinem Nächsten auf allerhand Art erweisen und zeigen könne; nicht aber aus Mißgunst und Haß seinen Nächsten in Schaden zu bringen suche, welches geschehen kann, wenn er jemanden, den er in seinem untergebenen Revier antrift, vor seiner Obrigkeit nicht der Wahrheit gemäß anklaget, und eine Sache grösser macht, als sie ist; durch dergleichen Verfahren vergißt er also die Liebe des Nächsten, und versündiget sich an ihm. Hingegen versündiget er sich auch an seiner Herrschaft, wenn er wider seine geleistete Pflicht alles läßt über hin gehen, oder wohl gar selbst Unterschleife zu machen sucht.

Es wäre daher nicht undienlich, wenn ein Weidmann auch in denjenigen juristischen Büchern eine Belesenheit zu erlangen suchte, welche von den Gränzen, Jagden und der Erhaltung des Possesses geschrieben haben. Und ob man gleich nicht

ver-

verlanget, daß er eben einen Juris Practicum abgeben soll; so dienet doch solches zum wenigsten darzu, daß er sich wegen seines Herrn Recht und Gerechtigkeit nicht einigen Eintrag thun lasse; hingegen aber auch seinen Gränznachbarn nicht zu nahe trete: denn es ist durch die Unwissenheit der Jäger und Förster vielmal geschehen, daß, wegen zwei an einander gränzenden Revieren verschiedener Herren viel Streit, Hader und endlich gar ein Proceß entstanden ist. Hiernächst geben einem Weinmanne auch die Landesgesetze, eines jeden Orts hergebrachte Statuten und Forstordnungen, hierinnen vieles an die Hand.

In den medizinischen Büchern findet er, was von den wilden Thieren, Vögeln, Fischen, Hölzern und Kräutern sowohl zu seinem eigenen als dem bedürftigen Nächsten zum Besten, zu einer Hausapothecke aufbehalten werden könne; und wenn er selber damit nicht umzugehen weis, soll er doch zum wenigsten die Herren Medicos und Apothecker zu rechter Zeit damit versorgen. Von vielen, die hierinnen ganz unwissend sind, wird von den obberührten ädlen Arzneien manche weggeworffen, und gar mit Füssen getreten, welche sie doch, woferne sie Wissenschaft von deren Nutzen hätten, den Herren Apotheckern um ein billiges verkaufen könnten.

Ferner soll sich ein Weidmann auch in der Philosophie und Naturlehre fleißig umsehen, wenn er anders in dem ganzen Weidwercke etwas wichtiges verrichten, und die Eigenschaften der wilden Thiere, Vögel, Fische und Hölzer genau kennen lernen will. Kommen ihm nun bedenkliche und zweifelhafte Sachen vor, die einige Naturlehrer

ver=

verwerfen wollen; so muß er ihnen zu Gefallen solches nicht sogleich für wahr halten; sondern durch eigene scharfsinnige Ueberlegung, Versuche und Proben anstellen, und sich alsdenn das beste heraus nehmen.

In der Mathematik, besonders aber in der Geometrie, soll ein Weidmann auch nicht ganz und gar unerfahren seyn, und zum wenigsten einige Fundamenta darinnen geleget haben. Er hat eben nicht nöthig, sich viele kostbare Instrumente anzuschaffen, und damit Experimente zu machen, sondern er braucht nur den Zirkel, Winkel- und Maaßstab zu verstehen, wodurch er bei dem Jagd- und Holzwesen vielfältigen Nutzen schaffen kann; wie hin und wieder in meiner Jägerpraktik zu ersehen. Ob er nun gleich keine wirckliche Profeßion daraus macht, so hat er doch solches fast bei aller Gelegenheit nöthig. Hauptsächlich aber muß er sich in seinen Schuljahren im Schreiben und Rechnen fleißig üben, weil heutiges Tages an den meisten Oertern, die Holz- und Jagdrechnungen sehr deutlich, weitläuftig und ordentlich abgefasset werden müssen. Vor ohngefehr 40 Jahren kam man mit dergleichen Rechnungen kürzer weg, und wurden dieselben für eben so aufrichtig und redlich erfunden, als die heutigen, die so weitläuftig sind.

Endlich muß sich ein Weidmann auch um die Oekonomie bekümmern, und die Handlung, Gewerbe und Handthierung derer Künstler und Handwerker fleißig erforschen. Ohne diese Wissenschaft kann er eigentlich nicht wissen, wozu dieses oder jenes Holz nützlich zu gebrauchen und anzuwenden ist; daher geschiehet es oft, daß durch solche unwissende Jäger manches gute Nutzholz ins Feuer

geworfen wird, welches doch theuer verkauft; und manchem Manne zu seinem besondern Nutzen an die Hand gegeben werden könnte.

Aus diesen bisher erzählten Eigenschaften, die zu einem Weidmanne erfordert werden, wird sich nun wohl schwerlich jemand einbilden, daß zu demselben nicht viel gehöre. Ein blosser Schütze hingegen, der nur mit der Büchse oder Flinte zu schiessen hat, braucht die Wissenschaften, so hier beschrieben worden, eben nicht zu besitzen.

Das zwei und zwanzigste Kapitel.

Einige Anmerkungen über des Herrn Sylvanders zufällige Gedanken von der Eigenschaft und Fortpflanzung junger Bäume, so 1752. in Wolffenbüttel durch den Druck bekannt worden.

Es scheint beynahe das Ansehen zu haben, als wenn Holz und Forstgerecht für eine gar geringe Sache gehalten werden wollte, weil derjenige, der sich nur ein wenig auf hohen Schulen umgesehen, oder sich sonst als ein guter Orator in Schriften hervor zuthun weis, oder aber deutsche und lateinische Bücher lesen kann, eine solche Einbildung, ja fast noch mehr als ein würklicher Practicus, von sich heget, daß er gleich für Forst- und Holzgerecht erkläret seyn will. Er irret sich aber hierinnen sehr starck: Denn es gehöret mehr als ein paar Schuhe zu diesem Tanze, und ist nicht genug, wenn man gleich einige Gründe erfahren hat, und dieselben nachahmet, oder auch zu verbessern suchet.

Und über dieses bilde sich doch kein Mensch ein, daß er die Klugheit nur vom blossen Ansehen, oder eigenen eingebildeten Gedanken sogleich, wie ein Kind, ein Stücke Butter und Brod, einnehmen könne; ja man bildet sich wohl gar ein, daß wenn man ein deutsches Buch gelesen, und etwan einen unversehens gerathenen Versuch gemacht hätte, man alsdenn schon allein klug wäre.

In meiner eröfneten Jägerpractik, die ich 1746. dem Publico vor Augen geleget, wird man nicht solche ruhmräthige, sondern bloß praktische Sachen finden, auch habe ich die vor meiner Zeit durch ihre Schriften sich bekannt gemachten Auctores von Jagd- und Forstsachen, dergleichen zwar damals nicht viel waren, so sehr nicht herunter gemacht, als wie der Herr Sylvander gleich Anfangs in der Dedication, und an mehrern Stellen seines Tractats, thut: Es wären die Auctores, so von dieser Materie geschrieben hätten nur bey der blossen Lehrart und beym Hörensagen stehen geblieben, oder aber, es giengen in allen Ländern nicht einerley Einrichtung an. Das letztere gebe ich zwar ganz gerne zu; jedoch wer mehr als ein Land und Provinz gesehen und betrachtet hat, auch dabey physicalische Gedanken zu Rathe nimmt, derjenige wird auch im Urtheilen noch mehr durch die Praxin als 50 andere, die fast alle Bücher durchgelesen haben, ausrichten können.

Daß Herr Sylvander in seiner Vorrede spricht: Die Leute in einigen Chur-Sächsischen Landen müsten wegen des Holzmangels Stroh brennen. Dieses hat seine Richtigkeit. Weil aber noch hin und wieder in den Sächsischen Landen viel Holz anzutreffen ist, so würde der Herr Auctor

sehr

sehr klug gehandelt haben, wenn er einen Ort angegeben, und zugleich gezeiget hätte, ob es in mehrern Ländern nicht eben so beschaffen wäre: Denn es ist mehr als zu bekannt, daß der Holzmangel fast überall vor Augen schwebet.

Gegenwärtige Anmerkung zu schreiben, veranlasset mich, sowohl das Verlangen eines grossen Herrn, als auch mein eigener Trieb, weil ich selbst, wie ich vorher erwehnet, ein alter Practicus vom Jagd- und Forstwesen bin, welches ich nicht nur durch meine eigenen Schriften schon gezeiget, sondern auch noch bis diese Stunde als ein Förster bewerkstellige.

Ich will daher in höflichen Terminis auch meine praktische und nicht vom Hörensagen entstandenen Expertmenta in kurzen Worten darthun, und für allen Dingen zeigen, daß Herr Sylvander sich gröblich vergehet, wenn er die Forstbedienten überhaupt für Diebe ausschreyet, und nicht einmal die Beamten verschonet, wie in seiner ersten Abtheilung von p. 1 bis 16. zu Ende mit deutlichen Worten zu lesen ist. Wie ich nun aber nicht Willens bin, mich deswegen in einen Streit einzulassen, sondern dem Herrn Auctor rathe, daß er die erwehnte erste Abtheilung selbst vernünftig beurtheilen möge; also räume ich ihm auch ein, daß es viele Ursachen gibt, die den Holzmangel befördern. Ob aber das Stehlen der Beamten und Forstbedienten lediglich daran Schuld sey, das ist eine andere Frage: Denn wenn der Forstbediente von Natur ein Schelm oder Dieb ist, so stehet es dahin, ob 3 Forsträthe, die nur über einen einzigen gesetzt würden, auch im Stande seyn möchten, ihn genug-

sam zu bewachen; da hingegen ein treues und aufrichtiges Gemüthe sich ohne Wächter hütet.

Ich habe noch niemanden gehöret, der alle Forstbedienten überhaupt für Diebe ausgeschrien hätte, welches auch nicht gut, und deswegen noch mehr zu bejammern wäre, weil die großen und gekrönten Häupter und andere hohe und niedere Herrschaften, mit so vielen Dieben umgehen müßten. Jedoch will ich mich bey dergleichen Schmähungen nicht länger aufhalten, sondern zu der andern Abtheilung des Herrn Sylvanders schreiten, und dieselbe mit kurzen praktischen Anmerkungen begleiten.

§. 1. Führet er an: Die Landleute glaubten, daß, wo Holz stünde, kein Gras wachsen könne, und solle man deswegen nach der Leute Meynung, kein Holz oder Bäume auf den Viehweiden leiden. Hierauf antworte ich, daß unter den einzelnen Eichbäumen viel Gras wächset, ausgenommen, wo der Boden gar zu mager ist, können die Bäume oder ein anderes wachsendes Holz kein Gras hervorbringen, noch viel weniger, wie er §. 3. anführet, von dessen Laube einiges Holz oder Gras erzwungen werden.

Man mache einmal einen Versuch, und führe ohne viele Umstände Laub auf die Aecker, und gebe Achtung, ob der Ausgang nicht zeigen wird, daß das Laub ohne die Excrementa und Salia vom Vieh für sich nichts ausrichten wird.

Also kann ich auch nach dem §. 4. nicht glauben, daß, wenn man an magere Orte, wo keine Bäume stehen, einen Eichelkamp anlegete, daß von den jungen Bäumen abgefallene Laub zur Verbesserung und Nutzung des Grases so viel beytragen

gen sollte, und ein merklicher Profit heraus käme. In 5. und 6. §. spricht der Herr Verfasser: Daß unter dem Tangelholze das Gras nicht so gut fortkäme, als unter jenem, solches hätte eine ganz andere Bewandniß. Dieses ist zwar nicht zu widerlegen; allein wenn man Tangelholz-Laub, oder Nadeln, unter den Dünger menget, so ist solches weit besser, als das Laub von den Buchen, Eichen und dergleichen belaubtem Holze: Denn wenn das Laub Gras hervorbrächte, oder denen Bäumen Düngung verschafte, müßten es die Tangeln noch eher thun.

In dem folgenden §. 7. widerspricht sich der Herr Autor selber, wenn er sagt: Daß die Buche mit ihrem dicht belaubten Kopfe verhindere, daß der Regen und die Sonnenstrahlen nicht hindurch dringen könnten; weswegen alles unter ihrem Schatten stehende Gras verdumpfte. Also bekennet er nun selber freywillig, daß das bloße Laub für sich allein keine Düngung zum Grase und Wachsthum des Holzes abgeben könne, ob er gleich im 11 §. das Gegentheil wieder behaupten will.

Ich meines Orts halte gänzlich dafür, daß kein einziges Laub oder Tangeln eine wirkliche Düngung an und für sich selbst abgibt. Es darf es nur ein Landwirth versuchen, und mit bloßem Laube oder Tangeln düngen, so wird er finden, daß ich völlig recht habe.

Ich würde diesen Satz nicht so sehr vertheidigen, wenn ich nicht schon selbst dergleichen Proben gemacht, und solches alte im Walde verfaulte Laub auf den Acker hätte führen lassen, da ich denn ge-

funden, daß ich mich betrogen habe. Kurz um! Das Laub gibt allein keine wirkliche Düngung.

Ferner im 7 §. wird gesagt: Dennoch aber da man befindet, daß die Eichen gerne bey den Buchen wachsen, und weit höher und frecher aufschießen, wenn dieselben darzwischen gesetzet werden. Weil sie solche an Höhe übertreffen, und mit ihnen um den Rang streiten wollen; so kann es nicht schaden, wenn die Buchen mit unter sie gesetzet werden. Der Vortheil aber hievon wäre dieser, daß alsdenn die Eichen zu weit bessern und geraden Baustämmen wüchsen, als wo sie allein stehen. Das hat nun wohl seine Richtigkeit, daß nicht nur die Eichen, sondern auch andere Arten von Holze, wenn sie dichte bey einander stehen, aller Orten länger in die Höhe schiessen, und hat der Herr Autor nicht erst nöthig, viele Beweise aus den Lechenklaholze bey Wolfenbüttel, und aus dem Gangelndorfer Walde, auf der Poststrasse zwischen Gera und Jena, wie er in seinem Traktat vorgibet, noch viel weniger aus dem Harze herzuholen: Denn diese Oerter sind mir nunmehro schon seit 30 Jahren alle bekannt.

Ich glaube vielmehr, daß es besser sey, wenn man davon, wie ich schon oben in meiner Jäger-Praktik gethan habe, folgenden Schluß machet: Je dichter das Holz bey einander aufwächset, desto länger wird es in die Höhe schießen, jedoch setze ich zum voraus, daß der Grund und Boden also beschaffen seyn müsse, wie er den Eigenschaften des Holzes gemäß ist. Ueber dieses weis ich mich auch nicht zu erinnern, daß ich jemals in meinem Leben eine Eiche gesehen hätte, die länger als eine

Or-

ordentliche ausgewachsene Fichte gewesen wäre, das Erdreich hat so bequem darzu gewesen seyn mögen, als es gewollt hat, wie im 11 §. angeführt ist.

Endlich kann man auch nicht von einem Orte auf alle schließen, daß die Bäume überall einerley Höhe oder Länge bekommen müssen: Dieses will ich nur damit beweisen: Man betrachte einmal ein Waldrevier, wo die Oberfläche des Erdbodens noch so gleich und eben ist; so wird man finden, daß die Bäume auf einem Flecke länger und höher aufschiessen als auf dem andern, welches auch seinen guten Grund hat, wie ich allererst gemeldet habe. Der Hauptgrund aber ist wohl ohne Zweifel das Nutriment, welches in der mittlern und untern Tiefe steckt, besonders bey denjenigen Bäumen, die mit ihren Wurzeln tief in die Erde dringen, welches vor allen andern die Eiche thut.

Im 19 §. beschreibt er die Rothbuche in so weit ganz gut, wenn er sagt: **Daß dieselbigen schneller als die Eiche aufwachse**; allein darinn kann ich ihm aus meiner eigenen Erfahrung keinen Beyfall geben, wenn er haben will, daß die Mastung diesen Buchen kaum alle 7 Jahre gerathen sollte: Denn ich weis, daß die Bucheckern manchmal wohl 2 bis 3 Jahr nach einander, manchmal aber in etlichen Jahren wieder gar nicht gerathen.

Im 20 §. sagt er weiter: **Daß die Raupen und anderes Ungeziefer der Buche nicht schaderen, weil sie eher als die Eiche ausschlüge.** Das letztere hat nun wohl seine Richtigkeit; allein was die Raupen anbetrifft, darwider muß ich ihm

einwenden, daß sie in manchen Jahren denen Buchen mehr als zu viel schaden.

Im 21 §. gedenket er auch der Tanne, und sagt: Hier wächst sie nicht, aber in Tyrol und in der Schweitz desto häufiger. Hier hätte nothwendig der Herr Autor noch darzu setzen sollen; ingleichen in Chur-Sachsen, Böhmen, Hessen, Anspachischen und andern deutschen Ländern, weil sich ausserdem der Leser leicht einbilden könnte, als wenn die Tannen sonst nirgends als in Tyrol und in der Schweitz wüchsen: Es müste denn etwan seyn, daß er hierunter einen andern Baum verstünde, als unsere sogenannten Tannen, welche man auch Edeltannen nennet, und die in meiner Jägerpraktik, im 3ten Theile deutlich beschrieben. Derjenige Baum denn der Herr Autor im 24 §. Weißfichte nennet, ist nichts anders als unsere ordentliche Tanne. Dieses dürfte mich beynahe auf die Gedanken bringen, als wenn Herr Sylvander kein ander Holz hätte kennen lernen, als was etwan bey Braunschweig und Wolfenbüttel gewachsen ist, und doch unterstehet er sich, die ganze Welt zu tadeln.

Wenn er in dem 26 §. vom Lerchenbaume redet, so bedienet er sich folgenden Ausdrucks: Daß er seine angeführte Wissenschaft sich von andern Leuten habe erzählen lassen; ingleichen beim Zirbelnußbaume gedenket er ein gleiches. Hier rechnet sich der Herr Autor selber unter diejenigen, über die er sich in seiner Dedikation aufhält, wo er sagt: Daß die Autores, so von Holzungen geschrieben, nur beym Hörensagen stehen geblieben wären. Jedoch er hätte sich von diesem Vorwurfe ganz leicht befreyen können, wenn er in Deutsch-

land

land geblieben wäre, und sich nicht bis nach Italien verirret hätte. Ich halte also dafür, man thut am besten, daß man dasjenige, was man in Deutschland gesehen und erfahren, beschreibet, und die Italiener von Italien schreiben läßt.

Im 28 und 29. §. beschreibt er die Weißbuche ihrer Eigenschaft nach ganz gut, nehmlich: Daß sie ein festes Holz habe, sich auch gleich den Weiden gut zum Köpfen ziehen lasse. Ingleichen schreibt er von der Esche; Daß dieselbige wegen ihres zähen Holzes, nützlichen Laubes und Rinde wohl zu gebrauchen und nützlich anzubauen wäre.

Die Erlen und Birken sind in so weit auch ganz gut beschrieben, nur bey den letztern ist folgendes falsch: Daß das Wildpret im Winter die feurigen Sommerlatten wegfräße. Dieses geschicht nicht im Winter, sondern im Sommer, wenn dieselben noch sehr weich und zart sind.

Daß der Herr Autor ferner von der Espe meldet: Sie würde selten über 30 Jahr alt, solches ist wiederum offenbar falsch, und im Gegentheil zu behaupten, daß die Espe 50, 60 und 100 und wohl mehrere Jahre alt wird. Dieses läßt sich daher ganz deutlich beweisen, wo es gewöhnlich ist, daß die Holzungen in 30 jährige Gehaue abgetrieben werden. An dergleichen Orten wird man gewiß Espen finden, die 2 Gehaue ausgedauret haben, und so stark sind, daß man sie zu Balken, Mulden und Backtrögen gebrauchen kann. In 30 Jahren wächst gewiß kein Baum zu so einer Dicke. Das lächerlichste aber bey dem allen ist, daß er nicht einmal weis, ob die Espen Saamen haben,

welches ihm doch, wenn er ein rechter Holzkenner seyn wollte, nothwendig auch bekannt seyn müßte.

Von der Linde sagt der Herr Autor: Daß sie in die Winter- und Sommerlinde eingetheilet würde. Die erstere schlüge später aus, und würde in Hölzern angetroffen: die letztere aber wüchse auf den Kirchhöfen und an den Häusern. Hier hat er vollends die Scheibe gar verfehlet, und die Eintheilung nicht recht erfahren, ich will ihm aber solche erklären: Es gibt zweyerley Linden, die Gemeine- oder Wasserlinde, und die Steinlinde. Die letztere bekommt selten so großes und schönes Laub, als die erstere; hauptsächlich aber unterscheiden sie sich durch den Saamen, welcher an der Steinlinde größer und mit Rissen auf der Schaale versehen ist, jener aber ist kleiner, glatt und runder.

Vom Nußbaume sucht er zu behaupten: Er gehörte unter die zahmen Bäume in den Gärten. Weil er aber aus seinem eigenen Saamen, und ohne Pfropf- oder Oculirung wächst; so rechne ich ihn mit allem Recht unter die wilden Bäume.

Die Weiden beschreibt er in so weit ganz praktisch, daß aber die Benennungen der Weiden in einem Lande nicht wie in dem andern sind, ist mehr als zu bekannt. Wer nur eigentlich das Holz kennet, wird sich nach den andern Benennungen auch schon zu richten wissen. Eine Art nennet er die Saalweide, welche an sehr viel Orten Werft, an manchen aber auch die Krebsweide genennet wird; eine andere Art nennet er die Schmeerweide, der man auch sonst den Namen Sand- oder Hegerweide, ingleichen Raupenwerft beyleget.

An

An statt dergleichen Wortgezänke halte ich vielmehr für höchst nützlich und dienlich, daß derjenige, der eine Sache zu beschreiben unternimmt, für allen Dingen dessen Eigenschaft und Unterschied, und den daraus zu habenden Nutzen verstehen lerne, sich auch hiernächst in der Welt umsehe, wo er einen großen Unterschied, und auch sehr viel Gutes finden wird, welches wir nicht einmal in der Studirstube lernen und begreifen können.

Diese Gedanken fallen mir eben bey dem 46 §. ein, wo ich des Herrn Sylvanders große Unwissenheit vom Holzwesen auf das deutlichste bemerke, da er spricht: Es gibt zwar noch sehr viele Bäume, welche hin und wieder in den Wäldern gefunden werden, als z. E. den Ahorn, Rüstern, Vogelbeeren, den Fliegenbaum, Haseln, Weiß- und andere Dornen; weil aber solche theils unter die unedlen Sorten gehören, theils auch hier zu Lande nicht viel bekannt und wenig Nutzen schaffen; so will ich solche vorjetzo mit Stillschweigen übergehen. Ja er vergehet sich noch weiter, und verachtet so gar des Herrn von Charlowitzens, von Flemmings, von Hohbergs, von Rohrs hiervon abgehandelte Schriften ganz und gar, wenn er saget: Daß sie einander nachgeschrieben hätten. Hier fällt es mir zu weitläuftig, den großen Nutzen, des Ahorn- Rüstern- Fliegenbaumes u. d. g. Herrn Sylvandern entgegen zu setzen; will er sich aber die Mühe geben, und den dritten Theil in meiner Jägerpraktik zu Rathe ziehen, so wird er den großen Nutzen dieser Bäume ausführlich erkläret finden, und auch zugleich lesen, daß ich keinen Schriftsteller abgegeben, der andere Autores nachgeschrieben hat.

Bey-

Bey den Maulbeer- und Castanienbäumen hält sich der Herr Autor auch über ihren Nutzen spöttisch auf, und nennet die Leute, so von den Castanien-Bäumen geschrieben: Strubenforstverständige, welche keine Erfahrung gehabt hätten. Hier gibt er abermal seine große Unwissenheit auf die allerdeutlichste Art zu erkennen, weil er nicht einmal weis, daß die süßen Castanienbäume in den freyen Feldern wachsen. Er darf sich ja nur in Franken, im Reiche und an dem Rhein umsehen; so wird er dieselben nicht allein in den Wäldern finden, sondern auch deren großen Nutzen daselbst kennen lernen. Was von diesen Früchten nicht aufgelesen und den Menschen zu einer delikaten Speise in fremde Länder verführet wird, das genießen die wilden und zahme Säue, welche recht feist davon werden; besonders ziehen sich die ersten etliche Meilen weit darnach. Hiernächst kann auch das Holz davon sehr wohl zu Schlage- und Unterholze, getrieben und genutzet werden, weil es vom Stamme aus schnellwüchsig ist, und brennet auch mehr als zu gut; und so kann man auch ebenfalls von dem wilden Castanienbaume sagen, daß er seinen besondern Nutzen habe.

Daß er ferner die Eintheilungen der Hölzer, nehmlich in hartes und weiches, in Ober- und Unterlaub- und Nadeln tragendes Holz verächtlich hält, dadurch machet er sich bey einem Forstverständigen vollends recht lächerlich. Der Autor erkläre uns doch, wie man die Forstrechnungen anders machen, oder wie der Verkauf und Nutzen eines jeden Holzes eingerichtet werden soll, wenn ich nun weder hartes noch weiches, weder Ober- noch Unterholz statuiren will. Ich müste al-

also auch keinen Baum, als z. B. Eichen, Buchen, Kiefern u. d. g. anders als überhaupt Holz nennen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Welt jemals dergleichen Reformation im Holzwesen erfahren hat, und noch viel weniger, daß die Herrschaften und Forstbedienten Herrn Salvandern hierinn zu ihrem Lehrmeister brauchen werden.

In seiner dritten Abtheilung beschreibet er die Anpflanzung und Anbauung des Holzes, wo ich zum Theil gute Vorstellungen finde. Er sagt nämlich: Die Eiche wachse besser von ihrem Kerne, wenn sie gleich auf ihrem ersten Orte stehen bleiben könnte, als wenn sie fortgepflanzet würde. Dieses ist freilich an dem, daß es besser ist, wenn die Wurzeln gleich in Ordnung und in ihrem ersten Lager stehen bleiben; jedoch leidet man an den jungen Eichen alsdenn auch viel Schaden, wo viele Triften, Wildpret, Hasen u. d. g. sind. Ist keine Gelegenheit vorhanden, daß man sie umzäunen und verwahren könne, so muß man doch noch Eichelkampe anlegen, und sie aus denselben weiter verpflanzen.

Die Zubereitung zu einem Eichelkamp lasse ich nach seiner Meinung gar wohl gelten, wenn man es dreimal mit dem Pfluge bearbeiten, mürbe und locker machen kann. Doch habe ich Eicheln gesäet, wozu nur ein einziges mal der Rasen umgeackert worden, oder ich habe auch wohl nur mit einem spitzigen Stocke in einen Rasen ein Loch gestochen, und eine Eichel hinein fallen lassen: Dennoch sind ihre wenig aussen geblieben.

Hiernächst hält der Herr Autor auch von der Herbstsaat mehr, als von der Frühlingssaat und sagt: Daß die Eicheln lange liegen müsten, ehe sie keimeten, oder hervor kämen, die im Herbste aber keimten und brächen eher hervor. Hierauf kann ich ihm mit meiner eigenen Erfahrung antworten, daß die im Frühjahre gesteckten oder gesäeten Eicheln eben so gut als die vom Herbst aufgehen, wenn sie nur frisch und gut verwahret worden sind. Will er aber die Eicheln im Winter so bloß auf den Boden hinschütten und austrocknen lassen, so gebe ich gerne zu, daß nicht viel daraus wird. Werden sie aber in einer trockenen Grube verwahret, so halte ich auf die Frühjahrsaat mehr: Denn den Winter über sind die Eicheln vielen Fatalitäten von wilden Säuen, Mäusen u. d. g. unterworfen, welches aber im Frühjahre so leichte nicht geschiehet.

Die Einweichung der Eicheln zum Saamen, die er anführet, nehmlich: Man sollte Mistpfütze in Fässern den Sommer über hinsetzen, daß sie recht stinkend würde, und die Eicheln etliche Tage vorher, ehe man sie säen wollte, einweichen bis sie aufquillten. Diß ist wohl nur eine bloße Einbildung. Und weil ich glaube, daß dieses keine Wirkung thun möchte; so werde ich mich mit solchem stinkenden Zeuge nicht erst vermengen, da ich schon vorher in den hiesigen weitläuftigen Plantagen viel tausend junge Eichen durch mein Säen aufweisen kann, ohne daß ich dergleichen Schmiralien darzu gebraucht hätte. Ich will daher immer bei meiner eigenen Erfahrung bleiben, und solche unnöthige und stinkende Kunststückgen nicht nachahmen.

Der-

Dergleichen Mistpfütze will der Herr Autor auch zum Tangelsaamen recommendiren, weil er vorgibt: Daß der Tangelsaamen wegen seiner öli chren Substanz länger als die Eicheln in der Erde läge. Hiervon halte ich eben so wenig, als von dem vorigen: Denn ich habe im April Kiefernsaamen gesäet, welcher schon binnen 5 Wochen im Mai aufgegangen ist; wobei aber zu merken, daß derjenige Saamen, den man schon im März säet, auch nicht eher als im Mai aufgehet, welches die Regung seiner natürlichen Eigenschaft so mit sich bringet, und den Keim nicht eher heraus treibet, als bis das Holz ordentlicher Weise zu treiben anfängt.

In dem 39 und 40 §. gedenket er von der Einsammlung des Saamens und dessen Aussaat folgendes: 1) Daß das Tangelholz einerlei Eigenschaft habe; 2) Die Einsammlung des Saamens geschehe im Herbst; 3) Sollte man die Kihnäpfel oder Tannzapfen so lange an einen warmen Ort legen, bis sie sich aufgethan hätten, und der Saame heraus gestossen werden könnte; 4) Wenn er denn in die bereitete Mistjauche etliche Tage eingeweichet worden, so sollte man selbigen, wenn es schneiete oder regnete, aussäen, damit er sich mit dem geschmolznen Schneewasser in die Erde saugte, und zugleich von demselbigen bedecket werde. In Ermangelung des Schnee oder Regenwassers aber müsse man das Land vorher gerade egen und alsdenn einwalzen; denn sonst wenn er eingeeget würde, erstickete er. Hierwider würde ich vieles einzuwenden haben, wenn ich nicht glaubte,

daß

daß der Herr Autor eine schlechte Kenntniß von der Eigenschaft des Tangelholzes hätte. Ich will also der Kürze halber den geneigten Leser in den dritten Theil meiner Jägerpraktik gewiesen haben, wo er die Eigenschaft des Tangelholzes deutlich beschrieben finden wird. 1) Tannensaamen kann man zu der Zeit, wenn gute Herbste kommen, einsammlen, auch zur Noth Fichtensaamen; der Kiefernsaamen aber bekommt seine Reife nicht eher, als im Januar, und im Februar völlig. Er läßt sich zwar durch starke Wärme heraus zwingen, es wird aber dennoch davon sehr wenig keimen und zum Vorschein kommen; 2) legt man den Saamen eine Zeitlang an einen allzu warmen Ort, so ist es sein Tod. 3) Vom Einweichen habe ich schon oben gedacht, und erinnere hier nur so viel, daß er gar leichte weichet, und man würde ihn, wenn er etliche Tage geweichet hätte, endlich gar verwässern, wenn man denselben auf den Schnee säete; zudem sollte auch fleißig Achtung gegeben werden, wo er hinflöge, und ob man zu dick oder zu dünne, säete; das sind aber Schwachheiten. 4) Daß er nicht tief eingeeget werden müsse, ist nicht zu leugnen; allein, wie kann man den im Frühjahre gesammleten und ausgemachten Saamen an einem temperirten Orte aufheben, daß man ihn hernach im Herbst mit dem Winterkorne zugleich, oder noch selbiges Frühjahr mit dem Sommer- oder Heidekorn aussäen könne. Dieses läßt sich bald lernen, wenn man nur erst dergleichen Proben macht, als wie ich jährlich allhier selber viele anzustellen befehliget, und wenn solches durch die öftere Uebung continuiret wird, so wird sich die Sache ganz anders

ders zeigen, und man wird dem Publiko alsdenn etwas wahrhaftiges vorbringen können.

Des Herrn Autoris Vorstellungen bestehen alle in einer bloßen Einbildung, und sind nicht mit der geringsten Erfahrung geschrieben. Hierinnen aber hat er vollkommen recht, daß die Verpflanzung des Tangelholzes, wenn es schon groß ist, ganz und gar vergebens und unnütze sey, mit dem kleinen gieng es zur Noth, und mit großer Mühe, noch wohl an, es blieben aber dennoch viele zurück. Also thut man nicht besser, als wenn man alle Arten des Tangelholzes vom Saamen aufzubringen suchet.

Was der Herr Autor im 47. §. von den Eschen saget, daß solche von den im October eingesammleten Saamenkörnern fortgebracht, und auch gut verpflanzet werden können, ist praktikable. Die Erlen ziehet man auch in nassen Flecken vom Saamen gut auf, welche sich ebenfalls mit der Wurzel verpflanzen lassen.

Nach dem 50 §. kommt, wegen Verpflanzung der Birken, auch nicht viel heraus, ob es wohl zur Noth angehet; jedoch sind sie von dem Saamen zu besserm Aufwachse zu bringen; und so kann man auch mit den Aspen procediren, wie ich hernach deutlich angeben werde.

Im 54 und 55 §. gibt er zwar eine mühsame Verpflanzung der Weiden an, die aber doch nicht zu tadeln ist. Er sagt nämlich: Wo der Boden allzu harr oder zu sandigt ist, solle man, wenn man gerne Weiden dahin pflanzen und fortbringen wollte, die Löcher mit dem Spaten machen, und lockere gute Erde oder Gassenkoth darein füllen, und alsdenn die

Bayerische Staatsbibliothek München

Weiden einsetzen. Ob nun zwar dieses wohl angehet; so ists doch besser, man erwählet sich zu den Weiden einen feuchten Ort an den Gräben, oder sonst, wo man die gar zu mühsame Verpflanzung nicht nöthig hat, sondern die Löcher mit einem Pfahleisen oder spitzigen Pfahl machen und die Weiden fein behutsam hinein stecken kann.

Es ist auch hier noch anzumerken, daß der Herr Autor an vielen Orten vorgeschlagen, man solle die Kämpe und Zuschläge mit Graben umziehen, welches zwar sehr gut ist; allein daß er im 33 §. die Genistam spinosam so heraus streichet, als wenn von dem Saamen, den man in die Graben säen sollte, mit der Zeit ein undurchdringliches stachelichtes Gebüsche wüchse, welches den Kamp oder Pflanzort völlig verschonete, dieses hat einen sehr schwachen Grund: Denn ich habe mir selber die Mühe genommen, und vor zwei und drei Jahren von dieser Genista Saamen gesäet, ich sehe aber, daß dieselbige bis dato noch nicht über einen Fuß heraus ist. Was im Sommer wächst, wird entweder gleich noch in demselbigen, oder doch im folgenden Winter, von den Haasen und dergleichen abgebissen; den vergangenen Winter aber sind mir dieselbigen gar erfrohren. Hieraus ist also deutlich zu erkennen, daß es sehr langsam zugehen dürfte, ehe man von der Genista einen Zaun zu Beschützung der jungen Bäume würde haben können.

Der Satz, welchen der Herr Autor im 67 §. vom Wachsthume oder jährlich aufgelegten neuen Holzringe angeführet, ist ganz irrig, wenn er schreibt: Daß die Ringe an der Nordseite enger, als an der Ostseite wären, indem ein

Baum

Baum gegen Osten allemal mehr Holz als gegen Norden ansetzte. Dieses ist mir was neues, und ich glaube nicht, daß ihm ein einziger Holzverständiger solches einräumen wird. Ich habe schon vor 30 Jahren, da ich die Braunschweigischen und andere deutsche Länder durchreiset, bemerket, daß das Holz gegen die Nordseite mehr als gegen die Ostseite angesetzet, folglich das erstere weitere Ringe gehabt hat. Es müste denn seyn, daß sich die Bäume im Braunschweigischen umgewendet hätten, ausserdem ist die Meinung des Herrn Autoris falsch. Wie ich sehe, macht der Herr Sylvander vor sich allein neue Sätze; er mag also auch selber zusehen, wie er dieselben beweisen möge. Will sich ein Holzgerechter die Mühe nicht verdrießen lassen, und seinen Traktat durchblättern; so versichere ich ihn im Voraus, daß er sehr viele Irrthümer darinnen finden, und auch dieselben bald einsehen wird. Kommt aber ein in diesen Sachen Unerfahrner darüber, kann es leicht geschehen, daß er zu verschiedenen von dergleichen Irrthümern verleitet werden könne.

Weil er endlich in dem vierten Theile nichts als lauter neue Landesgesetze und Forstordnungen macht; so unterfange ich mich nicht, dawider meine praktische Anmerkungen zu machen. Bei dieser Abhandlung ist auch dieses ein Hauptgrund mit, daß er die Beamten und Forstbedienten vernichtet, und auf das allerschimpflichste durchhechelt. Im übrigen riechet sein ganzer Vortrag so sehr nach Eigenliebe und Eigennutz, daß auch der Allereinfältigste, der seine Schrift lieset, im Stande ist, dieselbe beinahe auf allen Blättern zu finden.

Das drei und zwanzigste Kapitel.

Von den Irrwischen, oder Lichtmännern.

Es wird von den sogenannten Irrwischen, oder Lichtmännern, welche einige auch Dickebolten nennen, so viel fabelhaftes Zeug erzählet, daß man viele Bogen damit anfüllen könnte. Einige halten dafür, es wären ungetaufte Kinder, andere glauben, es wären höllische Geister; wiederum andere meinen, es wären unselige Seelen; und endlich noch andere muthmaßen, es wären verwünschte und unruhige Seelen, die weder im Himmel noch in der Hölle ihren Platz finden könnten, und was noch andere Phantasien mehr sind, die davon gemacht werden, wodurch die Einfältigen in Furcht und Schrecken gesetzt, und zu andern abergläubischen Dingen gebracht werden können.

Damit ich aber doch einem jungen Weidmanne, der in der Nacht so viel Verrichtungen in den Feldern und Wäldern hat, diesen Argwohn benehmen, und ihn von dieser Furcht befreien möge; so befinde ich für nöthig, solches deutlicher zu remonstriren, und die gründliche Ursache solcher bei Nacht erscheinenden und blitzenden Lichter, oder dem Feuer ähnlichen Flammen, so viel ich davon verstehe, vor Augen zu legen, damit sich selbiger nicht so leicht etwas überreden lasse, und solchen einfältigen Erzählungen Glauben beimesse.

Ich kann mich noch sehr wohl erinnern, daß mir öfters (doch glaube ich, daß es aus lauter Einfalt geschehen) so ernsthaft und mit grosser Betheurung erzählet worden, daß die Irrwische nichts

an-

anders als böse Geister und Gespenster seyn könnten, weil sie einen und den andern bei der Nacht verführet, und von seiner ordentlichen Straße oder Wege durch ihre Blendung und Leuchtung abgeleitet, und zu Teichen, Pfützen oder Brüchen, und dergleichen ungangbaren Oertern gebracht hätten. Sie wären dieselben nicht loß geworden, und auf ihren rechten Weg gekommen, wenn sie gleich Gott angeruffen hätten, aber durch das Schwören und Fluchen wären sie bald verschwunden, und der Mensch hätte sich sogleich besinnen und die rechte Straße wieder finden können. Also könnte es unmöglich anders seyn, als daß der Teufel sein Spiel dabei hätte, und die Menschen durch seine abgeschickten Irrwische reitzete, daß sie sich öfters wider ihren Willen versündigen müßten, und durch dergleichen Umstände auf die Gedanken gerathen möchten, als wenn das verdammliche Fluchen und Schwören mehr vermöge, als das Gebet zu Gott. Wodurch alsdenn geschehen, daß mancher das Vertrauen, Furcht und Liebe zu Gott hindansetzete, und sich dagegen durch die Stricke des Teufels mehr und mehr fesseln ließe. Dergleichen einfältige Gedanken und Redensarten habe ich nicht allein mir von andern erzählen lassen, sondern auch sehr öfters mit meinen eigenen Ohren selber angehöret. Unter gewissen Bedingungen gebe ich es auch zu, daß so eine verirrete Person, wenn sie gebetet, sich nicht wieder auf den rechten Weg finden können, und wenn sie geflucht, bald auf den rechten Weg gekommen sey; die Art und Weise aber, wie solches möglich seyn kann, werde ich weiter unten ausführen.

Hier will ich nun vor allen Dingen zeigen, daß der Irrwische, Lichtmänner, nichts anders als schweflichte und mit Salpeter vermischte Ausdünste die Erde sind, welche durch die vier Elemente, nämlich, Feuer, Wasser, Luft und Erde evaporiren. Von diesen vier Elementen habe ich schon an einem andern Orte gemeldet, daß sie in allen Kreaturen und Geschöpfen zu finden, und in einem mehr Wirkung und Herrschaft als in dem andern haben. Hier will ich nur so viel sagen, daß der Schwefel einer feurigen Complexion und der Salpeter luftig und wässerig sey. So bald sich in der Erde der Schwefel mit etwas Salpeter conjungiret, stößet das wässerige Wesen den Schwefel aus der Erden, welcher alsdenn durch ein gemäßigtes Feuer von der Sonne entzündet wird, und den Salpeter flüchtig und hellscheinender macht. Denn obgleich der Schwefel an und für sich schon eine brennende Materie ist; so ist er doch nicht flüchtig genug, und hat zu wenig Luft. Weil aber der Salpeter viel Luft bei sich führet; so macht selbiger den Schwefel flüchtig, welches ich mit einem Beispiel erläutern will. Man betrachte nur die Composition des Schießpulvers und die Verfertigung des Raquetensatzes, welcher aus Schwefel, Salpeter, und Kohle zubereitet, durch wässerigen Spiritum gestärcket, und durch lebendiges Feuer entzündet und zum Effekt seiner Flüchtigkeit gebracht wird; so wird man die Beschaffenheit der Irrwische einigermaßen erkennen lernen.

Wie nun aber zur Genüge bekannt ist, daß man die Irrwische insgemein im Frühjahr und zur Herbstzeit, im Sommer und Winter aber gar

nicht,

nicht, oder doch selten gewahr wird; also wird auch ein jeder wissen, daß sie sich in grosser Menge an den sumpfigten Oertern, oder auch, wo verborgener Schwefel und Salpeter in der Erde steckt, befinden. Man trift auch hin und wieder in den Weinbergen, wenn sie gleich nicht sumpfigt sind, doch aber eine schwefelichte und salpeterichte Eigenschaft haben, dergleichen Irrwische an. Wenn nun gegen den Frühling die Sonne, als das feurige Element, immer höher zu steigen anfängt, und die Pori des Erdreichs sich nach und nach eröfnen; so dringt das dritte Element, nämlich das Wasser, dergleichen Dünste aus der Erden, und die Luft macht es flüchtig: Denn das Feuer sowohl, als das Wasser, ist niemals ohne Luft. Und da der Schwefel an und für sich selbst sehr hitzig ist; so wird derselbige durch die Wirkung der Sonne vollends entzündet, und durch die damit vereinigte Kraft des Salpeters flüchtig und heller gemacht. Man sehe nur, wie gedacht, die Zubereitung des Schießpulvers und den Raquetensatz an; so wird man augenscheinlich erkennen, daß der Salpeter die Flüchtigkeit verursachet, und als eine luftige Substanz auch desto schneller der Luft entgegen eilet; jedoch kann der Salpeter alleine nichts verrichten, sondern der Schwefel muß ihn entzünden, und ihm das Feuer geben.

Die Sonne, als das Feuer entzündet den feurigen Schwefel; das Wasser, als die Feuchtigkeit des Erdbodens, welches das Feuer nicht duldet, stößet ihn mit Beihilfe der Luft aus der Erden, worauf er bei dem Ausgange einen Schein von sich gibt, welcher aber durch die Luft zertheilet wird. Diese zertheilten Theilchen entzünden sich

eines bei dem andern, wie das Pulver: Denn wenn man dasselbige neben einander dünne aus einander streuet, und solches an einem Ende anzündet; so wird ein Körnchen das andere entzünden, und so nach der Reihe weg, wie es lieget, eines nach dem andern einen hellen Blitz, oder Schein, von sich geben, der aber sehr schnell durch die Luft wieder zertheilet wird und vergehet.

In der Nacht siehet man den Schein und Glanz des blitzenden Schießpulvers nicht nur sehr helle, sondern auch sehr weit; am Tage aber; wenn die Sonne scheinet, siehet man nichts, als den Dampf und Knall, den man nur in der Nähe gewahr wird. Die eigentliche Ursache davon ist die Sonne, welche mit ihren heißen Strahlen des Schießpulvers Schein vor den menschlichen Augen verdunkelt, doch aber den innerlichen Effekt nicht hemmet. Eben so verhält es sich auch mit den so genannten Irrwischen, oder vielmehr denen schwefelichten und salpeterichten Ausdünstungen der Erde. Des Nachts geben sie einen hellen Schein von sich, am Tage kann man sie wegen des glänzenden Sonnenkörpers nicht sehen.

Weil man aber, wie ich schon oben erwähnet habe, diese Ausdünstungen der Erden im Frühlinge und im Herbste am meisten gewahr wird; so sagen viele aus großer Einfalt, daß sich die Irrwische am meisten gegen die heiligen Zeiten, als im Frühjahre gegen die Fastnachten, und im Herbste bei Herannahung der Adventszeit als besondere Vorbedeutungen sehen ließen. Ziehet man aber die Vernunft zu Rathe, so wird sich zeigen, daß man nicht eben die heiligen Zeiten, sondern auch das Aequinoctium autumnale und das Aequi-

noctium hyemale zur Ursache der sichtbaren Erscheinung der Erddünste machen müsse, weil dieselben auf Fastnachten und gegen die Adventszeit eingefallen; jedoch wird man diese Ausdünstungen, wie schon gedacht worden, im Herbste mehr als im Frühlinge, im Winter und Sommer aber gar selten gewahr: Denn da die Sonne im Winter von unserm Horizont entfernet ist, so kann sie den Erdboden nicht so erwärmen, sondern der kalte Mond nebst andern Planeten bekommen alsdenn mehr Gewalt, mit ihrem kalten Temperamente die Ausdünstungen der Erden zurück zu halten, solche zu Forste zu machen, wodurch der Erdboden verschlossen wird. Kommt aber die Zeit, daß die Sonne gegen dem Aequinoctio am Horizont nach dem Zodiaco immer höher steiget, werden die Pori des Erdbodens wieder eröfnet, und die Dünste steigen, wie schon oben gedacht, wieder über sich.

Nun könnte wohl mancher, der die Sache nicht recht einsiehet, einwenden; wie es wohl möglich seyn könnte, daß die Dünste der Erde oder die so genannten Irrwische von der Sonne entzündet würden, da sich doch dieselbigen bei der Nacht, wenn keine Sonne über unserm Horizont stehe, zeigten. Man kann sich aber dieses begreiflich machen, wenn man überleget, daß die Sonne schon den Tag über die Poros des Erdbodens öfnet, und wenn sie nicht zu heiß scheint, sich einige mäßige Dünste aufwärts gegen die Luft zuziehen. Dieses kann man deutlich beobachten, wenn man auf hohen Gebürgen stehet, und auf das platte Land und in die Thäler siehet, wo sich bald nach aufgegangener Sonne der Dunst wie ein Rauch

über den Erdboden ausbreitet. Steiget nun die Sonne höher, so hält sie durch ihre Strahlen die Dünste zurück; so bald sie sich aber wieder von unserm Horizont entfernet, und der kalte Mond und die Fixsterne durch ihre Wirkung des Abends die Poros wieder drücken und zuschliessen wollen; so ist doch an einigen Orten der feurige oder schwefelliche Geist, der durch die innerliche Luft und Wässerung der Erden getrieben wird, so mächtig, daß dieses spirituöse Feuer aus dem Erdboden heraus getrieben wird, und so helle als ein lebendiges Feuer scheinet; kommt die äusserliche Luft darzu, so löscht sie dessen Glanz gar bald aus, und der feurige Geist fährt in die Luft. Und dieses ist es also, woraus die einfältigen Leute Irrwische oder gar böse Geister machen wollen.

Bei etwas warmen Nächten nimmt man wahr, daß die Aufsteigung der feurigen Dünste die ganze Nacht gesehen werden kann, bei kalten Nächten aber sind sie nur des Abends, und kurz vor der Sonnenaufgang zu sehen: Denn nach Mitternacht, ehe die Sonne völlig hervor bricht, empfindet schon der Erdboden von ferne die Wirkung derselben, welches auch zur Herbstzeit auf eben die Art geschiehet, wenn sich die Sonne von unserem Horizont mehr und mehr entfernen will, da denn gleichergestalt der kalte Mond und die kalten Planeten das Feuer des Erdbodens in das wäßerichte Erdreich zurücke treiben, und die Poros zuhalten wollen, daß also wiederum in den innersten Theilen der Erde, die sich noch völlig bezwingen lassen, ein Streit erregt wird, welcher verursachet, daß an einigen Orten in der Nacht die schwefelich-

ten

ten Dünste gleichsam wie Feuer aus dem Boden heraus fahren.

Folgendes Beispiel soll dieses deutlicher machen. Gleichwie das Schießpulver, welches aus Schwefel, Salpeter und Kohlen bestehet, und worunter ein wässerichter Spiritus oder Brandtewein vermischet wird, durch die Feuerstrahlen, so von einem Stahle und Feuersteine darauf geschlagen werden, sich sogleich entzündet, ein Feuer wird, und in die Luft verflieget; also verhalten sich auch die Sonnenstrahlen, welche die Poros des Erdbodens durch dringen, und die so wohl feurige als luftige und wässerige Materie in dem Erdboden entzünden, daß sie empor und in die Luft steiget.

Weil ich hier melde, daß die Sonne die schwefelichten Dünste des Erdbodens entzünde, so werden auch einige auf die Gedanken gerathen, daß die ganzen Gebürge, wo der Schwefel heraus geholet und bereitet wird, oder wo so viele schwefelichte Materie im Erdboden vorhanden ist, aus und weg brennen müsten. Es ist wahr, daß solches bei sehr heißen Sommertagen zuweilen auch geschehen kann: Denn ich habe schon in meinem dritten Theile, im 91 Kapitel, von den Erdfeuern gemeldet, daß die schwefelichten Dünste durch die allzuhitzigen Sonnenstrahlen im Sommer zuweilen entzündet werden, und den Wäldern, Angern und Wiesen großen Schaden zufügen.

Im Jahre 1746 verbrannte im Thüringer Walde, im Fürstenthum Schwarzburg, durch die Entzündung der heißen Sonnenstrahlen, und vermöge des Erdfeuers, ein grosser Districkt von Holze;

dessen Flammen in etlichen Wochen nicht völlig wieder gelöschet werden konnten.

Die drei grossen Feuerspeienden Berge die wir in Europa haben, nämlich: Der Vesuvius, in Italien, im Königreich Neapel; der Berg Aetna, in Sicilien, und der Hecla, auf der Insel Isßland können dieses zur Genüge bestätigen. Und es ist sonderlich von dem letztern zu bewundern, daß, da er so weit gegen Norden lieget, und die Insel doch so sehr kalt und mehrentheils mit läuftigem Eise bedeckt ist, sich dennoch mit Feuer entzündet. Daß aber diese Berge so viel Feuer ausspeien, solches rühret lediglich daher, weil sie voller schwefelichter Materie stecken, welche zuweilen durch die starke Wirkung der Sonnenstrahlen in ihrem Körper entzündet wird.

Hieraus ist nun ganz deutlich zu erkennen, daß diese schwefeliche Ausdünstungen ganz natürlich, und keine bösen Geister oder Gespenster sind, welche man, wie oben erwehnet, durch kein Gebet, sondern durch das unverantwortliche Fluchen vertreiben könnte, wie die einfältigen Leute insgemein glauben. Und wenn ich auch unter gewissen Bedingungen zugebe, daß solches auf diese Art geschehen könnte; so muß ich unter den Personen selber einen Unterschied machen, die durch die sogenannten Irrwische verführet, und auch nicht verführet werden können. Ist eine Person furchtsam, wenn ihr etwas entsetzliches begegnet; so wird sie das Gebet, das sie zu der Zeit thut, mehr aus Furcht als aus wahrer Andacht verrichten; ja ich könnte viele Beispiele anführen, daß mancher furchtsamer und erschrockner Mensch in solcher Beängstigung ganz auffer sich selbst gerathen, oder wohl gar das

böse

böse Wesen bekommen hat. Also erweise ich hieraus, daß eine solche einfältige Person, durch das mit Angst und Furcht verknüpfte, und ohne alle Andacht verrichtete Gebet, von denen sich vorgebildeten Irrwischen aus der Ursache verführet werden könne, weil sie sich alsdenn nicht zu besinnen, und ihre Gedanken zusammen zu fassen weis. Hingegen eine Person, die eine besondere Herzhaftigkeit besitzet, kehret sich an nichts, es möge ihr begegnen, was nur immer wolle, daher kann es auch geschehen, daß dieselbe sich durch ihre angebohrne Herzhaftigkeit, und nicht durch das sündliche Fluchen, von den Verführungen der Irrwische befreien könne.

Dieses läßt sich daher ganz deutlich begreiffen, wenn man sich einen erzürnten Menschen vorstellet, dem dergleichen Zufall begegnet. Kann er sich vielmal nicht durch seine Redensarten oder Leibeskräfte helfen; so ist er doch resolut, bildet sich solche Sachen nicht ein, und gibt auf das Leuchten der Irrwische nicht Achtung, sondern bleibet auf seinem einmal sich vorgesetzten Wege: Denn es ist ganz natürlich, daß ein solcher Mensch, welcher die Augen beständig dahin richtet, wo er zur Nachtzeit ein Licht gewahr wird, auch den ordentlichen Weg verfehlen muß. Man versuche es auch einmal, nehme ein brennendes Licht in eine Laterne, lösche solches in der Nacht unterwegens aus; ob man nicht finden wird, daß man so lange im Dunkeln herum tappet, bis sich der helle Schein, welcher vorher in den Augen geglänzet, einiger massen wieder verzogen hat, worauf man ohne Licht weiter zu gehen im Stande seyn wird. Hieraus ist nun der richtige Schluß zu machen, daß derjenige, so dergleichen Erddünste siehet, und seine Augen

gen immer darauf wendet, dermaßen verblendet wird, daß er über Dicke und Dünne weggehet, und also durch den Schein, und nicht durch den bösen Geist, verführet wird. Daß aber ein Herzhaftiger besser wegkommt, und sich nicht so leicht verführen lässet, daran ist lediglich seine Herzhaftigkeit Schuld, welche macht, daß er sich um nichts bekümmert, und nicht immer dem hellen Scheine nachstehet; sondern seinen Weg mit gutem Vorbedacht und mit besonderer Behutsamkeit in Acht nimmt.

Ich könnte mich bei dieser Materie noch lange aufhalten, wenn ich nicht glaubte, daß es unnöthig wäre. Ich will also zum Beschlusse nur noch erinnern, daß ich selber dergleichen Dünste nicht nur hundert, sondern viele tausend, sowohl an Brüchen, als auch im platten Lande und Weinbergen, selten aber in kalten Gebürgen gesehen habe; ich kann aber nicht sagen, daß mir jemals etwas Böses wiederfahren wäre. Es hat sich auch unterschiedenemal gefüget, daß ich in einem engen Distrikt vor, um und neben mir auf einmal 20, 30, und noch mehrere dergleichen Erddünste gesehen, dennoch ist der Aberglaube nicht im Stande gewesen, mich von meinem ordentlichen Wege zu bringen, sondern ich bin in meinem Berufe beständig fort gewandelt.

Das

Das vier und zwanzigste Kapitel.

Von der Weidenrose und von der Baumwolle auf den Weiden.

Ehe ich noch zu der eigentlichen Abhandlung dieses Kapitels selber schreite; so muß ich zuvor eine abergläubische Historie von den so genannten Weidenrosen, wie sie der gemeine Mann nennet, und sich in manchen Jahren auf den Weiden befinden, anführen.

Es wird nämlich von den gemeinen Leuten dafür gehalten, daß zu der Zeit, wenn dergleichen Rosen wüchsen, entweder Pestilenz, und sonst ansteckende Krankheiten, und grosses Sterben entstünden, oder daß durch Krieg und Landesverheerungen viele Menschen ums Leben kommen würden. In wie fern dieses seine Richtigkeit habe, solches lasse ich einen jeden vernünftigen Leser selber beurtheilen. Ich habe dergleichen Gewächse schon vor 30 Jahren in Schwaben, und nur erst vor einigen Jahren in Sachsen, ohnweit Hubertsburg gesehen, bei welchen letztern ein besonderer großer Zulauf von Fremden war. Ich will demnach diese Rose hier kürzlich beschreiben:

Auf einigen Weiden und derselben Aesten hiengen kleine Püschlein, ohngefehr wie eine Rose, davon einige kleiner, andere aber größer waren. Sie hatten nicht Blätter wie andere Blumen, sondern lauter zarte Fäserchen, wie feine Holzreiser, dennoch aber wurden sie Rosen genennt. Ich halte aber dafür, daß diese Gewächse nichts anders, als ein Auswurf des Saftes von den Weiden sind, die

in manchen Jahren hin und wieder gewachsen seyn können, ohne daß sie von jemand wären geachtet worden; nach der Zeit aber hat man genauer auf sie Achtung gegeben, und ein rechtes Abentheuer daraus gemacht.

Weil ich nun dergleichen Rosen selber gesehen, und befunden, daß sie keine böse Vorbedeutung gehabt haben, so kann ich auch aus meiner eigenen Erfahrung das Gegentheil behaupten, und solche für nichts anders, als einen Auswurf des Saftes halten. Denn wenn dieses nicht wäre, müßten die auf unterschiedlichen Kiefern, Fichten, Rüstern und mehr andern Bäumen hervor kommenden Gewächse auch Rosen, und nach Proportion der andern, gar Doppelrosen genennet werden. Wir finden an einigen Orten auf den gedachten Bäumen vielmal solche große Büschel, daß sie sich so hoch und breit als eines Mannes Hut ausbreiten, und nechst dem mit fast unzähligen kleinen Reisern durchwachsen sind, daß man nicht einmal durchsehen kann. Sie stehen wohl 3 bis 4 Jahr, ehe sie verdorren, und weil sie so ausnehmend groß sind, hält man sie für keine Rosen. Sollte sie aber ein Gelehrter, der sich in der Welt einen großen Glauben erworben, dafür nusgeben; so werden sie gleich von jedermann für Rosen gehalten werden, welches ich jedoch nicht einräume, sondern natürlicher Weise von diesen Gewächse schließe, daß sie bloße Auswürfe des Saftes sind.

Vor zwanzig Jahren habe ich in einem gewissen Autore, entweder in des Herrn von Flemmings deutschen Jäger, oder in dem Schlesischen Versuche der Naturgeschichte, von der Weidenbaumwolle gelesen, daß bei Hirschberg in Schlesien eine

Art

Art von Weiden stünde, welche Baumwolle hervorbrächte und trüge. Weil mir aber damals durch meine anderwärtigen Reisen die Gelegenheit benommen wurde, dieselbigen in Augenschein zu nehmen; so habe ich solchen in andern deutschen Ländern weiter nachgeforschet, und befunden, daß sich wohl an den Weiden etwas sehen lasse, was mit der Baumwolle einigermassen eine Aehnlichkeit habe, aber der wirklichen Baumwolle nicht gleich zu schätzen sey. An den Werft oder Krebsweiden, und an den Sand oder Hegerweiden findet man eine Art von Baumwolle, die der natürlichen noch mehr ähnlich siehet, als diejenige, welche auf den andern Arten von Weiden wächset. Diejenige, so auf den erstern wächst, fällt ins gelbe und weisse, die auf den Hegerweiden aber bloß ins weisse. Die Art und Beschaffenheit, wie sie wächst, ist also folgende:

Im Frühlinge bekommen die Weiden, wie bekannt, sogenannte Käutzlein, oder Mäutzlein, welche andere auch Palmen nennen, und nichts anders als länglichte Zäcklein, zu zwei bis drei Zoll lang sind. Sie wachsen im Frühlinge zwischen dem Laube heraus, welche um und um lauter erhabene Hügelgen haben, die sich auswärts etwas zuspitzen. In diesen wächst ein weißwollichter Zeug, darinnen der Saamen stecket, welcher sehr subtil und nur als kleine Pünktgen in dem wollichten Zeuge zu sehen ist. Anfangs sind die Palmen grün und zugeschlossen, wenn sie aber bei guter Witterung im Juni und Juli zu mehrer Zeitigung gelangen, thun sich die Knötgen oder Fächergen auf, das weisse wollichte Zeug dringet mit dem Saamenkörngen heraus, daß also die

ganze Palme wie mit Baumwolle über und über gleichsam überzogen wird, und sodann die Wolle bei mehrerer Reifung, theils vom Winde abgetrieben, theils auch mit den Palmen zugleich abfällt. Oefters geschiehet es auch, daß sie schon im Mai zur gehörigen Zeitigung gelangen, und auch da bereits abfallen; und dieses ist es eigentlich, was man mit der ordentlichen Baumwolle vergleichen will.

Die Fäserlein oder Härlein an der Weidenbaumwolle sind ohngefehr ein viertel Zoll lang, aber sehr fein und weich. Will man nun dergleichen sammlen, so muß man nicht so lange warten, bis der Saame seine völlige Reife bekommt, da sie einzeln vom Winde herunter geblasen wird; sondern man muß die Wolle schon von den Palmen abpflücken, wenn das wollichte Zeug kaum heraus gedrungen ist, welches so zart und weich, als wie die feinste Baumwolle aussiehet. Weil aber die Palmen nicht alle dergleichen Wolle hervorbringen, also gehet es auch mit der Sammlung derselben gar sparsam zu.

Gleichwie ich nun aber nicht nur in Sachsen an dem Elbstrohm und andern kleinen Flüssen, sondern auch in andern Ländern von Deutschland dergleichen wöllichtes Zeug an den oben benennten Weiden gefunden habe, so kann ein jeder hieraus erkennen, daß man es nicht allein bei Hirschberg in Schlesien suchen dürfe; und ich gerathe gänzlich auf die Gedanken, daß sich der Erfinder davon in andern Ländern, um die Beschaffenheit der Holzungen weder genau erkundiget, noch sich in denselben selber umgesehen habe.

Ich habe mir sowohl hier in Sachsen, als auch in andern Gegenden, etwas von diesem wollichten Gewächse gesammlet, und solches einigen grossen Herren zu ihrer Beurtheilung übergeben, welche es einer Baumwollenart gleich geachtet haben. Und es würde sehr wohl aufgenommen werden, wenn man dergleichen sammlete; es wäre aber wenig oder gar kein Nutzen dabei: Denn obgleich 1) an den Hegerweiden, welche an den Ufern der Wasserflüsse und Werdern angepflanzet sind, etwas von diesem wolligten Gewächse gesammlet werden könnte; so würde es doch kaum so viel betragen, als der Tagelöhner Lohn dafür empfängt; 2) Weil die Werft- oder Krebsweiden meistentheils in Brüchen und Morästen wachsen; so würde solches noch mehr Schwierigkeit verursachen, dergleichen zu sammlen, zu dem würde man auch sehr wenig Leute zum sammlen bekommen, welche in dem Moraste herum wadeten. Und wenn man auch gleich jemanden darzu bekäme, so müsste man ihm doch doppelt und dreifach lohnen; 3) Ist hieraus zu ersehen, daß der Nutzen sehr schlecht seyn würde. Wollte nun jemand dergleichen Wollensammlung unternehmen; so würde er das bekannte Sprüchwort völlig wahr machen, daß die Brühe höher als das Fleisch käme. Vor grosse Herren und andere bemittelte Personen, die die Unkosten nicht zu scheuen haben, gehet dieses Unternehmen wohl an; allein im gemeinen Leben bringt es uns Deutschen keinen Nutzen, wenn wir diese Wolle sammlen, und mit der Ausländischen vergleichen wollen. Ohnerachtet ich wegen anderer Verhinderung noch keinen Ver-

such selber habe machen können; so habe ich schon aus folgenden Ursachen gesehen, daß kein Nutzen daraus entstehet: Nämlich, weil die Wolle gar zu kurzhärig ist, so zweifle ich wenn sie auch gleich gekrämpelt wird, daß sie im Spinnen den Faden hält, es müste denn seyn, daß das Garn sehr stark gesponnen würde: Denn wollte man klares Garn daraus spinnen; so würde dasselbe gewiß da, wo die subtilen Saamenkörnlein stecken, entweder reissen, oder zum wenigsten eine melirte Farbe in den Zeugen oder Strümpfen geben, die sowohl im weissen, als auch in der Färberei schlecht ausfallen möchten. Doch gieng es zur Noth an, daß man die Matratzen damit ausstopfen könnte, zum spinnen aber wird sich diese Weidenwolle nicht wohl schicken. Mein wohlmeinender Rath wäre also, man bediente sich, wenn man von der Baumwolle etwas nöthig hat, lieber der Italienischen, Asiatischen und sonst anderer ausländischen Baumwolle, mit welcher er wohlfeiler wegkommen wird, als mit unserer deutschen Weidenbaumwolle. Und da ich hiernächst nicht zweifle, daß in mehrern Europäischen Provinzen dergleichen Arten von Weiden sind; also glaube ich gänzlich, daß schon längstens Versuche gemacht worden seyn würden, wenn man anders gesehen hätte, daß einiger Vortheil daraus entstünde. Zum wenigsten kann ich durch meine eigene Erfahrung versichern, daß ich nichts nützliches habe zu Markte bringen können; ohnerachtet ich auch durch diese neue Erfindung unserm gebliebten Deutschlande, insbesondere aber meinem werthesten Vaterlande habe zeigen wollen, wie sehr ich dem-

demselben mit meiner wenigen Wissenschaft zu dienen verbunden bin.

Nun bin ich aber im übrigen noch begierig zu wissen, ob man nicht aus den Saamennüßgen von der ausländischen Baumwolle, wenn man sie aussäete, auch bei uns etwas erzielen könnte? Weil aber unser Klima vielleicht nicht geschickt darzu ist, so dürfte ich beinahe daran zweifeln; denn ob es wohl im Kleinen angienge; so könnte doch im Grossen kein sonderlicher Nutzen heraus kommen. Ueberhaupt ist der ganze Erdkreis so beschaffen, daß einem Lande dieses, und einem andern etwas anders zuwächst. Und dieses ist eigentlich die Ursache, daß die Handlung, Nahrung und Gewerbe aus einem Lande in das andere bestehet, und dadurch in allen Landen ein unbeschreiblicher Nutzen zuwege gebracht wird. Jedoch ich halte mich hierbei zu lange auf, ich will also, ehe ich dieses Kapitel schlüsse, nur noch dieses erinnern, daß man nichts in der Welt auf ein Gerathe wohl unternehmen, sondern allezeit Gründe vor sich haben müsse, warum man eine Sache unternimmt, will man anders Nutzen davon haben. Mein Vorsatz ist also nicht, das Publikum mit bloßen Muthmassungen und leerem Geschwätze, sondern was praktisch ist, und zu unserm Weidwerke gehöret, zu unterhalten.

Das fünf und zwanzigste Kapitel.

Vom wilden Holzsaamen, Einsammlung desselben, wie auch Säung und Verpflanzung der jungen Bäume, aus eigener Erfahrung beschrieben.

Im dritten Theile und in dessen Anhange, habe ich von dieser Materie nur mit wenigem gehandelt; und der Kürze wegen daselbst vieles übergehen müssen, welches ich hier aber nachholen will. Dieses wird einem Weidmanne und Holzliebenden um desto angenehmer und nützlicher seyn, weil ich ihn versichern kann, daß ich aus eigener Erfahrung und Versuche schreibe. Und wenn auch dieses nicht wäre, so sollte ihn schon dieses, weil das Holz eine unentbehrliche Sache ist, darzu ermuntern, wie ich weiter unten zeigen werde.

Ohnerachtet ich schon bereits bei der Eiche vom Auflesen und Säen der Eicheln sehr weitläuftig und recht praktikable gehandelt habe; so sehe ich mich doch genöthiget, hier noch eine Erfahrung beizufügen, welche darinnen bestehet: Wenn die Eicheln im October oder zu Anfange des Novembers, recht reif sind, fallen zuerst die madigen und unnützen ab, und wenn es anfängt kalt zu werden, fallen erst die recht reifen ab; jedoch treibet sie auch ein wenig Wind herunter, kommt aber ein allzuheftiger Sturm; so fallen die guten und bösen zugleich von den Bäumen herunter. Die besten, die zum Säen taugen, sind diejenigen, welche fein braun sind, und in ihrem Näpgen nicht mehr so schlecht gelbgrün aussehen. Wiewohl,

wenn

wenn man sie in grosser Menge säet, hat man nicht erst nöthig, sie accurat auszusuchen; mit wenigen aber kann man sich noch eher die Mühe geben. Ich füge dieses hier deswegen mit bei, damit man die vom Winde abgefallenen zum Saamen nicht nehme. Daß ich aber von der Frühlingssaat mehr als von der Herbstsaat halte, davon habe ich schon die Ursachen in verschiedenen andern Stellen in dieser Jägerpraktik angezeiget.

Da ich nun diese Verwahrung der Eicheln zum Saamen jederzeit sehr gut befunden habe; also nehme und schütte ich solche auf einen Boden nicht allzudicke, sondern ohngefehr einer Querhand hoch über einander. Wenn sie etliche Tage gelegen haben, fangen sie ordentlich an naß zu werden, und zu schwitzen, deswegen muß man sie alle Tage ein oder zwei mal umschippen, oder mit einem Rechen umrühren, bis sie nicht mehr schwitzen, und ihre Schaalen trocken werden.

Hierauf macht man eine Grube, die auf sechs Fuß tief, und nach der Menge der Eicheln lang und breit seyn kann, schüttet die abgetrockneten Eicheln hinein, jedoch die Grube nicht ganz voll, daß auf die zwei Fuß hoch Sand darüber geschüttet werden könne. Der Sand muß nicht dem Erdboden gleich seyn, sondern darüber weg gehen, damit sich das Wasser nicht hinein ziehen, sondern ablaufen könne. Ueberdieses muß auch keine Luft hinein streichen, weil sonst die Eicheln vor der Zeit auskeimen möchten.

Besonders aber ist in Acht zu nehmen, daß man die Grube, so viel möglich, in sandigem Boden mache; denn im fetten und guten Boden faulen sie leichte, oder wachsen aus. Kann man aber keinen sandigen und trockenen Boden darzu ausfündig machen; so thut man besser, wenn man die Eicheln auf die Art, wie ich schon im dritten Theile gemeldet habe, verwahret. Unterdessen aber hat dieses seine Richtigkeit, und ist aus meiner eigenen Erfahrung gewiß, daß die Eicheln und aller Holzsaamen, so in einer trockenen Sandgrube und wohl eingedämpft aufgehoben werden können, bis in den Frühling so frisch und gut bleiben, als wenn sie erst vom Baume kämen.

Von der Säung der Eicheln habe ich auch schon im vorhergehenden dritten Theile gehandelt; jedoch wird nicht undienlich seyn, wenn ich meine fernere Erfahrung hier noch beifüge. Hat man grosse wüste Plätze, auf welchen die Hutungen beinahe unentbehrlich sind; so thut man sehr wohl, daß man auf denselbigen Eichelkämpe oder Eichelgärten anlege, das Erdreich so gut als zum Getreidebau zurichte, und die Eicheln im Frühlinge, sobald die harten Fröste vorbei sind, und man in die Erde kommen kann, hinein säe; worauf alsdenn die jungen Eichen aus diesen Eichelkämpen ausgehoben und weiter verpflanzet werden können; worzu man sich aber einen Ort aussuchen muß, daß sie vor dem Vieh sicher sind, und von demselbigen nicht abgebissen werden.

Es haben sich seit einigen Jahren verschiedene Schriftsteller gefunden, welche vom Holzanbau, besonders aber von der höchstnutzbaren Eiche, sehr viel geschrieben haben, worzu ich auch auf hohes Ver-

lan-

langen bei einigen meine eigene Anmerkungen gemacht habe. Einer saget von den Eicheln zu säen, daß dieselbigen alle gesteckt, und mit ihrem spitzigen Ende oben kommen müsten, welches sich gar wohl hören lässet. Ein anderer lehret: die Eicheln müsten die Quere in die Erde hinein gelegt werden, damit an einem Ende der Keim zum Baume, und am andern der Keim zur Wurzel ohne Hinderniß heraus könnte. Diese Vorschrift kommt einem Erfahrnen lächerlich vor, und ein solcher Autor muß doch wohl sein Lebtage keine Eichel, oder andern Baumsaamen gesehen haben, wenn er nicht einmal weis, daß sowohl die Eicheln, als auch andere Saamen, nur an einem Ende auskeimen. Wenn die Eichel keimet, so fährt an dem auswärtigen Ende oder Spitze, wo man die Eichel von einander theilen kann, der Wurzel- und Baumkeim zugleich heraus, und man wird alsdenn gewahr, daß der Keim zum Baume mit dem Keime zur Wurzel gleichsam umschlossen ist. Die Eichel mag aber in der Länge oder in der Quere liegen, so richtet sich der Keim, der zum Baume gehöret, sobald er kommt, aufwärts zur Erden heraus, und der daran hangende Wurzelkeim senket sich unterwärts.

Meine eigenen Erfahrungen, die ich hier deutlicher erklären will, sind nicht solche Versuche, die mir nur etwan ein oder zweimal glücklich gerathen wären; sondern ich kann sowohl aus denen von mir angelegten Eichelkämpen viel tausend junge Eichen und andere Arten Holz zeigen, woraus viele hundert an andere Oerter verpflanzet worden, als auch viele wüste Plätze anführen, wo ich Eicheln gesäet, die gut angewachsen sind.

Ich habe auch auf meinem Eichelkamp verschiedene Einsäungen der Eicheln als besondere Versuche machen müssen, weil fast alle 8 Tage ein neuer Holzanpflanzer mit Schriften ankam. Ich ließ derowegen 1) ein Stück ausgetragen Kornfeld, welches 2 Jahr nach einander in einer Düngung Korn und Gerste getragen, und ein mittelmäßiger Boden war, der einen Strich leimichtes und ein sandigtes Erdreich hatte, im Frühjahre wenden, und den 2, 3, und 4ten April zur Eichelsaat ackern, zugleich aber auch unter meiner Aufsicht und Veranstaltungen durch meine Tagelöhner säen; 2) wurde der Eichelkamp in verschiedene Beete oder Eintheilungen abgetheilet; und 3) nahm ich ein Theil, ließ denselben mit dem Pfluge umackern und gut egen; hierauf aber mit Krauthaken nach der Schnure ohngefähr 3 Zoll tief und anderthalb Fuß weit auseinander Rinnen hacken, die Eicheln hineinsäen, und mit einem Rechen zuscharren und eben machen; 4) nahe an eben diesem Platze ließ ich zween Pflüge hinter einander her und mit breiten Furchen ackern, und hinter denen musten meine Arbeitsleute gehen, und die Eicheln nur in eine Furche ziemlich dichte hinein streuen, doch so, daß eine Furche ledig und die andere besäet wurde. Wenn nun, wie bekannt, der Pflug wieder an seiner Furche die Länge hinfähret, so streicht er alles, was in der Furche liegt, unter; also wurden auch auf diese Art die Eicheln untergeackert, oder noch deutlicher, mit dem Pfluge auf 3 bis 4 Zoll untergestrichen, und hernach die Erde mit dem Rechen gleich gerechet; 5) rund um diesen Eichelkamp machte ich Rabatten, welche mit dem Spaden umgegraben wurden; auf dieselben

den ließ ich zwei Reihen Eicheln einen Fuß weit auseinander, sowohl in der Länge, als in der Weite, ganz einzeln stecken, mit einem spitzigen Stocke ein Loch machen, und die Eicheln alle accurat, und so viel möglich, mit den Spitzen aufwärts stecken. Im Monat Mai giengen die Eichen, sie mochten in die Rinnen eingeackert oder gesteckt seyn, alle auf, trieben auch sowohl in demselbigen Jahre als auch nachgehends immer einerlei fort. Hieraus ist also zu sehen, daß es ihnen nichts schadet, man mag sie einsäen wie man will: wenn man nur guten Boden und Saamen hat, so kann man versichert seyn, daß sie auch gut fortkommen. In dem erwehnten Eichelkamp war ein mäßiger, doch mehr sandiger als fetter Boden, wiewohl die Eichen, wie ich angemerkt habe, auch in andern und fast in allerlei Boden wachsen, nur in allzu naßbrüchigen und pur sandigten wollen sie nicht recht fort.

Ferner habe ich auch auf ganz wüsten Plätzen Eicheln gesäet, wo ich bloß den Rasen mit Ackerhacken theils umreißen, theils nur Löcher hinein hacken, theils aber auch nur mit einem spitzigen Stocke Löcher hinein stechen, und hierauf die Eicheln hinein fallen lassen, welche ebenfalls sehr gut fortgekommen sind; jedoch muß ich gestehen, daß die in dem mit dem Pfluge geackerten Felde noch besser gerathen sind. Es gehet aber im Großen nicht allemal an, daß man die wüsten Oerter beackere; sondern man muß nur, wie erst gedacht, die Eicheln hinein bringen. Dieses sind nicht leere Muthmaßungen, die etwan nur in der Studirstube oder in einem Küchen- und Baumgarten aus-

ge-

geheckt worden, sondern es sind Versuche, die auf meine eigene Erfahrung gegründet sind.

Es ist mir auch bekannt gemacht worden, daß man in etlichen Jahren von ein wenig wilden Baumsaamen junge Bäumchen zu etlichen Ellen hoch gezogen hätte, welches ich ganz willig einräume. Ich frage aber: läßt sich denn das im Großen auch verrichten was ich mit vieler Mühe und Unkosten im Kleinen bewirke? Ich glaube, schwerlich: denn wo sollten denn so viel Menschen herkommen, die die ausgeschlagenen Holzreiser, welche im Großen stehen, ordentlich behacketen, jäteten, und bei trokenen und dürren Zeiten täglich etlichemal begössen.

Was ich hier oben gesaget, kann man nach meiner Art und eigenen Erfahrung im Großen und Kleinen viel leichter vornehmen: kann man mit dem Pfluge nicht ackern, so bringet man durch das Hacken oder hineinstecken gewiß so viel zuwege, daß sie anwachsen. Wenn die jungen Eichen 3 oder 4 Zoll aus der Erde heraus gebrochen sind, alsdenn ist es sehr gut, daß das Unkraut mit einer Hacken an und um die Bäumlein ausgehacket werde, und wenn es gleich nur 2 Jahr hinter einander geschehen kann: denn dadurch wird auch der Erdboden locker, daß sowohl die Feuchtigkeit, als der Regen und Thau, von außen hinein ziehen, und die Erddünste besser evaporiren können.

Wer einen Eichelkamp hat, muß bei der Fortpflanzung der jungen Eichen folgendes besonders in Acht nehmen: es ist nämlich bekannt, daß die Eicheln sehr dichte an einander gesäet werden müssen, welches macht, daß auch viele junge Eichen hervorwachsen. Wird man nun dieses gewahr, so

muß

muß man zwischen denen allzudichte aufgewachsenen einige heraus heben, und solche in dem folgenden Jahre nach der Aussäung auf einen besondern Platz auf drei Fuß weit auseinander fortpflanzen, und also eine Baumschule anlegen, worinnen sie sowohl in Wurzeln, als auch an Stämmen und Schäften erstarken, und nachhero in 6, 7 bis 8 Jahren gewaltig in die Höhe schießen.

Im freien kann man solche besser und sicherer vor dem Wildpretschaden und Abfressen des zahmen Viehes fortbringen; wo aber einiger Schaden zu vermuthen, oder schon bereits geschehen, muß man dieselbigen mit Pfählen und Dornen verbinden. Hat man aber einen Platz, welchen man umzäunen oder mit Graben und Stangen vermachen kann; so thut man noch besser, wenn man die 1 und 2 jährigen jung aufgewachsenen Eichen auf den Ort, wo sie beständig stehen und fort wachsen sollen, sogleich dahin verpflanzet; denn die Eichen sowohl, als die Maulbeerbäume, Rothbuchen und andere Arten von Bäumen schlagen so eine tiefe Herz- oder Pfahlwurzel, daß sich gewiß die meisten in einem Jahre zu einem Fuß tief, und in zwei Jahren wohl auf zwei Fuß tief bewurzeln; jedoch muß man sich nicht einbilden, daß sie beständig so tief Wurzel fassen, es geschieht nur in den ersten, 2, 3 bis 4 Jahren, oder auch, wenn die Wurzel ihren Trieb und Nahrung nach Gelegenheit des Bodens fortsetzen kann. Die sogenannten Thau- Haar- oder Nebenwurzeln, welche sich in der Erde seitwärts ausbreiten, und dem Baume die mehreste Kraft und Wirkung zum Wachsthume geben, ziehen aus der Oberfläche

und obern Einfluß mehr Kräfte als die Herzwurzel in der Tiefe, in und an sich.

Man versuche es einmal, wie ich vielmal gethan habe, pflanze einen jungen Baum, er sey von was für Art er wolle, und sehe, wenn an der Herz- oder schon neben ausstehenden starken Wurzeln keine Thau- oder Haarwurzeln sind, ob er auch fortwachsen wird: ein Jahr grünet er wohl, so lange noch der Saft vom vorigen Stande in den Wurzeln und Schafte stekt; das andere Jahr aber wird er gewiß verdorren, wofern er nicht etwan in einem zuträglichen und gut zugerichteten Boden stehet, daß er wieder Thauwurzeln schlagen kann.

Bei dieser Materie fällt mir wieder etwas ein, wovon ich schon im dritten Theile gehandelt habe: nämlich, daß einige Autores, die eine besondere Einbildung von sich hegen, als wenn sie Holzgerechte wären, vorgeben, die Herz- oder Pfahlwurzeln an den Eichen drängen so tief in die Erde hinunter, als der ganze Baum über die Erde heraus gewachsen sey. Ob dieses entweder eine besondere Neuigkeit für den einfältigen Bauer vorstellen soll; oder haben es diejenigen, so ich nicht nennen mag, selber nicht besser verstanden, das kann ich nicht sagen. Genug, sie haben etwas neues schreiben wollen. Wenn ich dieses einem Holzhauer erzähle, der viele grüne und dürre Eichen an solchen Orten, welche auf andere Weise haben sollen genutzet, oder besser mit Holzsaamen angebauet werden, ausgeradet hat, so spricht er nach seiner deutschen bäurischen Art gerade heraus: es ist erlogen! Ich muß auch den Leuten recht geben, weil mich meine eigene Erfahrung leh-

lehret, daß, da ich mehr als hundert Eichen, sowohl unter meiner Aufsicht, als auch an andern Orten habe ausraden gesehen, die Herzwurzeln so sehr tief in die Erde nicht gedrungen gewesen, als einige Autores haben wollen. Das hat aber wohl seine Richtigkeit, daß eine solche Herzwurzel von der Eiche, die lockeres Erdreich findet, etliche Fuß tief in die Erde hinein dringet; daß sie aber zu 30 und mehr Ellen, wie manche Eichen über die Erde wachsen, lang seyn sollte, ist unglaublich. So viel habe ich von den Eichen, die ich habe raden lassen, selber angemerket, daß sie so gar im lokern Boden, nicht viel über 4 Fuß Herzwurzel in der Tiefe gehabt haben; und gesetzt, daß die Spitze von der Wurzel nicht ganz mit heraus gegangen wäre, so kann doch solches nicht so viel austragen. Ueber dieses stehen auch viele tausend Eichen auf hohen Gebürgen und Felsen; in deren Fuße Schieferbergwerke sind. Wenn nun die Wurzeln so tief in die Berge hinein giengen; so wäre es ja fast nicht möglich, daß die Bergleute wegen den Wurzeln arbeiten könnten; jedoch ich habe das noch nicht gesehen, und auch von keinem einzigen Bergmanne gehöret, daß er die Wurzeln unter den Eichen zu 9 oder 10 Lachtern tief unter der Oberfläche hätte abhauen müssen.

Es ist also hieraus deutlich zu erkennen, daß das obige Vorgeben eine bloße Einbildung, und in der Erfahrung nicht gegründet ist. Bei dem allen aber ist zu bewundern, daß auch so gar auf den Felsen Bäume und Sträucher wachsen. Denn ob sie gleich nicht so hoch und stark als auf dem platten Lande werden, so flechten sie sich doch mit ihren Wurzeln in die Ritze und Felsen, und weil

oben

oben auf den Bergen und Felsen an manchen Orten nur wenig Erdreich und lauter kleine Steine zu finden; so muß doch eine nährende Kraft darinnen steken. Jedoch, wenn man die Berge überhaupt betrachtet, so wird man finden, daß nicht überall auf denselben Holz wächst, sondern nur, wo eine Art von Leberstein, Kalk oder Mergel mit darinnen steckt. Daß aber die Kiefern, Birken und Ebereschen auf alten Thürmen, wohin zuweilen die Vögel dergleichen Saamen hinbringen, wachsen, daran ist hauptsächlich ihre Natur schuld. Denn sie sind gewohnt, daß sie ihre Wurzeln mehr in der obern Fläche, als in der Tiefe fortführen, sich auch mit wenigen Wurzeln in die alten Mauerritzen einflechten, wo sie also von dem alten Kalk und Leim ihren Saft und Nahrung bekommen. Sie gelangen aber auf dergleichen Mauern zu einem schlechten Wuchse, und werden nicht groß, sondern bald vom Winde herunter geworfen.

Ich führe dieses aus keiner andern Ursache hier an, als zu zeigen, daß das Holz auf den hohen Felsen und Gebürgen noch weit besser fortkommen müste, weil es auch so gar auf den Mauern wächst; jedoch setze ich die Bedingung darzu, daß auch etwas Erdigtes und nicht purer Stein auf denselben seyn müsse. Das aber ist gewiß ganz und gar ohne Grund, daß die Wurzeln so tief, als der Baum über sich wächst, in den Boden dringen sollten: denn obgleich von den jungen Bäumchen von vielerlei Art, die ein bis zwei Jahre allererst vom Saamen erzeuget worden, die Wurzeln noch tiefer in die Erde hinein dringen, als das Stämmchen aufwärts gewachsen ist; so folgt noch lange nicht, daß es auch mit den gros-

sen

sen Bäumen beschaffen seyn müsse; denn man muß wissen, daß sich der Trieb von der Wurzel, wenn sie zu ihrer völligen Stärke gelanget ist, völlig hinaufwärts in den Baum ziehet, und desselben Wachsthum befördert.

Ich hätte noch viele Gründe, diese irrige Meinung von den Eichenwurzeln zu widerlegen, wenn ich nicht besorgte, daß ich mich hier zu lange aufhielte; um aber diese Weitläuftigkeit zu vermeiden, will ich nun weiter gehen, und sehen, wie es mit der Verpflanzung der Eichen beschaffen ist.

Hierinnen ist nun ein grosser Unterschied zu machen: denn wenn man Plätze hat; welche gegen Wildschaden und der Viehhut sicher sind; so thut man sehr wohl, wenn man die Eichen, die ein Jahr oder zwei von ihrem ersten Ausbruche gestanden haben, verpflanzet, und dieselbigen, wo sie zu dichte stehen, aushebet, und sie so weit auseinander setzet, als es einem jeden gefält. Stehen sie 16 Fuß auseinander, so haben sie Platz genug, sich auszubreiten. Hat man aber keinen bequemen Platz, wo sie vor dem Viehe sicher seyn können, so ziehet man die Eichen in Baumschulen, setzt sie 3 Fuß weit auseinander in eine Reihe, behackt sie etlichemal des Jahres, und lässet sie also einige Jahre in den Baumschulen stehen, bis sie stark werden und hoch aufschiessen. Wenn sie etliche Jahr also gestanden haben, fängt man an, ihnen die untersten Aeste fein sauber abzuschneiden, daß sie glatte Schäfte bekommen, und mehr in die Höhe schießen.

Beim Verpflanzen ist besonders dieses in Acht zu nehmen, daß man beim Herausheben der Pflänzgen und Bäume, die Wurzeln nicht so sehr ruinire

und beschinde; hernach stutzt man die Wurzeln etwas ab, und beim Einsetzen rüttelt man die Bäumchen, und begieset sie sogleich mit Wasser, doch behutsam, daß die Erde zwischen die Wurzeln falle, welche ausserdem, wenn sie zu hohl stehen, nicht bleiben können.

Wenn hochstämmige Bäume verpflanzet werden, steckt man Pfähle daran, und bindet sie mit Weiden an; sind sie aber noch jung, und also noch niedrig, wenn sie versetzet werden, so braucht man keine Pfähle. Denn wenn sie höher werden, sodenn sind auch schon die Wurzeln so fest angewachsen, daß sie den Baum vor der Umreißung des Windes erhalten können.

Auf solche Art kann man auch mit andern Laubhölzern verfahren, wobei man aber hauptsächlich in Acht zu nehmen hat, daß der Holzsaamen, von dem man säen will, nicht eher abgebrochen werde, als bis er seine völlige Reife bekommen hat, und ihn hierauf, wie ich oben schon erinnert habe, in eine Sandgrube eindämpft: über dieses geräth der Holzsaamen auch nicht alle Jahre so gut, daß er zur Aussaat tauget, welches ich durch nachfolgende Erfahrung bestätigen kann: ich sammlete nämlich im Junio Rüstern- und Ilmensaamen, den ich auch sogleich aussäete. Er gieng binnen 4 Wochen, und zwar im Julio, schon auf, und wuchs in eben dem Jahre noch zu 2, 3 und mehr Zoll hoch; hingegen fand ich auch, daß in manchem Jahre dieser Saamen alle taub, und zur Aussaat gar nichts nütze war. Der Ahornsaamen, welchen ich im Frühjahre säete, gieng dasselbige Jahr gar nicht auf; künftiges Frühjahr aber säete ich neben dem erstern Strich wieder dergleichen Saamen,

men, und auf den vorher besäeten Strich steckte ich Kastanien; worauf ich denn fand, daß im April der jährichte Ahornsaamen neben den Kastanien und der frisch gesäete zugleich mit einander aufgieng, wovon ich aber die Ursache so genau nicht einsehen konnte, zumal, weil doch das Erdreich einerlei war. So viel bemerkte ich wohl, daß der Saamen, welcher erst im andern Jahre aufgieng, in seinen Kernen bei weitem so vollkommen als der letztere war. Mit den gesäeten Berbisbeeren und Hagelbutten oder wilden Rosenkernen ist mir es eben so gegangen, daß sie im ersten Jahre gar nicht, im andern aber häufig aufgegangen sind.

Ein gleiches habe ich auch an den Kiefern und Fichten erfahren und bemerket, daß sie zuweilen im ersten Jahre ordentlich, zuweilen aber auch in demselben gar nicht, und im andern desto häufiger aufgegangen sind. Was die eigentliche Ursache davon sey, solches mögen die Herren Phisici und Naturlehrer weiter untersuchen. Wenn ich aber nach meiner wenigen Einsicht urtheile, so halte ich dafür, daß der Holzsaamen, weil er eine harte Umschließung des inwendigen Kernes hat, seine rechte Vollkommenheit in dem ersten Jahre nicht erlanget, wie es mit vielen andern Früchten in manchem Jahre hergehet; daher mag es auch geschehen, daß er nicht aufquillen und die äusserste Schaale aufsprengen könne, weil ihm die innerlichen Kräfte fehlen: jedoch aber kann das schwache Körnlein in der Schaale auch so lange gut bleiben, bis sie besonders von der Winterfeuchtigkeit anfängt zu verwesen, und der Spalt und Oefnung der Schaa-

le, wo der Keim heraus muß, sich endlich aufthut.

Mit den dünnschaalichten Früchten oder Saamen von den Eichen, Rothbuchen, Kastanien, Ilmen, Rüstern, Birken, Linden und dergleichen hat es eine ganz andere Bewandniß: Denn weil ihr Saame nur mit einer schwachen Schaale umgeben ist; so kann dieses freylich eine Ursache mit seyn, daß diese Bäume gut fortkommen; brechen sie aber nicht gleich im ersten Jahre hervor so kann man gewiß versichert seyn, daß der inwendige Kern verfaulet ist, und also nichts daraus wird.

Wie ich nun aber schon bereits oben erwehnet habe, daß man die Reife des Saamens besonders wohl in Acht nehmen müsse; also erinnere ich hier noch mit wenigen, daß der Saamen von den Ilmen und Rüstern, wo nicht schon zu Ende des Mays, doch aber gewiß in Junio reif wird; hierauf folgt der Birkensaamen, welcher ebenfalls im Octr. anfängt, und von diesem Monate bis in den Februar des künftigen Jahres dauert.

Von dem Verfahren, wie Tannen, Lerchen, Kiefern und Fichtensaamen ausgemacht werden müssen, haben wir schon im dritten Theile, in 23 Kap. zur Genüge gehandelt, und es wäre überflüßig, hier noch mehr davon zu sagen.

Diejenige Art von Saamen, die in Beeren steckt, z. E. Maulbeeren, Faulbaum- oder Schießbeeren u. d. g. leget man so lange in ein Faß oder Geschirre auf einander, bis das fleischichte Wesen recht weich wird, welches man alsdenn mit reinem kalten Wasser abwäschet, und den Saamen, wie oben gezeiget, bis zur Saatzeit verwahret.

Ich für meine Person getraue mir alle Arten von wildem Holzsaamen zum Anfluge und Zuwachse zu bringen; ja ich will mich auch obligiren, solches wirklich zu bewerkstelligen, wenn anders die Gelegenheit und Beschaffenheit des Erdbodens so ist, daß diese oder jene Art Holz zum Anfluge und Zuwachse auf demselben angebracht werden kann. Bey der Beschaffenheit und Beschreibung der Holzungen ist bereits zur Genüge gesaget worden, was diese oder jene Art von Holze für einen Boden erfordere, wohin ich also den geneigten Leser weise, und hier nichts weiter erinnere, als daß aller Holzsaamen in einer Sandgrube am besten verwahret werden könne; jedoch kann man sich auch derjenigen Art bedienen, die ich in dieser Praktik schon anderwärts gezeiget habe.

Ich habe im übrigen allhier deswegen verschiedene und auf meine eigene Erfahrung gegründete Anleitungen gegeben, damit sich ein jeder diejenige Art erwählen möge, die sich zu seinen Umständen am besten schickt.

Das sechs und zwanzigste Kapitel.

Von der Ansäung und Fortpflantzung der Kastanien- und Maulbeerbäume insbesondere.

Obgleich die Kastanienbäume an manchen Orten, z. E. in der Pfalz und am Rhein von sich selbst, die Maulbeerbäume aber durch besondern Fleiß und Mühe wachsen; so sind sie doch nicht in allen deutschen Provinzen anzutreffen; ja ich glaube gewiß, daß noch viele Weidleute und Haus-

wirthe gefunden werden, die diese Art von Holz nicht einmal kennen, noch vielweniger dessen Anbau- und Nutzung wissen. Derowegen nehme ich mir hier vor, noch etwas besonders von dem guten Nutzen dieser Bäume einzurücken, und dem Unwissenden damit zu dienen.

Weil ich aber von beyderley Art Holz schon bereits im dritten Theile gehandelt, und die Eigenschaft desselben beschrieben habe; so kann ich auch nicht umangemerkt lassen, daß wir zweyerley Kastanien haben. Die eine Art hat Blätter, wie die wälsche Nußbäume, nur daß auf dem Rande zarte Spitzen sind, die Kastanien selber aber haben einen süssen Geschmack. Die andere Art wächst in dicken, groben und stachelichten Hülsen, und schmecket bitter. Weil nun diese Kastanien, wegen ihres bittern Geschmacks, weder Menschen noch Vieh zu Halse wollen; so haben einige Hauswirthe einen Versuch gemacht, und mit spitzigen Hölzern, Löcher in die Kastanien gestochen, solche gleichsam wie ausgelauget in kaltes oder auch in warmes Wasser eingeweicht, wodurch sie die Bitterkeit haben herausbringen, und dem Viehe die Kastanien zu einer guten Nahrung geben wollen. *)

Wie weit dieses gegründet sey, überlasse ich andern zu ihrem eigenen Urtheil und Versuche; denn meine Gelegenheit und andere Geschäfte haben mir nicht zugelassen, daran zu gedenken: Soviel aber weiß ich wohl, daß die in den Herbstmonaten reif gewordenen Kastanien gleich denen Eicheln und an-

*) Am besten ist, wenn man die mit einem Pfriemen durchstochenen Kastanien eine Zeitlang in Kalkwasser legt. A. D. 5.

andern Saamen aufgehoben, und im Frühlinge in die Erde gebracht, auch wie die Eichen zu weiterer Verpflanzung und Bäumen fortgezogen werden können. Diese Kastanienbäumlein schiessen in einem Jahre dermassen auf, daß sie zu 6, 8, 10 bis 12 Zoll über der Erde aufwachsen. Man thut daher sehr wohl, wenn man sie gleich im andern Jahre verpflanzet.

Bey dem Verpflanzen dieser Bäume ist in Acht zu nehmen, daß gleich im ersten Jahre sehr viel Wurzeln aus ihrem Kerne herausschlagen, und an manchen Bäumlein fast nicht zu zählen sind. Sie dringen nicht so tief in die Erde, wie die Pfahlwurzeln, sondern lauffen ganz flach unter der Erde hin. Diese Wurzeln beschneidet man, und die Stämmlein stutzet oder schneidet man so kurz ab, daß sie im Verpflanzen kaum aus der Erde heraus ragen.

Hiervon habe ich Proben gemacht, und gefunden, daß die oben abgestutzten Stämmlein weit stärker und theils in einem Jahre zu einem und einen halben Fuß auch wohl höhere Reiser getrieben haben, als die andern; die nicht abgestutzt gewesen sind; jedoch will ich nicht rathen, daß man die gar schwachen und jungen Stämmlein gleich noch im ersten Jahre, nehmlich, wenn sie erst ein Jahr aus dem Kerne entsproßen sind, verpflanze; will man es aber ja thun, so gehet es zur Noth wohl auch an, nur stutzen muß man sie oben nicht, als wie die andern, die schon stärker im Triebe und in einem Jahre fast eines kleinen Fingers dicke geworden sind.

So viel habe ich aus der Erfahrung gelernet, daß die abgestutzten Stämmlein besser und höher

Holz als die ungestutzten getrieben haben. Daher muß man, wie ich schon gesagt habe, einen Unterschied zu machen wissen, und diejenigen Bäumlein, die an den Stämmlein und Wurzeln noch zu schwach sind, oben nicht beschneiden.

Diese Bäume, welche ein schnellwüchsiges Holz haben, das sich sehr gut zu Schlagholze schicket, müssen einen temperirten Boden haben. Wenn sie angepflanzet, und in zwey oder drey Jahren kurz auf der Erde wieder abgeschnitten werden: so treiben die Wurzeln viele Sommerlatten oder Reiser. An solchen angepflanzten Orten läßt man nur einige Standbäume stehen die andern aber kann man zu rechtem guten Schlagholze wachsen lassen, und solche in 5, 8 oder 10 Jahren abholzen. Wer nun also in wenig Jahren Unter- oder Schlagholz anbauen will, der kann nicht besser thun, als wenn er sich der Kastanien darzu bedienet.

Die **Maulbeeren** haben in ihrem wässerichten Umschluß oder Fleische, welches zur Delicatesse dienet, kleine Körnlein, die den Saamen von der Gartenkresse beynahe völlig ähnlich, jedoch etwas kleiner sind. Mit der Aussaat dieses Saamens kann man ebenfalls im April zu Werke schreiten, und man wird sehen, daß die jungen Pflänzlein schon in vier Wochen hervorbrechen.

Einige Schriftsteller geben vor, daß die Maulbeerbäume in schlechtem Sandlande so gut als in andern Erdreich an- und fortwüchsen. Ich kann aber das Gegentheil dadurch beweisen, weil ich auf besondern Befehl selber eine Probe gemacht, und gefunden, daß die Bäume schlecht angeschlagen sind. Die fernern Versuche und Erfahrungen haben auch gezeiget, daß der Maulbeersaamen und

die

die jungen Bäume schlechterdings einen gemäßigten guten Boden haben wollen; denn ich bekam etliche hundert zwey jährige junge Maulbeerbäume, die ich in einem puren sandigten Boden anpflanzen mußte, ich erfuhr aber, daß sie in zwey Jahren alle mit einander erstorben waren. Dahero thut man freylich besser, wenn man die in den Maulbeerbäumen befindlichen Körner bis in den Frühling aufhebet, und selbige hernach in mittelmässigen guten Boden säet. Man wird alsdenn gewiß finden, daß dieselbigen in einem Jahre zum Theil 6, 7 bis 8 Zoll ausschlagen und wachsen, und das andere Jahr verpflanzet werden können. Was im übrigen das Laub von den Maulbeerbäumen den Seidenwürmern für Nutzen schaffe, solches ist in unsern deutschen Ländern schon bekannt genug.

Das sieben und zwanzigste Kapitel.

Von den bekanntesten Namen der Parforcehunde.

Da so viele und beynahe alle, die von der Parforcejagd keine gründliche Wissenschaft haben, sich nicht zu rathen wissen, wo sie für so viele Hunde Namen genug hernehmen sollen; also habe ich den curieusen Liebhabern zu Gefallen allerley Namen der Hunde hier mit beyfügen, und zugleich erinnern wollen, daß ein jeder Hund den ihm zugetheilten Namen bald fasset, und sich nach demselben zu richten weis. Von der Eigenschaft des Hundes habe ich schon im ersten Theile gehandelt, ich halte daher für unnöthig, solches hier zu wiederholen.

I.

Namen der Parforcehunde, bey der Fürstlich Anhalt-Dessauischen Parforcejagd.

A

Admiral.
Adone.
Adore,
Adresse.
Agate.
Aimable.
Alba.
Allegro.
Allide.
Alteſſe.
Amant.
Amazone.
Ambo.
Ami.
Amoſoſe.
Amoureuſe.
Andromede.
Animo.
Anſon.
Apollo.
Arcaine.
Ardiſe.
Armo.
Armore.
Assabo.
Assam.
Asso.
Atol.
Auras.
Aurore.

B.

Badino.
Ballade.
Ballalibelle.
Balo.
Bambo.
Bandite.
Barette.
Bassa.
Bataille.
Bele.
Bellegarde.
Belline.
Bellmann.
Bergette.
Berſan.
Bilbo.
Billette.
Bilgibelle.
Blambelle.
Blambo.
Blauman.

Blon-

Blondine.
Blumann.
Bomper.
Bonan.
Bowes.
Brangdar.
Bravo.
Breſan.
Brigade.
Brigadeur.
Brigette.
Briligan.
Brivo.
Brulgarde.
Brulgador.
Brunette.

C.

Cadence.
Callifo.
Calliſte.
Canaro.
Capes.
Carbonel.
Cardino.
Cardo.
Carone.
Cartage.
Carto.
Caſſade.
Caſſanto.
Challibo.
Chareſſe.
Charmante.
Chimpan.
Clandine.
Clavet.
Climbo.
Clintote.
Clito.
Clompeſſe.
Copes.
Comte.
Comteſſe.
Concoran.
Corfo.
Couton.
Cronert.
Cromwell.
Cure.
Curto.

D.

Dame.
Damiette.
Daſto.
Deidy.
Delane.
Demmiette.
Demoiſelle.
Dendy.
Derby
Deviſe.
Diable.
Diane.
Dibo.
Digero.
Digro.
Dilitto.
Dillo.

Dimbale.
Dimbo.
Diſpite.
Dober.
Dobit.
Doler.
Domer.
Donner.
Dorade.
Dorette.
Dotale.
Dunker.
Dreber.
Drogim.
Droleſſe.
Drommer.
Dubo.
Duc.
Ducheſſe.
Dulto.
Dundley.
Durant.

E.

Elis.
Emphor.
Emphror.
Ennemi.
Enorme.
Epineuſe.
Ermite.
Eſſex.
Eville.

F.

Faby.
Fampharo.
Farvalgo.
Faſſambo.
Faſſette.
Fatale.
Fato.
Ferbo.
Fibo.
Filo.
Fineſſe.
Fino.
Fitole.
Flambo.
Flambor.
Flarick.
Flateur.
Fleury.
Flibelle.
Floſe.
Flotante.
Fluno.
Fordino.
Forimonos.
Fortreſſe.
Fortune.
Fredo.
Fregatte.
Frelette.
Fretille.
Froleck.
Fugade.
Furibo.
Furieuſe.

G.

G.

Galante.
Gambette.
Garbo.
Garbulgo.
Gardeur.
Gaſſino.
Ghinceſter.
Ginne.
Girambelle.
Girambo.
Gonel.
Gorbo.
Gordon.
Gouvernante.
Gouverneur.
Grandeur.
Graubelle.
Grauman.
Griſette.
Grobo.
Güne.
Gürge.

H.

Habile.
Hallalibelle.
Harlidon.
Harpe.
Hercumbelle.
Herlande.
Hermont.
Hero.
Hortibo.
Howard.
Humaine.
Heureuſe.

I.

Jaloux.
Jaqueline.
Jaques.
Jaquette.
Jaquiſe.
Jaſon.
Jaugeſſe.
Jdolator.
Jeune.
Jnfant.
Joler.
Joley.
Iſabelle.
Iſabo.
Jupiter.
Juro.
Juſtice.

K.

Kendale.
Kent.
Kreyer.

L.

Lady.
L'amour.
Lampert.
Lando.
Larçy.
Ledi.
Leger.
Legreſſe.
Leride.

Le-

Levante.
Lider.
Lilly.
Lireſcus.
Liſette.
Lite.
Lofhy.
Louar.
Lubo.
Lucreſſe.
Lucus.
Lumbo.
Lurdo.
Luſtre.

M.

Madame.
Malbe.
Malledor.
Margiles.
Marille.
Marque.
Marquis.
Marquiſe.
Mars.
Mary.
Maſero.
Maſure.
Matador.
Maville.
Medaille.
Medy.
Melac.
Melampe.
Melane.
Meledy.
Membelle.
Milette.
Milord.
Mine.
Mingon.
Miro.
Miry.
Monarch.
Morcko.
Mordax.
Mordaxine.
Moriale.
Mormibo.
Morton.
Moulett.

N.

Nannete.
Nannon.
Narrette.
Nero.
Norbo.
Norris.
Norwig.

O.

Orackel.
Orage.
Oratius.
Orient.
Ormaine.
Ormon.
Ormone.
Orveille.

Ou-

Ouvrage.
Oxfort.

P.

Pæſte.
Panbo.
Pando.
Pandor.
Pandore.
Paradante.
Parade.
Parady.
Parante.
Pareſſe.
Paris.
Pariſe.
Paſſade.
Pelikan.
Perſan.
Perth.
Pharette.
Pharo.
Phoenix.
Pimbano.
Piper.
Plume.
Pluto.
Polixe.
Pollidor.
Pompeline.
Ponte.
Preſto.
Prevante.
Prine.
Priſon.

R.

Raine.
Ranteur.
Rechante.
Redreſſe.
Regan.
Regante.
Remſino.
Renard.
Renonce.
Rich.
Rilb.
Rilleur.
Ringeur.
Ringhut.
Ringut.
Rinno.
Riſto.
Rival.
Rocwod.
Ræper.
Rolent.
Rondeur.
Roulleur.
Roxane.
Royale.
Rubino.
Rufleur.
Rumbante.

S.

Sanſino.
Savante.
Save.
Sengreſſe.

Ser-

Serpan.
Servante.
Sibille.
Singvel.
Soteur.
Spadille.
Stole.
Stone.
Stos.
Stuart.
Sulgo.
Sullinum.

T.

Tailleur.
Tajo.
Tambour.
Tanſter.
Tantro.
Taper.
Tendez.
Tenger.
Teſſone.
Tigeſſe.
Tigreſſe.
Timbale.
Timbo.
Tirone.
Tomper.
Tonner.
Torris.
Torro.
Treber.
Treneur.
Triumphanta.
Triumphatte.
Tromch.
Trompette.
Trumann.

V.

Vachette.
Vaſal.
Vertille.
Vertu.
Virgeuſe.
Viſite.
Viteſſe.
Vito.
Vitone.

W.

Waller.
Wilſon.

Z.

Zaduc.
Zady.
Zone.

II.

Namen der Parforcehunde bey der Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächs. Parforcejagd zu Hubertsburg, 1747.

A.

Amazone,

B.

Bado.
Barban:
Barberette.
Barillo.
Baro.
Beauté.
Bellefille.
Bilbou.
Bilbou.
Bomnas.
Bravade.
Breham.
Breſſige.
Brillhau.
Brilliador:
Brimballe.
Brimballo.
Briſan.
Brulante.
Brunette.
Brunhau.

C.

Cabilo.
Cadance.
Caſquette,
Caſtillie.
Charmante.
Charo.
Cherbito.
Cherfau.
Chertaro.
Civile.
Comteſſe.
Coper.
Copper.
Coquarde.
Coquette.
Corbino.
Cortage.
Crisballo.
Criſtillio.
Culboc.

D.

Dentro.
Diverſe.
Donnador.

E.

Echappe.

F.

Faillo.
Farfillio.
Faribo.
Farino.
Femeſſe.
Fino.
Foribon.
Fortera.
Fripano.
Forette.

G.

Gado.
Gallhau.
Garo.
Garſeno.
Gembſter.
Gloris.
Gouvernante.
Grando.
Griefette.
Groner.

H.

Hector.
Heros.
Hurbito.

I.

Javelle.
Jenno.
Joubarte.
Julibou.
Jupiter.

L

Laſcy.
Lambo.
Laſlau.
Legere.
Libero.
Liſette.

M.

Macrao.
Malodor.
Margeno.
Marleton.
Marmite.
Marſſillio.
Maſcarade.
Maſcaro.
Mermere.
Merveille.
Michau.
Mirator.
Mirette.
Miro.
Mirto.
Moraille.

N.

Nacgar.
Nobleſſe.
Nobrido.
Norette.

P.

Palambo.
Pator.
Parfaiter.
Paſſette.

Pelican.
Perſante.
Pimpano.
Pimplante.
Plaiſante.
Plando.
Plucoup.
Polidoc.
Pomptan.
Preſident.

R.

Radreſſe.
Raffeno.
Rammeno.
Ranzenau.
Ravage.
Recumbante.
Rehfeld.
Renommeno.
Reſter.
Reſto.
Ripaille.
Rodemo.
Rogator.
Roller.
Roulller.
Rouſſilliau.
Rufiſante.
Ruombo.

S.

Salub.
Serbero.
Severino.
Silvage.
Silvy.
Sondale.
Spincar.

T.

Tabucro.
Tallifau.
Tigeran.
Timballo.
Tobin.
Toner.
Trangar.
Travan.
Trofalle.
Troleſſe.
Trompette.
Trompter.
Tulipe.
Turmarte.

V.

Valage.
Viteſſe.
Vito.

Das acht und zwanzigste Kapitel.

Raubvögel auf verschiedene Art zu fangen.

Ich habe zwar im ersten und andern Theile bereits unterschiedliche Methoden gezeiget, die Raubvögel zu fangen; in Betracht aber, daß, da es so sehr schädliche Vögel sind, die sowohl in der Wildbahn und am Feder-Wildpret, als auch dem Landmann großen Schaden am Federviehe thun; also habe hierbey noch mehrere Inventionen anfügen wollen, die gar leicht zu machen sind. Man sollte einen jeden Bauer unterrichten, diese schädliche Vögel zu tilgen; sie leben nur vom Raube. Man betrachte nur, was ein Jahr lang für einen Raubvogel, geschweige dann für so viele, zur Nahrung und Unterhaltung gehöret. *)

Es ist hierinn ein großer Fehler, daß man sie nicht sucht überall auszurotten. Einige Fürsten und andere Herren wenden viel daran, und geben gute Auslösung, um solche zu tilgen; einen andern hingegen dauert das Geld, daß er für dergleichen Fang etwas ausgeben soll, und leidet lieber den Schaden. Daher kommts, daß diese gar schädlichen

*) Es wäre allerdings schädlich und den Absichten des Schöpfers zuwider, wenn man die Raubvögel ganz und gar ausrotten wollte. Sie thun zwar vielen und großen Schaden, allein sie haben auch ihren großen Nutzen, denn sie reinigen das Land vom Aas und allerhand kriechenden schädlichen Thieren, und erhalten in der großen Haushaltung der Natur durch Verminderung der zu stark sich mehrenden Vögelgattungen, das Gleichgewicht unter den Geschöpfen.

chen Vögel noch in so großer Menge seyn; denn was jene ja noch tilgen, hegen, so zu sagen, die letztern. Warum sollte es denn nicht angehen, wenn mit gesammter Hand angegriffen würde, daß sie dünner gemacht würden? Wie ist es denn nicht mit den Wölfen, die sich doch weit stärker als ein paar Raubvögel vermehren, möglich gewesen? *)

Von meinem Großvater, als auch andern alten Leuten, habe mir vielmahls erzehlen lassen; daß nach dem 30 jährigen deutschen Kriege sich sehr viel Wölfe, sowohl allhier in Sachsen, als auch andern Ländern befunden haben; sie sind aber in einigen Jahren sehr dünne gemacht, und ausgerottet worden, daß man deren noch sehr wenig, ausser in einigen Gebirgigten Orten, noch etliche findet. Diese Ausrottung aber hat viele Unkosten, wie auch kluge und verständige Weidmänner erfordert. Wie sollten denn die schädlichen Raubvögel nicht auch mit wenigern Kosten können getilget und ausgerottet werden? Derowegen habe ich allhier noch einige Inventionen, so nicht viele Unkosten erfordern, vorstellen wollen.

I.

Die Raubvögel mit Beyhilfe eines Schuhu, oder Uhu, und mit Leimspillen zu fangen.

Von dem Uhu und dessen Eigenschaften habe bereits schon oben von Anlegung einer Raben- und

*) Der Verfasser zielet hier vermuthlich auf England, allwo schon seit 1600 Jahren kein Wolf mehr angetroffen wird. S. Perrnant's Brittische Zoologie I. Thl. A. d. 5.

Krähenhütte Erwehnung gethan, wie solche müssen beschaffen seyn. Hier zu diesen Fang aber hat man nicht nöthig mit Erbauung einer kostbaren Hütte sonderliche Unkosten anzuwenden; man kann mit weniger Mühe solche weiter fortrücken. Wenn man sich nun einen Uhu angeschaffet, so nimmt man wahr, allwo die Raubvögel nach dem Holze zu Abends und Morgends früh wieder heraus zu streichen pflegen, daselbst setzt man 3 bis 4 Bäume, so oben nur etliche belaubte Aeste haben; in denen Aesten bohret man Löcher zu Leimspillen ein, daß je zwey und zwey 6 Zoll über einander zu stehen kommen, und dann an jedem Aste auf 3 bis vier Paar; die Spillen werden einen Finger dicke und acht Zoll lang. Zwischen den Bäumen macht man sich eine Hütte von Strohe, oder noch besser von Stangen, so oben spitzig zusammen gesetzet werden, und mit Rasen überdeckt. Will man nun nach den Raubvögeln stellen, so macht man ein rund Bretgen oben auf einer Stange, worauf ein ausgestopfter Hasenbalg und eine Cramme gemacht wird, hierauf bindet man den Uhu, nimmt die Stange und steckt solche in die Hütte, setzt sich hinein, fährt zuweilen mit der Stange aufwärts, daß sich der Uhu regen muß; wenn die Raubvögel solches sehen, werden sie bald herzu kommen, und erstlich nach dem Uhu stechen, alsdenn sich auf die Bäume setzen wollen. Da sie denn an die Leimspillen ankleben und mit herunter fallen. Es kommen auch wohl die Krähen oder kleinen Raben herbey, denen kann es auch also gehen. Bey hellem Sonnenschein aber darf solches nicht geschehen, weil der Leim zu sehr glänzet, doch kann man die Leimspillen mit dünnen Kihnrauchwasser überstreichen,

chen, damit der Glanz in etwas vergehet. Dergleichen Leimgestelle kann man unterschiedliche hin und her anlegen.

2.

Auf eine andere Art mit Leimspillen die Raubvögel zu fangen.

Man setze eine Säule, oder rechte starke Stange, von ohngefehr 7 Fuß hoch ein, auf derselben mache man zwey oder drey Breter, so drey Fuß lang und die Breite ausmachen, entweder rund oder viereckicht; in der Mitte eine eiserne Krampe, woran ein Ring; rund umher bohret man Löcher auf 9 Zoll weit aus einander, dahin ebenfalls, wie vorher gesagt, die Leimspillen eingesteckt werden können. Hierbey ist dieses in Acht zu nehmen, daß die Spillen nicht so feste stecken müssen, damit sie sich leicht heraus heben.

Die Leimspillen beziehet man mit Vogelleim, als wie auch beim erstern Fange geschehen muß. Will man nun stellen, so bindet man eine Taube in der Mitten an den Ring, doch muß man hierbei in Acht nehmen, daß die Taube nicht allzu lang angebunden sey, damit selbige nicht an die Leimspillen reiche, und daran kleben bleibet. Erbliket nun der Raubvogel die Taube, so wird er begierig auf selbige zuschlagen, bleibt aber mit seinen Federn und Flügeln an den Leimspillen kleben. Nun ist hierbei wohl in Acht zu nehmen, daß sich die Leimspillen leicht heraus heben, und der Raubvogel fällt damit herunter.

Nach diesem Fange muß man aber fleißig sehen, denn er kriechet doch wohl eine Ecke mit der Leimspille fort, endlich rupft er wohl gar den Leim mit sammt den Federn ab. Wenn es aber regnet oder schneiet, so wird der Leim hart und klebloß, alsdenn wischet der Raubvogel davon. *)

3.

Auf eine andere Art, die Raubvögel mit Leime zu fangen.

Man erwählet einen Platz, allwo die Raubvögel gerne hin und her streichen; daselbst bindet man eine Taube auf freier Erde an; um die Taube herum stecket man Leimruthen, so von geschälten Weiden, Haseln, oder dergleichen Holze sind, welche eines kleinen Fingers unten dicke, und nach der Spitze hinaus auf 3 Fuß lang sind, solche beziehet man zum Stellen mit Vogelleim, jedoch müssen sie nicht allzu feste steken, auch der Umkreis um die Taube mäßig weit, oben etwas schief gegen die Taube zu stehen; denn die Mausegeier und Melanen steigen gern von oben herein, und rauben die Taube weg, und fliegen damit davon.

4.

*) Die Art, die Raubvögel auf dem Leim zu fangen, kann nur bei kleinen Raubvögeln statt haben, denn große Falken, Geyer u. s. w. sind zu stark, als daß sie der Leim sollte halten können. A. d. S.

4.

Noch eine andere Invention, die Raubvögel zu fangen.

Einem Weidmann, auch sonst andern gemeinen Leuten muß doch wohl bekannt werden, woselbst die Raubvögel gern hin und her streichen; daselbst erwählet man zu diesem Gang einen freien Platz, vorhero stricket man eine Schlagwand, so wie beim Finkenheerde im andern Theile beschrieben worden, von dünnen Bindfaden, oder recht starken Zwirn. Die Länge der Wand kann zwölf Fuß, und die Breite 7 Fuß, die Weite der Gemäsche 3 Zoll von einem Knoten gerechnet seyn; man richtet diese Schlagwand also mit 2 Stäben ein, wie schon bei den Vogelheerden im andern Theile gelehret worden; schlägt die Wand ordentlich auf; macht sich eine lange Ruckleine, oder einen Bindfaden mit einem Schneller, wie im andern Theile nachzusehen; und macht sich eine kleine Hütte von Stroh oder Holzreißig, daß man verborgen darinn sitzen kann, bindet vor der Wand eine Taube auf den Erdboden an. Wenn nun der Raubvogel nach der Taube schlägt, so muß man gleich zu hacken, und ihn also mit der Schlagwand überdeken.

Man kann sichs auch noch bequemer machen, daß man nicht selbst darauf lauren darf, stecke eine Stange an einem Ende der Wand ein, woran ein Leinchen, so oben angebunden, und mit dem andern Ende an des Schlagwands Stab angebunden wird, und also wie beim Vogelheerde. Ferner wird ein Schneller daran gemacht; an diesen

Schneller ein Bindfaden, so nun schmeißige Ruthen um und über die Taube gezogen wird. Schlägt nun der Raubvogel nach der Taube; und berührt den Bindfaden, so ziehet sich der Schneller los, und die Stange schnellt geschwind die Schlagwand über dem Vogel her, fänget sich also selbst. Zu diesen vorberührten 3 Fängen gehöret jedesmal eine frische lebendige Taube. Diese ist gegen den Schaden von dem Raubvogel kaum für den hunderten Theil zu rechnen.

Das neun und zwanzigste Kapitel.

Meisen auf der Baßgeige zu fangen.

Es wird wohl die Baßgeige genennet, aber zur Musik klinget sie nicht, als was die Meisen mit ihrem Geschrei daran musiciren. Ein spashafter und mit sehr wenig Kosten einzurichtender Fang ist es.

Zu dieser Baßgeige nimmt man eine feine gerade und geschälte Stange fast Armsdike, so 8 Fuß lang ist, von beiden Enden einwärts ein Fuß lang werden übers Kreuz zwei Löcher durch die Stange gebohret, etwan fast eines kleinen Fingers stark, sodann eiserne runde Polzen, oder Eisen durch die Löcher geschlagen, die feste stehen, und auf jeder Seite zur Stange 3 Zoll hinaus stehen. Hieran werden nun die Seiten angemacht, diese sind fein gesponnene und gezwirnte Seilerleinchen; diese werden dann der Länge nach, gegen der Stange hin, von einem Polzen zum andern fest angemacht, daß also sel-

bige

bige viereckicht um die Stange kommen. Diese Seiten, oder Leinchen, werden mit Vogelleim bezogen; man erwählet sich alsdenn einen Ort, da man weis, wo die Meisen im Herbste stark ziehen, macht sich daselbst von laubichten Holze ein schlechtes Hüttchen, worinn man etwa verborgen stehen oder sitzen kann; außen an der Hütte schlägt man ein paar Pfähle, so oben Gabeln haben, und leget eine Stange darauf, besser hinauswärts wieder ein paar dergleichen Pfähle und Stangen, daß also die Baßgeige mit beiden Enden darauf ruhen kann.

Hierzu gehöret dann ein Pfeiflein, wie beim Meisenfange im andern Theile angeführet ist; anfangs macht man nur eine todte Meise an einem Ruhrstocke, wie auch dort schon beschrieben, pfeifet und loket die Meisen an, rühret die todte Meise, so fallen jene herunter auf die Baßgeige, und bleiben darauf kleben. Hat man nur erst, 1, 2 oder 3 Meisen lebendig eingefangen, so setzet man solche in Bayern unter die Baßgeige, diese locken noch besser als die Pfeiffe.

Eine rechte Kurzweil ist es, da zuweilen auf einem Ruck wohl 6, 8 bis 10 Meisen darauf kleben, und ihre besondere Musik machen. Man nimmt alsdenn die gefangenen Meisen ab, saubert die Leimseiten von Federn, und legt sie wieder hinaus. Einen Zeitvertreib kann man sich damit machen, und auch wohl manchen Tag an die zwey Schock fangen.

Das dreißigste Kapitel.

Die Wachteln im Klebgarne zu fangen.

Im andern Theile habe ich bereits unterschiedene Wachtelfänge angeführet, hier fällt mir etwas ein, daß man noch mehrere Arten hat, Wachteln zu fangen, und solche verbessern kann. Man stricke 4 Klebegarne, so wie die Kleb- oder Tagnetze zu Lerchen, im 2. Theile Kap. 170. beschrieben sind. Sie müssen aber etwas höher stellen, die Maschen müssen etwas weiter, als wie zum Lerchen, und der Zwirn auch etwas stärker seyn; die Länge von einem Netze kann 24 bis 30 Schritte stellen. Diese stellt man gegen Abend in einem Quadrat herum, hängt die Sieken, so man hat, in die Mitte, setzt sich auch mit der Lockpfeife neben hin. Da nun die Wachteln, wie mehrmals vorher gedacht, bei nassem Wetter oder Thaue nicht laufen, sondern auf das Locken fliegen; und also leicht geschehen kann, daß sie auch vom Sieken wieder wegfliegen, und nicht in die Steckgarne laufen, so auch bei dem Wachtelfang auf dem Wegzuge geschehen kann, so geschichet es doch öfters, wenn sie einfallen wollen, daß sie sich in dem aufgestellten Klebgarne fangen.

Diese Garne müssen erdfahl gefärbet werden, daß sie nicht so helle scheinen; weil es nun ein delicater Vogel zu speisen, und nur wenige Zeit in unsern deutschen Ländern den Sommer über bleibet, so ist es wohl der Mühe werth, die man sich um dessen Fang gibt.

Das ein und dreißigste Kapitel.

Anweisung, wie das Schießgewehr sowohl inals auswendig recht rein zu putzen, zu poliren und zum Schuß einzurichten sey.

Ein rechtschaffener Jäger oder Weidmann muß sich vor allen Dingen angelegen seyn lassen, sein Schießgewehr besonders inwendig recht rein zu halten, wenn er sich bei grossen Herren in Liebe und Achtung zu erhalten gedenket. Daß aber ein Rohr im Gewehr anlauft, solches geschiehet. 1) Wenn es etwan lange stille hänget; 2) wenn bei Regen oder Schneewetter durch Unvorsichtigkeit Wasser ins Rohr kommt, und nicht wieder mit Werg oder Leinwandlappen von inwendig heraus gewischet und recht trocken gemacht wird; 3) wenn man bei dem ordinairen Putzen den Schleim im Rohr anfangs mit Wasser auswäschet, und solches hierauf mit Werg nicht völlig aus dem Rohre bringet, daß das Gewehr recht trocken wird; 4) wenn im Winter das Gewehr unter freiem Himmel kalt geworden, welches, wenn man es in eine warme Stube bringet, zu schwitzen anfänget. Wie das Rohr auswendig anlauft, also ist es auch inwendig beschaffen. Bei dieser Gelegenheit muß man es an oder auf einen warmen Ofen legen, und so lange daran bleiben lassen, bis es wieder anfängt warm zu werden, und der Schweiß von sich selber vergehet, und also nicht anlauft. Eh kann aber das beste Gewehr, welches vorhero noch so gut geschossen, durch das inwendige Anrosten zum

Schies-

Schiessen untüchtig gemacht werden. Soll man es erst einem Büchsenmacher geben, so kostet es allemal Geld, oder wenn derselbige weit von dem Orte entfernet ist, muß man noch erst Mühe und Unkosten darauf wenden, das Gewehr hinzuschaffen. Jedoch dergleichen Umstände hat ein Weidmann gar nicht nöthig, wenn er sich nur folgende Instrumente, die sehr wenig kosten, und die ganze Zeit seines Lebens gebraucht werden können, anschaffet:

1) Einen grossen Schraubstock, wie die Büchsenmacher oder Schlösser führen; jedoch darf er nicht eben von Eisen, sondern nur von festem Holze seyn; oben aber, wo die Backen sind, und der Schraubstock zusammen klemmet, wieder mit Stahl oder Eisen beschlagen und gestrichene Kerbe eingefeilet, daß das Gewehr darinne feste haften könne;
2) Einen Feilenhandkloben;
3) Einen Federbacken, womit die Schlösser am bequemsten auseinander zu nehmen und zusammen zu setzen sind;
4) Ein paar Feilen, davon eine grob, und eine klar seyn muß;
5) Ein scharfes eisernes Sezmeißelgen;
6) Eines dergleichen mit einer etwas stumpfen Schneide;
7) Ein gemachtes aufrechtsstehendes Säulchen, welches man einen Knecht nennet, dergleichen die Tischler zu haben pflegen. Er muß so eingerichtet werden, daß man ihn hoch und niedrig hängen kann;

8) Ein

8) Einen eisernen Putzstock, welcher auf folgende Art gemacht werden muß: an einem Ende hat er eine Schraube wie eine Holz-Schraube am Gewehr; am andern Ende ist ein breiter Knopf, und ohngefähr eine Querhand vor dem Knopfe ein Loch durch den Stock, wodurch ein eiserner Vorstecker gesteckt werden kann; ferner hat er einen von Holz gemachten Handgrif, der in der Mitten ein Loch hat, worinnen der Stock sich leicht drehen kann; sodann wird der Handgrif am Stocke an- und der Vorstecker davor gesteckt, vorhero aber ein Stückchen Leder, sowohl an den Knopf, als an den Vorstecker, angemacht, daß es sich leichter drehet;

9) Ein Schwantzschraubeneisen, womit man die Schwantzschrauben heraus bringen möge;

10) Einen Schraubenzieher; und endlich

11) Einen Hammer.

Wenn man nun also das Rohr inwendig ausschmergelt und poliren will, muß man den Schraubestock so einrichten, daß er an einem Tische fest angemacht werden könne. Das Rohr nimmt man bloß aus dem Schafte, spannet es in den Schraubstock, und leget es mit der Mündung auf den Knecht; vorhero aber machet man ein Zeichen mit einem Kerbe auf die Schwantzschraube und das Rohr, damit die Schwantzschraube beim Wiedereinschrauben accurat an ihren gehörigen Ort zu stehen komme. Vermuthet man, daß die Schwantzschraube eingerostet ist, so klopft man mit dem Hammer an das Rohr und die Schwantz-

schrau-

schraube, wodurch sich der Rost losschüttert; alsdenn spannet man, wie gesagt, das Rohr fest in den Schraubstock ein, legt aber zu beiden Seiten ein Kartenblatt daran, damit der Schraubstock das Eisen am Rohr nicht zu sehr einknetipe, und also Kerben mache; hierauf steckt man das Schwantzschraubeneisen an, und fängt allmählich an links um zu drehen; bis man dieselbe heraus hat; ferner macht man einen Kloben von Blei an den Stock, wie man an einem eisernen Stocke zu thun gewohnt ist, und legt hinten ein wenig Werg oder einen feinen Leinwandlappen daran, welcher ordentlich ins Rohr paßt, steckt den Stock von der Mündung an bis mitten ins Rohr hinein, macht ein Gießkelle voll Blei heiß, schraubet vorher das Rohr aufwärts stehend ein, und gieffet auf einmal das Blei am Schwantzschraubenende hinein, worauf das Blei am Stocke fest und also der Kloben fertig wird. Wenn nun dieses geschehen, leget man das Rohr wieder um, und schraubet es in den Schraubstock fest ein, setzt an der Mündung den Knecht darunter, und faugt hierauf gemächlich an, an den Kolben zu ziehen, bis man merkt, daß er eine Ecke heraus in die Mündung gebracht ist, bestreicht denselben mit reinem Baumöl und fähret mit einem Rohre hin und her, bis es sich ganz leichte hin und her ziehen lässet; jedoch muß man manchmal wohl mehr als einmal den Kolben mit Baumöl bestreichen; hierauf nimmt man Schmergel, macht ihn anfangs mit Baumöl ganz dünne, und fährt mit dem Kolben im Rohre von einem Ende bis zum andern hin und her: hat man nun den Kolben etlichemal mit dünnen Schmergel

gel bestrichen gehabt, so streicht man nunmehro den dicken Schmergel darauf, fähret beständig in dem Rohre hin und her, und kolbet es zuletzt mit reinem Baumöl wieder aus, welches macht, daß das Rohr wie ein Spiegel aussiehet, und von allem Roste frei wird. Will man aber auch nebst dem Rohr die eisernen Beschläge hellglänzend poliren, so reibet man mit einem hölzernen Putzholze allen Rost mit Schmergel rein ab, macht sich hierauf ein breiteres Holz, an welchem an der einen Seite ein Strichleder fest gemacht seyn muß, nimmt klar gemachten ungelöschten Kalck, streuet ihn auf das Leder, und reibet das Eisen recht fleißig und Strich an Strich ab; so wird es weißglänzend. Wenn es aber blaulichtglänzend spiegeln soll, nimmt man Blutstein, löset solchen in reinem Wasser auf, und nimmt ein reines Putzholz, bestreicht das Rohr mit dem zerweichten Blutstein, und reibet so lange damit auf dem Rohre herum, bis er sich meistentheils trocken gerieben hat, und wischt es vollends ab; so wird es recht schön blaulicht spiegeln. Auf diese Art kann man es auch mit den Schlössern und andern eisernen Beschlägen versuchen. Hat man aber meßingene Beschläge am Gewehr, so reibet man sie mit klar geriebenen gebrannten Ziegelsteine ab, nimmt sodann Trippel, schabet ihn auch klar, und ein Stücke Holz mit Leder überzogen, und poliret sie also mit dem Trippel bis sie schön hell und glänzend werden.

Einige lassen sich gar einen Polierstahl machen, und polieren das Eisenwerck damit, wenn der Rost zuvor erst rein herunter gemacht ist; jedoch der Polierstahl schwächet das Eisen eher,

als die vorige Art zu poliren, und wenn das Gewehr recht schön werden soll, so muß man doch hinter dem Polierstahl her noch mit dem Blutstein nachpolieren.

Wenn das Gewehr gleich, ich meine die Kugelbüchsen, tüchtig gezogen, und vom Büchsenmacher recht gerade gerichtet ist, und auch sonst gut schiesset, daß es einen Fleck hält; so kann es doch geschehen, daß es entweder zu hoch oder niedrig, oder auf einer Seite schiesset. Hier muß sich einer selber zu helfen wissen, weil nicht einer wie der andere aus einer Büchse schiesset: denn manche sind gewohnt, am Anschlage weit hervor anzulegen, welches schon hohe Schüsse macht: andere legen zu weit hinten an, und schiessen also zu kurz. Zum Seitenschiessen tragen die Backen am Gesichte vieles bei, weil mancher ein völliger Gesichte und Backen als der andere hat. Doch aber will ich keinem rathen, daß er sich bei seinem einmal angewöhnten Anschlagen einigen Zwang anthue, und sich anders zu gewöhnen suche; schiesset er zu hoch, so muß er das Korn auf dem Laufe knapper und schärfer fassen, welches etwas hilft; gehet es aber viel zu hoch, so feilet man vom Visier oben etwas an, und macht wieder ein frisches Kerbchen mit dem Scharfmeissel hinein; schiesset man zu kurz, so muß man das Visier höher klopfen, auch wohl bedürfendenfalls vom Korne etwas abnehmen, so, daß das Visier auf die eine Seite und das Korn auf die andere Seite hinüber treibet. Hierzu wird aber, eben wie bei andern Sachen, eine reife Ueberlegung erfordert.

Das zwei und dreißigste Kapitel.

Von den Titeln, Verrichtungen und pflichtschuldigen Dienstleistung der Weidmänner oder Jäger.

Meine Absicht ist hier eben nicht, die Ordnung, den Rang oder Function und Dienstleistung auf das genaueste zu bestimmen; sondern nur bloß denen zum Weidwercke sich applicirenden Liebhabern vorzustellen, daß es nicht gleich viel sey, wenn sich mancher in seinen Gedanken einbildet, er müsse diese oder jene Charge in der Jägerei besitzen, welches zwar jetziger Zeit auch vielmal geschiehet. Man siehet aber, daß der Landesfürst oder eine niedere Herrschaft zu ihrem Nutzen oder Plaisir manchmal sehr schlecht versorget ist. Daher ist mein wohlmeinender Rath, daß ein jeder nach seiner Stärke sich unterzubringen suche, und nicht nach Diensten strebe, welche er beim Weidwercke zu übersehen nicht im Stande ist.

Weil nun aber die Titel unter den Weidleuten an einem Hofe oder Lande, nicht wie in dem andern gebräuchlich sind, und mit einerlei Namen benennet werden; also habe ich es für dienlich erachtet, diese Titel mit wenigem hier anzuführen und zu erklären:

1) Der Oberhofjägermeister hat zwar den vornehmsten Rang, und in dem Lande, wo er in Diensten stehet, als Chef über alle Jäger zu gebieten; wenn er aber seinem Amte eine völlige Genüge leisten will, so ist es auch eine höchstbeschwerliche und sorgensvolle Funktion. Es ist dieser

Charakter nur an Kaiserl. Königl. und Churfürst. Höfen gebräuchlich, und weil der Chef nicht alles übersehen kann; so werden ihm noch Hof- oder Landjäger- und Ober- und Unterforstmeister zugeordnet, welche zwar alle ihren ordentlichen Bezirk, wie weiter unten folgen wird, haben, jedennoch bleibet in solchem Lande der Oberhofjägermeister über das ganze Weidwerk das Oberhaupt und der oberste Befehlshaber. Alles, was in Jagd- und Forstsachen unter seiner Inspektion vorfällt, muß ihm von den beigesetzten und unter seinem Commando stehenden Beamten gemeldet, und zugleich die Berichte, so von denen Subalternen beigeleget werden, von ihm selber durchgesehen und überleget werden, damit er dasjenige, was darinnen enthalten, seinem hohen Landesfürsten unmittelbar vortragen könne; oder aber, wenn wegen des Forst- und Holzwesens gemeiniglich mit dem Kammerkollegio, weil es fast überall Kammerintraden sind, zu concurriren, so muß er wohl in Acht nehmen, auf was Art die Einkünfte des Holzes dem Landesfürsten zu Nutze, und denen Unterthanen in gebührender Maasse zu deren Erhaltung eingerichtet werden mögen. Ist ferner das hohe Haupt, bei welchem er zu so einer hohen Charge gelanget ist, ein besonderer Liebhaber von der Jagd; so muß auch seine Sorge dahin gehen, daß er die Jagd wohl einrichten lasse, damit sowohl der Landesfürst Vergnügen, als auch die Unterthanen recht viele Lust haben mögen.

Hiernächst muß ein Oberhofjägermeister sich eifrigst angelegen seyn lassen, daß er die Besetz- und Bestellung derer Jagd- und Forstbedienten so einrichte, damit dergleichen Subjekta zu einem jeden

Dienste genommen werden, die auch ihre Funktion tüchtig und wohl verwalten können. Endlich ist er auch emsig bemühet, daß die jungen Lehr- und andere Bursche von den Alten, oder ihren Vorgesetzten, in allem, was zu ihrer Wissenschaft gehöret, fleißig mögen exerciret, und beständig zu ihrer Arbeit angehalten werden, damit sie auch dermaleinst als tüchtige Weidmänner ihre Dienste verrichten können.

Hieraus ist nun deutlich zu erkennen, daß diejenigen, welche diese hohe Charge bekleiden, vieler Sorge und Kummer ausgesetzt sind, wenn sie sich ihres Amtes treulich und emsig annehmen wollen.

2) Hofjägermeister, sind an hohen Königl. und Churfürstl. Höfen, und werden an einigen Höfen auch Vicejägermeister genennt. Diese Charge aber stellet nichts anders als eine solche Person vor, die dem Oberjägermeister substituiret ist: Denn wenn dieser abgehet, so wird gemeiniglich der Hofjägermeister an dessen Stelle gesetzet. So lange er aber Hofjägermeister ist, läßt er sich eifrigst angelegen seyn, dem Oberhofjägermeister beizustehen, und hiernächst bei aller Gelegenheit seines Landesfürsten Nutzen und Vergnügen zu suchen.

3) Oberjäger oder Oberlandjägermeister. Dieser Titel ist an solchen Fürstlichen Höfen gebräuchlich, wo noch ein anderer Hof- oder Landjägermeister vorhanden ist, doch mit dem Unterschiede, daß jener Oberjägermeister genennet wird. Dieser hat eben eine solche Verrichtung, wie beim Oberhofjägermeister angeführet worden, und zugleich die Besorgung der Wildbahnen, Jagd- und Forstsachen im ganzen Herzog- oder Fürstenthum.

Einige Fürsten bestellen ein besonderes Forstamt, in welchem alle Jagd- und Forstsachen untersucht und dem Oberhaupte zur Confirmation und Unterschrift überreichet werden. Sonst werden auch in einem solchen Forstamte die Verpflichtungen derer Forst- und Jagdbediente, auch andere Untersuchungen, nämlich die Bestrafung derer Wild- und Holzdiebe unternommen. Der Oberjägermeister ist in demselben ordentlich Präses, wenn nicht etwan der vornehmste Minister oder ein geheimder Rath solchem Collegio als Direktor vorgesetzet wird, wie mir ein dergleichen Beispiel selber bekannt ist. Hiernächst ist dem Oberjägermeister im Forstamte der Jägermeister, Ober- oder Forstmeister zur Seite gesetzet; diesem folgen ein oder zween Forst- oder Hofräthe, welche die Rechte gründlich verstehen müssen; und endlich ein Forstsekretair und Forstschreiber.

4) **Landjägermeister.** In den Kaiserl. Erblanden, wo diese Charge erblich ist, werden sie daher auch **Erblandjägermeister** genennet, in andern deutschen Chur- und Fürstenthümern aber kommt es auf die Gnade eines jeden grossen Herrn an. Hierzu wird ebenfalls ein Weidmann erfordert, der in der Jägerei wohl erfahren seyn muß, wenn er anders seinem Amte eine Genüge leisten will. Es hat aber ein Landjägermeister einen gewissen Bezirk, worinnen die Ober- oder Forstmeister samt ihren Untergebenen unter ihm stehen; fallen nun in einem solchen Bezirke Grenz- oder andere Streitigkeiten vor; so gelangen sie an den Landjägermeister zur Untersuchung, und wenn es nöthig, hält er auch die Besichtigungen, und berichtet alsdenn solches an die ihm vorgesetzten höhern

Colle-

Collegia. Werden in seinem Bezirke Jagden angestellet; so gelanget die erste Hauptordre von dem Obern an ihn, mit welchem er die meiste Mühe bei Besorgung einer guten Jagd hat.

5) Jägermeister. Dieser Titel ist sowohl an Fürstlichen als auch Gräflichen Höfen gebräuchlich. Wo kein Oberjägermeister besonders bestellet ist, hat dieser eben das Amt und Befehl über die Jagd- und Forstbedienten, wie der Oberjägermeister zu verrichten.

6) Oberforstmeister. An einigen Fürstlichen Höfen habe ich gefunden, daß der Oberforstmeister-Titel dem Jägermeister vorgezogen worden, und solche den Charakter eines Oberforst- und Jägermeisters bekommen haben. An andern Orten geht der letzte Titel vor. Wie nun aber der Titel und Rang einzig und allein von dem Willen eines grossen Herrn, bei dem sie in Diensten stehen, dependiret; so will ich mich keinesweges unterfangen, solches zu entscheiden.

Man hat auch sonst in einigen Königl. und Churfürstl. Landen Oberforstmeister, die über gewisse Waldungen, Heiden und dergleichen Holzungen gesetzt sind, welche auch gewisse Aemter und Forstbedienten unter sich haben; und an den meisten Orten concurriret der Oberforstmeister in gewissen Fällen gar mit dem Amtmanne selber. Fällt etwas zur Untersuchung vor, so wird es von ihnen höhern Ortes berichtet. Ausserdem aber ist ihre eigentliche Verrichtung, daß sie alles Bauholz und sonst nutzbare Bäume in ihrer untergebenen Oberforstmeisterei zum Verkauf anweisen, und mit dem gehörigen Stempel- oder Waldhammer bezeichnen, das zu Klaftern aufgesetzte Holz abzählen oder ab-

posten, welches auch mit dem Nutz- und Reisholz geschiehet, dasselbige gehörig einschreiben, und also ordentlich ihre Gegenrechnungen führen, womit sie ihre nachgesetzten Jagd- und Forstbedienten belegen.

7) Forstmeister. Diese Chargen sind in den Fürstlichen und Gräflichen Ländern und Herrschaften eingeführet. Die Forstmeister haben eben die Verwaltung über die Forstbedienten in ihrem gewissen Bezirke, wie die Oberforstmeister in Königl. und Churfürstl. Ländern.

Heutiges Tages ist diese Ehrenstelle fast an allen Orten zu einer Adelichen Charge gediehen, da doch solche vorher die geschickten Jäger bürgerlichen Standes erhielten, und solche bekleideten. Ich habe selbst noch verschiedene Jäger gekannt, deren Väter Forstmeister gewesen sind.

8) Jagdjunker. Ist auch eine Adeliche Charge. Sie sind beständig um die Herrschaft, sowohl auf der Jagd, als auch bei andern Solennitäten, und sind also bloß bei Hofe, um den Staat zu zu vermehren. Sie haben auch insgemein die erste Anwartschaft zu höhern Jagd- und Forstbestallungen, weswegen sie sich fleißig exerciren, daß sie immer geschickter werden, und den höhern Jagd- und Forstbedienungen glücklich vorstehen mögen, wenn sie darzu gelangen.

9) Jagdpagen, sind junge Edelleute, die sich zur Jägerei appliciren, und sich dem Unterrichte eines tüchtigen Weidmannes überlassen, damit sie den rechten Grund und wahre Wissenschaft des edlen Weidwerks begreiffen mögen. Sie sind ebenfalls beständig um ihre Herrschaften zum Staate. Wenn der Fürst auf die Jagd ziehet, führen die Jagdpagen gemeiniglich ihres Fürsten Gewehr

bei

bei sich. Von der Pagenstelle, in welcher sie wehrhaft gemacht werden, gelangen sie zum Jagdjunker.

10) **Meisterjäger.** Dieses ist meines Wissens ein Platz, den die Herren von Adel noch nicht besetzet haben; jedoch ist es auch ein Titel, welcher nicht an allen Höfen, ausser in Chur-Baiern, Chur-Cöln, Chur-Mainz, Würtemberg, Baden und Cassel, gebräuchlich ist. An den meisten Orten hat er den ersten Rang nach denen Forstmeistern, und wo mir recht ist, wohl noch gar vor denselben. Hier sehe ich aber nicht auf den Rang, sondern bloß auf ihre Wissenschaft und Verrichtung. Wer diese Charge annehmen will, oder auf gnädiges Verlangen annehmen soll, muß gewiß in allen Jagdsachen recht wohl geübt seyn, besonders aber den Leithund wohl zu arbeiten wissen. Denn von dem Meisterjäger wird alle Jagdeinrichtung gefordert, weil seine Verrichtung bloß in dem Jagdwesen bestehet, und er mit dem Forstwesen nichts zu thun hat.

Wenn der Fürst ein besonderer Liebhaber von der Jagd ist, so haben die Meisterjäger so schon zu thun genug, ohne sich um das Forstwesen zu bekümmern. Sie stehen in gutem Solde und Ehren, ziehen auch wackere junge Jäger durch ihre Unterweisung mit auf, die alsdenn die Fürsten und Herren sehr wohl gebrauchen können.

Hieraus erkennet man also deutlich, daß ein Meisterjäger in allen Arten der Jagdwissenschaft recht gründlich geübet seyn müsse, wenn er anders bei seinem Herrn die Stelle eines Meisterjägers vertreten, und junge Leute zur Jägeret anführen will.

11) Oberjäger, sind an den meisten Königlichen, Chur- und Fürstlichen, ja auch wohl gar an Gräflichen Höfen anzutreffen. Sie sind ausser dem Meisterjäger denen andern Jägern vorgesezt; man findet auch bei den Parforcejagden Oberjäger.

An denen Höfen, wo kein Meisterjäger ist, müssen sie alle Veranstaltungen zum Jagen treffen, und für alle Jagdsachen die gehörige Sorge tragen. Es ist auch an einigen Orten gebräuchlich, daß die Oberjäger einigen Forstbedienten vorgesetzet sind.

12) Forstinspector, ist eine solche Person, welcher ein gewisser Bezirk angewiesen ist, wo er über das Forstwesen und die darinnen bestellten Forstbedienten gesetzet wird. Er hat nebst den Ober- oder Forstmeistern die Holzanweisungen, Einrichtung und Gegenrechnungen zu besorgen.

13) Wildmeister. Dieser Titel ist sehr verschieden: Noch vor wenig Jahren hat in den Chur-Sächsischen Landen das Holz- und Forstwesen unter den Oberforstmeistern und die Wildbahnen und Jagden unter den Weidmeistern gestanden. Nach der Zeit aber hat es sich geändert, und sind die meisten Wildmeistereien, wenn einer aus einem bürgerlichen Stande abgegangen, an die Oberforstmeistereien gekommen, und daher dieselben Ober-Forst und Wildmeister genennet worden. In den grossen Bezirken sind noch etliche wenige, die Wildmeister genennet werden, und mit dem Forstwesen nichts zu thun haben, sondern die Jagdsachen mit ordiniren, die Wildbahnen besorgen, alles Pürschen und Liefern auf ihren Befehl verrichten lassen, und Rechnungen davon führen.

An andern Orten, als in den Marggrafthümern Culmbach, Baireuth und Anspach haben alle Jäger, welche über einen großen Bezirk gesetzet sind, den Titel als Wildmeister, worunter einige nur bloß die Wildbahn, andere auch das Forstwesen mit zu besorgen haben; besonders aber müssen sie alle Jagdsachen besorgen und einrichten. An einigen Orten haben die großen Herren denenjenigen, die im Jagd- und Forstwesen wohl erfahren sind, und das Forst- und Jagdwesen zugleich zu besorgen haben, aus besondern Gnaden den Titel eines Wildmeisters beigeleget.

14) **Hofjäger**, ist eigentlich derjenige an einem Hofe, welcher den andern Jagd- und Forstbedienten vorgehet, und die Jagdsachen mit reguliren hilft. An manchen Orten ist es üblich, daß sie wie die Ober- oder Meisterjäger über andere Forstbedienten zu gebieten haben; an andern aber sind sie nur bloß bei Hofe, und haben mit dem Forstwesen nichts zu thun; wiewohl auch einige Hofjäger gewisse Forstreviere mit zu besorgen haben, dennoch aber den andern Forstbedienten nicht vorgesetzet sind.

15) **Pürschmeister**, in den Chur-Sächsischen Landen hat der Pürschmeister über den Wildmeister und Hofjäger den Rang, und die Aufsicht über alle Königliche Leib- Hatz- und andere Hunde, besonders aber über die Jägerbursche im Jägerhause, welche die Hunde wohl in Acht nehmen müssen, zu gebieten. Fällt bei Hofe eine nothwendige Lieferung an Wildprete vor, so schicket der Pürschmeister die Königl. Jägerbursche zum Pürschen aus. Bei Sauhatzen und andern Jagden ordiniret er die Hunde, und sorget für ihre gute Ver-

pflegung. An einigen Orten hat der Pürschmeister die Lieferung des Wildes und das Pürschen zu besorgen; an andern aber ist es nur ein bloßer Titel aus einer sonderbaren Gnade des Herrn. Ein Pürschmeister muß das Pürschen vor allen andern wohl verstehen.

16) Oberförster, oder Landjäger. In den Königl. Preußischen Landen sind die Landjäger, was an andern Orten die Oberförster sind. Wo kein Ober- oder Forstmeister ist, sind sie einigen Förstern im Forstwesen vorgesetzet, und besorgen die Holzanweisung und Abzählung; daneben haben sie auch ihre eigenen Reviere. Hierzu werden solche Leute genommen, die das Holzwesen gut verstehen.

17) Forstverwalter. An einigen Orten sind die Forstverwalter nebst den Forstmeistern über ein ganzes Fürstenthum, und über die darinn bestellten Forstbedienten gesetzet, sie sind bei allen Holzanweisungen und Abzählung desselben, und führen auch die Gegenrechnung. An vielen Orten ist in einer jeden Forstmeisterei ein Forstverwalter darzu bestellet, daß er die Holzanweisung besorgen und die Rechnung führen muß.

18) Forstsecretair Dieser führet die ganzen Forstrechnungen, und wo Forstämter sind, auch die Protokolle. Wenn er viel zu thun hat, wird ihm auch noch ein Forstschreiber an die Seite gesetzet.

19) Reitende Förster, Heidereiter und Wildnißbereiter, haben einerlei Verrichtung, und sind bloß den Namen nach unterschieden. Im Chur-Brandenburgischen heißen sie Heidereiter; im Königlichen Preußischen Wildnißbereiter, und im

vielen andern Ländern reitende Förster. Sie müssen die Holzungen wohl zu traktiren wissen, und die Wildbahn mit besorgen helfen.

20) Besuchknechte, oder Besuchjäger. Hierzu wird ein tüchtiger Jäger erfordert, der die Leithunde recht gut zu arbeiten wisse: Denn es kömmt hauptsächlich beim Bestätigungsjagen auf Besuchknechte besonders sehr viel an, begehet einer Fehler, so werden manche Unkosten umsonst angewendet, die Jagdlust gestöhret, und er dadurch prostituiret. Die Hofjäger, Ober- und Meisterjäger werden gemeiniglich aus Besuchknechten erwählet.

21) Jagdzeugmeister, haben die besondere Aufsicht über die Jagdzeuge, Wagen und alles, was zur Jagd gehöret. Sie führen die Rechnung von den Jagdzeugen, lassen sie auf- und abladen, und wenn sie naß geworden sind, wieder abtrocknen, und an den gehörigen Ort bringen. An manchen Orten werden dergleichen Personen auch Wagenmeister genennet.

22) Förster, oder wie sie in Schwaben genennet werden, Forstknechte, müssen das Holzwesen gut verstehen, und die ihnen anvertrauten Forstreviere fleißig in Acht nehmen. Sonst aber haben sie eben das zu verrichten, was ein reitender Förster besorget, nur daß ihnen kein Futter auf ein Pferd gereichet wird.

23) Leibjäger, haben einige große Herren, welche stets bei Hofe um denselben seyn müssen. Auf der Jagd ist ihre Verrichtung, daß sie ihrem Herrn das Gewehr laden und überreichen.

24) Büchsenspanner, oder wie sie an dem Königlich-Pohlnischen und Churfürstl. Sächsischen Hofe genennet werden, Leibschützen, haben das

Gewehr und die Rüstkammern unter sich, und müssen sorgen, daß alles in gutem Stande sey, und sie auch für ihren Herrn Pulver und Blei genug im Vorrath haben. Ueber dieses müssen sie auch dem Herrn sein Gewehr allemal richtig laden, und mit dem Gewehr überall bei dem Herrn seyn.

25) Jagdlackei, ist an einigen Höfen, dem Büchsenspanner zugeordnet, das Gewehr zu renoviren, zu laden, und was sonst darzu gehöret, zu beobachten. Wenn ein Büchsenspanner abgehet, erhält ein Jagdlackei diesen Dienst.

26) Windhetzer, sind an einigen Höfen diejenigen, welche die Windhunde zum Hasenhetzen unter sich haben, und für ihren Unterhalt sorgen.

27) Hegereiter. Wenn an manchen Orten der Oberherr die Jagd, und ein anderer die Holzungen hat; so werden zur Aufsicht über die Wildbahn gewisse Hegereiter gesetzet, und wo in großen Gehegen die hohe und niedere Jagd ist, werden auch in jedem besondere Hegereiter gesetzet, welche eine fleißige Aufsicht beobachten müssen, daß sich keine Wilddiebe einschleichen, und die Raubthiere nicht zu sehr überhand nehmen. Und wenn kalte Winter einfallen, müssen sie sorgen, daß auch das Wildpret und Federwildpret Futter genug habe.

28) Fasanenmeister, oder Fasanenjäger sind einzig und allein über die Fasanengehege und die Erziehung der Fasanen gesetzt. In meinem ersten Theile dieser Jägerpraktik habe ich ausführlich gezeiget was ein Fasanenjäger eigentlich verstehen muß.

29) Federschützen, oder wie sie an einigen Orten genennet werden, Hünerfänger, müssen

das

das kleine Weidwerk aus dem Grunde verstehen, die Hünerhunde gut dreßiren und abrichten, den Hüner- und Vogelfang gut zu traktiren wissen, alle darzu benöthigte Garne und Zeuge stricken, und die Hüner und Vögel sowohl im Laufe als Fluge hurtig schießen können.

30) **Gränzschützen**, werden an den benachbarten Gränzen gesetzet, daß sie daselbst das überziehende Wildpret pürschen.

31) **Holzförster**, werden an einigen Orten deswegen also genennet, weil sie hauptsächlich auf die Waldungen Achtung zu geben haben, daß darinn nichts entwendet werde. Ueber das verkaufte Holz müssen sie Rechnungen führen. Das Geld dafür einkaßiren, und ihrer Herrschaft überliefern.

32) **Rüdenknechte**, sind an eines großen Herren Hofe über die Hetzhunde und Saufinder bestellet, und müssen dafür sorgen, daß sie ihr ordentliches Futter bekommen und rein gehalten werden. Zur Jagd müssen sie die Hatzen eintheilen, und über dieses auch die Hundekuren gut verstehen, damit sie den Hunden, wenn ihnen etwas fehlet, auch wieder zurechte helfen können.

33) **Zeugknechte**, sind zu den Jagdzeugen bestellet, dieselben auf- und abzuladen, die Jagen und Einrichtung geschickt nachzustellen und zu befestigen.

34) **Fußknechte**, oder wie sie auch sonst genennet werden, **Unterläufer**, stehen unter den Ober- oder andern Förstern, und müssen die Waldungen fleißig durchgehen, daß daraus nichts entwendet werde. Wenn etwas ausserordentliches vorfällt, müssen sie solches sogleich ihrem vorgesetzten Förster oder Oberförster melden.

35) Jägerbursche, werden deswegen also genennet, weil sie nicht mehr in den Lehrjahren stehen; sondern entweder in Königliche oder Fürstliche Jägerhäuser genommen, oder sonst zu Ober- und Forstbedienten in Dienste kommen; exerciren sie sich nun fleißig, so werden sie auch zu wirklichen Jagd- und Forstbedienten befördert.

36) Jägerjunge ist, der noch in wirklichen Lehrjahren stehet. Dieser muß sich fleißig und unverdrossen im Weidwercke exerciren, seinem Herrn treulich aufwarten, die Hunde gut füttern, und Lust und Liebe darzu haben. Man hat aber auch bei Hofe besondere Hundejungen, die bloß die Hunde füttern müssen, und die doch auch nachdem bei einem tüchtigen Weidmanne die Jägerei lernen.

Es kommt also sehr abgeschmackt heraus, wenn sich der Pöbel unter einander zum Schimpfe, Hundejungen nennen, da doch mancher braver Jäger in der Welt ist, welcher diese Stelle in seiner Jugend hat vertreten müssen.

37) Heideläufer, oder Holzknechte. Hierzu kann man auch Leute gebrauchen, wenn sie gleich von der Jägerei nichts verstehen, und sonst nur ehrlich und treu sind. Sie müssen die Waldungen fleißig durchgehen, allen Schaden darinnen zu verhüten suchen, und wenn etwas vorfällt, solches dem ihnen vorgesetzten Förster treulich anzeigen. Mit den Rechnungen haben die Heideläufer gar nichts zu thun.

Das

Das drei und dreißigste Kapitel.

Vom Betrug im edlen Weidwerke.

Hier fällt die Frage vor: ob es wohl möglich sey, daß ein Betrug im Weidwerke vorgehen könne? Worauf ich billig mit Ja antworte: denn theils geschieht der Betrug vom Weidmanne, und andern, theils von der Herrschaft selbst.

I.

Die Ursachen, wodurch ein Weidmann seinen Herrn betrüget.

1. Ist das ein Betrug, wenn ein Jagd- oder Forstbedienter seinem Herrn mit Vorsatz Holz verschleppet, oder Wildpret schießet, und heimlich verhandelt; solches ist nicht nur ein Betrug, sondern auch ein sehr sündlicher Diebstahl.

2. Die Unwissenheit im Weidwerke, da mancher aufgeblasener und geputzter kommt, sich in Kleidung und Zeuge prächtig aufführet, ein gut Maulwerk zu raisonniren hat, als ob er Salomonis Weisheit besäße. Hierdurch wird ein Herr vielmals eingenommen, daß er ihm einen Dienst in Forst- und Jagdsachen anvertrauet. Wenn nun der gute Herr den Dienst angetreten, so weis er sich in keinem Stücke weder zu rathen, noch zu helfen; dann will der Galanteriebursche erst anfangen zu lernen, und zu seines Herrn Schaden klug werden. Hat er mit dem Holzwesen zu thun, so siehet er die Bäume an, und weis wohl nicht

zu distinguiren, ob es eine Kuh oder Haase ist. Soll er Wildpret pürschen, so hat er öfters keinen Begrif davon, wie er es anfangen soll; zumal wenn er bei einem Federschützen gewesen, da er bei demselben nur im Flug und Laufe, und nach der Scheibe zu schießen gelernet; welches aber bei dem Wildpretpürschen ein gar großer Unterschied ist. Ist er etwan nur beim großen Weidwerke gewesen, und hat beim kleinen kein Exercitium gehabt, so bestehet er, wenn er in seinen Revieren viel Rebhüner hat, wieder sehr schlecht, keinen Hünerhund weis er recht zu tractiren; und wenn er auch bei einem Federschützen sich im Lauf- und Flugschießen exercirt hätte, so hat er dennoch wohl nicht gelernet, ein Huhn mit dem Zeuge zu fangen. Er denkt, nur darauf losgeschossen, was fällt das fällt, das angeschossene fressen die Raben und Raubthiere auf. Mit dem Wildpretpürschen gehets auch wohl so zu. Ja ich glaube, daß mancher nicht einmal einen Schweißhund zu arbeiten und zu tractiren weis. Denn ich kenne ihrer selber sehr viele, die nicht einmal sagen können, was ein Schweißhund ist, oder was er thun soll. Schießet er nun ein Stück Wildpret an, und dasselbe stürzt nicht gleich, sucht er ein anders, und jenes fressen die Maden oder Raubthiere.

3) Kommt der Hochmuth und die Eigenliebe darzu; weil er in großen Gnaden und in gutem Ansehen stehet; so liebet er sich selbst, und der Hochmuth fährt ihm durch seinen ganzen Körper. Ist etwan ein guter Freund, der niedrigern Standes ist, oder ein alter kluger Holzhauer, von dem er Lehre annehmen könnte, das dünkt ihm schon wider seinen Respect zu seyn. Will ihm einer etwan

wan von Jagdsachen etwas beibringen, so weis ers nach seinen Redensarten schon besser; darüber schweiget freilich ein Verständiger zu einer andern Zeit stille. Ach! wir müssen noch immer mit Gedult lernen, wir mögen so alt seyn, als wir wollen, bis wir ins Grab gebracht worden, alsdenn haben wir ausgelernet.

4. Die Dummheit ist auch ein Betrug, wann einer keine reife Ueberlegung hat, und sich zu einer Sache fest resolviren kann; besonders muß er im Holzwesen seine Ueberlegung so zu gebrauchen wissen, daß er einsehe, worzu dieses oder jenes am besten zu putzen und zu versilbern sey. Ist er im Begrif zu pürschen, oder was zu fangen, so gehöret ebenfalls geschwinde Resolution dazu; denn es bleibet nicht jedes Wild so stehen, wie ein Ochse im Stalle, oder eine Gans auf dem Miste.

5. Durch die Saumseligkeit wird ein Betrug formiret, wann er die besten und guten Gelegenheiten in Forst- und Jagdsachen verabsäumet.

6. Die Faulheit ist auch ein solches Laster, denn mancher spricht: ich kann mirs commode machen; davor habe ich meine Leute. Ja! verlasse dich nur auf deine Leute allemal, diese haußen nach ihrem Gefallen, wie es ihnen beliebet. Wird aber einmal eine Revision oder Untersuchung angestellet, und man findet Schaden; so wird gefragt: wer hat es gethan? Und wo sollen wirs suchen? Muß nicht sein Herr den Schaden leiden? Ihm schadet es nicht. Wird er auch wohl gar darüber zur Rede gesetzt, so weis er sich mit großen Bücklingen zu entschuldigen, er könne dafür nicht, er hielte ja seine Leute beständig zur guten Aufsicht an. Es wäre aber besser, wenn er selbst fleißiger

darnach sähe: denn vor ihm werden die Leute, so unrecht thun, eher Furcht als vor seine Leute haben, es müssen auch diese mehrere Emsigkeit bezeigen, wann sie vor ihm nicht sicher seyn, und denken: jetzt kommt der Herr selbsten, der wird über unsere Unachtsamkeit eifern.

7) Durch die Schwelgerei, großes Schmausen und vielmaliges Tractiren muß seine Herrschaft betrogen werden. Denn gehet ein Forst und Jagdbedienter fleißig zum Schmause, und tractiret dagegen wieder öfters, wo bleibet das ihm anvertraute Revier? Diese Gelegenheit machen sich wohl gar manche böse Leute zu Nutze; schießen, kochen und braten, sehen auch wohl zu, daß sie etwas Holz verhandeln, damit sie Wein, Bier, oder Brandwein dafür anschaffen, und auch fett leben können.

8) Das Spielen ist dem Weidmann gar nichts nutze. Wie mancher sitzt Tag und Nacht bei dem Kartenspiele oder bei den Würfeln; er verlieret auch wohl gar sein Geld dabei, und sollten gleich Frau und Kinder darben müssen. Gewinnet er, so lassen die Verspieler nicht gerne nach, sondern er muß den andern Tag wieder daran, da sie ihm das Geld wieder abzugewinnen suchen.

Ich habe Beispiele gesehen, daß es wohl etliche Tage gedauret, ehe sie zu spielen nachgelassen haben. Wo bleibt da die edle Zeit zu seiner Aufsicht? Der Kopf ist des Morgens wegen des unnöthigen Nachtsitzens schwer. Was will er also Gutes verrichten können?

9) Mit der Unordnung wird eine Herrschaft auch betrogen, wann ein Weidmann sein nöthiges Gewehr nicht ordentlich, wie es seyn muß, unter-

terhält. Soll er nun etwas schießen und liefern, wie wird durch manchen schlechten Schuß nicht etwas angeschossen, das er nicht bekommt, und also verderben muß, daß der Herr auch nichts bekömmt. Und wenn er seine Zeuge, Fallen oder Eisen zu Fangung der Raubthiere, oder andern nöthigen Sachen, nicht in Ordnung und gutem Stande erhält, was kann er damit ausrichten? Die Raubthiere und Raubvögel nehmen überhand, ruiniren die Wildbahnen und Gehege: soll er nun endlich von andern Wild- oder Federwildpret einfangen, so bekommt er eines, das andere aber lauft oder fliehet davon. Es ist bei jetzigen Zeiten eine schlechte Sache, daß sich so wenige zum Fangen appliciren, sondern glauben, daß es schon genug sey, wenn es nur geschossen heisse.

2.

Die Ursachen, wodurch sich eine Herrschaft selbst betrüget.

1) Wenn sie solchen unwissenden Leuten Jagd- und Forstdienste anvertrauen. Zuweilen heist es: er hat eine gute Recommendation, er hat seinem Lehrprinz oder vorigen Herrn gut aufgewartet; er hat sich was versucht; er ist mit seinem Herrn auf Reisen und dergleichen gewesen. Das habe ich selber von einigen Weidleuten öfters gehöret, daß sie sich gerühmet, sie hätten sichs recht sauer auf Reisen werden lassen, sie wären weit und breit gewesen, und hätten auch vieles gesehen: aber haben sie denn auch vom Weidwerk etwas gelernet? Das ist erst die Frage. In der Welt herum reisen,

das gehet wohl an; ja mancher reiset gar vor sich selbst, und läuft in einem Jahre wohl in ganz Deutschland an allen Höfen und in allen großen Städten herum, und weis viel davon zu erzählen; er hält sich aber bei keiner Jägerei lange auf, sondern macht, daß er herum kommt. Was hat denn aber ein solcher vom Weidwerk begriffen? Ich kenne einige sehr wohl, die gar nichts in der Fremde gelernet haben. Manche Herrschaft gibt einem solchen wohlgereiseten bald Dienste; es zeigt sich aber manchmal, daß sie sehr schlecht mit ihm versorget ist.

2) Ist dieses eine wahre Ursache, warum die Herrschaften selbst schuld seyn: wenn sie etwan bei Hofe einen Jungen aufziehen, der schießen lernt, so ist er gleich ein Jäger. Gibt er nun einen solchen Burschen aus Gnad und Liebe einen Forst- und Jagddienst; so wird man bald inne, wie er mit Schaden seiner Herrschaft sehr wohl vorstehet. Oder sie setzen wohl gar Lequaien, Kutscher, Bauern und dergleichen in diese Forstdienste. Wo kann da, weil sie das Weidwerk nicht verstehen, etwas Gutes heraus kommen?

3) Ist es ganz natürlich, daß mancher dadurch, wenn er in seinem erlangten Forst- und Jagddienste wenig Besoldung bekömmt, auch öfters aus Noth auf die Gedanken geräth, daß er seiner Herrschaft das oder jenes entwendet. Bekommt ein solcher armer Jäger gar Familie; so ist es ausgemacht, daß alsdenn auch noch mehr zu seinem Unterhalte erfordert wird. Will ihm nun seine Herrschaft nichts an seinem Lohne zusetzen; so ist sie selber Schuld, wenn sie von einem solchen Menschen hintergangen wird. Denn er muß

doch

doch ein für allemal von seinem Dienste leben, weil er nichts anders gelernet hat; also kann es nicht anders kommen, als daß er sich zu ernähren sucht, wie er weis und kann.

4) Thut sich die Herrschaft selbst Schaden, wenn sie die Dienste sehr oft verändert, und wohl alle Jahre neue Jäger hat. Ist er nun der Reviere kaum kundig, und hat er etwan die Gränze und Reinsteine kennen lernen, so ist es schon wieder aus, er bekommt seine Dimißion, und muß fort. Wie kömmt es alsdenn nicht manchmal, daß durch so viele Veränderungen der Forstbedienten, Jagd- und Gränzposseße streitig werden, oder kriegen von dem Nachbar durch einiger Jahre Gebrauch, in ihren Revieren einen Posseß; oder sie setzen auch wohl über solche Reviere eine feige Memme, oder einen Einfältigen, der sich vom Nachbar einschläfern läßt; oder er verstehet es nicht, was zu Erhaltung eines Posseßes oder Gerechtigkeit gehöret.

Endlich kommt es wohl gar zum Streit, gegenseitige Parthie führet Zeugen auf, beschwöret es auch wohl, daß sich so und so weit ihre Gerechtigkeit erstrecke, und bei einigen Jahren in ruhiger Posseß gewesen wären. Hätte man nun noch alte Jagd- oder Forstbediente zum Gegenbeweiß haben können, so hätten solche den richtigen Grund zeigen und sie überführen können, ob sie einen rechtmäßigen oder unrechtmäßigen Posseß hatten.

Es geschiehet daher öfters, daß eine Herrschaft ihren Posseß und rechtmäßigen Besitz durch schwere Processe wieder erlangen muß. Hieraus kann man also sehen, was sich eine Herrschaft durch viele Veränderungen der Forstbedienten zu Schaden zuziehet.

Anhang.

Von der Fischerei.

Vorläufige Anmerkungen und Beobachtungen, was zu einer nützlichen Fischerei gehöre.

Bei dem Beschlusse dieser meiner neueröfneten Jägerpraktik, wird dem Weidwerksliebhabenden und geneigtem Leser nicht unangenehm seyn, daß ich von der Fischerei einige kurze Anmerkungen mit anführe; in Betrachtung, daß an vielen Fürstlichen uud andern Höfen die Aufsicht und Besorgung des Fischwesens denen Jagd- und Forstbedienten mit anvertrauet wird, wie es sich denn auch für selbige gar gut schicket, indem ja der Forst- und Jagdbediente ohnedem in seinem ihm anvertraueten Revier, an, bei, und über die Seen, Teiche, Weiher, Flüsse und Bäche, sowohl Tages, als Nachts, wenn er anders dasselbe wohl in Acht nimmt, wandeln muß.

Dieses gibt nun völlige Gelegenheit, daß sowohl der Dieberei zu steuern, als auch die nöthige Unterhalt- und Reparirung an den Wassern und Teichen von ihm füglich mit versehen werden kann; besonders erstern Falls. Denn weil der Jäger ordi-

dinair mit seinem geladenen Gewehr in seinem Bezirke sich sehen läßt; so werden auch die Fisch- und Krebsdiebe hierdurch in mehrere Furcht gesetzet, daß, wenn sie attrapiret werden, und sie die Flucht ergreiffen wollten, ihnen mit einem Schuß Hagel die Füsse zum Entlauffen leicht gehemmet werden können; oder, ist der Jäger zu Pferde, er dergleichen Mausekopfe leicht einzuholen, zur Haft und gebührender Strafe zu bringen, desto eher vermögend ist.

In einigen Ländern aber sind besonders der Fischerei halben ein Oberlandfischmeister, Fischmeister, Teichinspectores, Aufseher, Fischer- und Teichknechte gesetzet, welche die Besorgniß der Fischerei in Acht zu nehmen haben. Jedoch liegt einem jeden Forstbedienten nach seiner gethanen Pflicht ob, seines Herrn Schaden zu verhüten, und dessen Nutzen zu befördern, welches denn auch auf die Fischwasser und deren Nutzung zu ziehen ist. Also soll auch billig ein geschickter Weidmann vom Fischwesen, was sowohl zu dessen Erhaltung und Verbesserung als auch zu dessen Schaden gereichen kann, ein reifliches Einsehen haben.

Es ist also, wie oben gedacht, in den meisten Ländern die Fischerei dem Weidwerke mit einverleibet; wie denn das Werk in zwei Hauptgründen bestehet, als: 1) im Jagd- und 2) im Forstwesen. An einigen Orten aber wird die Jagd in drei Theile, als: 1) in das Jagen und Fangen der wilden Thiere, 2) den Vogelfang, und 3) die Fischerei, abgetheilet.

Es ist auch nicht ohne, daß der Fischfang mit zum Weidwerk gerechnet wird, in Erwägung, daß zum Fischfange gleichmäßige Behutsamkeit, List und Verschlagenheit, wie auch ein genugsames Nachsinnen und Fleiß erfordert wird, besonders aber ein verdrüßlicher, fauler oder commoder Fischer nicht viel ausrichtet; zumal wenn derselbe nicht ein gutes Nachsinnen mit einer verschlagenen Behutsamkeit besitzet, daß er die Jahreszeiten, Wind und Wetter, nebst den Tages- und Nachtstunden zu unterscheiden wisse, massen ja, da die Fische einer wilden und Menschen-scheuen Natur sind, dieselben mit ihren Crystallhellen Augen, was ihnen zuwider ist, sogleich erblicken, auch das Poltern und Rauschen, so auf dem Erdboden geschieht, gar bald vernehmen, und solchem zu entfliehen als ein Pfeil sich in verborgene Winkel und in die Tiefen retiriren. Daß also ein Fischfänger hierinn sonderliche Behutsamkeit und Nachdenken haben muß, wie und auf was Art ein glücklicher Fischfang anzustellen, ob er dieselben mit gelinder Vorbeugung berücken, oder durch Rauschen und Poltern ins Garn bringen, oder aber durch Ankörrungen in Reusen und Garnsäcke locken, auch wohl mit Angeln solcher habhaft werden könne.

Ferner muß er auch der Fische Eigenschaft und Natur erforschen, wo und wie sie ihr Lager und Stand haben, was ihnen angenehm ist, und wobei sie sich zu versammlen, oder wovor sie sich zu hüten pflegen. Mithin muß er auch der Wasser Unterscheid verstehen, wie auch den Grund und Boden wohl zu judiciren wissen,

damit er bei Besetzung der Teiche auch verschiedener Bäche und Fischhälter sich versichern kann, daß es dieser oder jener Art Fische ersprießlich sey, und zu ihrer Vermehrung und Wachsthum gereichen könne. Danächst muß er auch die Raubfische von andern zu unterscheiden wissen, desgleichen was für Sorten sich zusammen bei der Besetzung der Teiche schicken, ob es rathsam sey, unterschiedliche Arten Fische zusammen zu setzen, oder nicht, massen hierinn bei stillstehenden Wassern und Teichen die Conduite eines Fischverständigen vieles beitragen, und den Fischen in dergleichen Wassern ein vieles geholfen, aber auch durch Unwissenheit geschadet werden kann.

In grossen Strömen und Flüssen ist es wieder ein ganz anderes, dieweil in diesen ihre Vermehr- und Besaamung sich von selbst zeuget, deren etliche auch aus dem grossen Oceano, oder Weltmeere, ihre meiste Vermehrung zuzuschreiben, und ist in solchen Flüssen der menschliche Witz etwas zu deren Vermehrung beizutragen unvermögend, sondern bloß dahin zu richten, wie solche aufs füglichste zu fangen und zu haben sind. Weswegen auch ein geschickter Fischer einmal für allemal vollkommene Wissenschaft vom Stricken und Ausbüssung der Garne und Fertigung allerhand nöthiger Zeuge haben muß. Und wie ein Jäger zu Fangung der Thiere und Vögel vielerlei Netze und Garne braucht; also und nicht minder müssen auch zum Fischfange allerhand Garne und Zeuge nicht nur verfertiget, sondern auch im guten Stande erhalten werden.

Es gehöret also zu einem tüchtigen Subjecto, so der Fischerei wohl fürstehen könne, daß er sey ein fleißiger und unverdrossener Mann, daß er keinen Fleiß spare, und nicht so bald verdrossen werde, wenn er nicht allemal einen reichlichen Fischfang thut, sondern mit seinem Fleisse anhalte; so wird ihme doch, was in einem Tage, oder in einer Stunde nicht zu erlangen gewesen, wieder auf eine andere Zeit einkommen. Auch muß er von scharffem Nachsinnen seyn, daß er eine Sache wohl zu überlegen wisse, wie und auf was für Art seine Fischerei, wenn es auf diese Art nicht geglücket, wieder auf eine andere Art anzugreiffen ist, und muß er sich zugleich auf allerhand Methoden und Einrichtungen seiner Zeuge befleißigen, auch wie die Teiche beschaffen sind, und was sonst dazu gehöret, genau einzusehen, im Stande seyn, mithin nicht nur, wie ein Teich, Hälter und dergleichen, anzulegen, sondern auch deren Unterhaltung zu besorgen, und auch die Fische selbst zu wählen wissen, daß auch Nutzen daraus erfolge.

Er muß dabei auch von guter Dauer, und nicht zärtlich seyn, weder Dicke noch Dünne scheuen, massen ein Fischer auf trockenem Lande und reinlichen Boden nichts ausrichtet, und also weder Kälte noch Sturm, noch Nässe achten muß, indem bei hellem und warmen Sonnenscheine nicht sonderlich gut zu fischen ist, folglich derselbe die kühlen Nächte, Herbst-Winter- und Frühjahrs-Witterungen wohl vertragen können.

Vorsichtig und geschicklich muß er wissen, sowohl auf dem Wasser zu fahren, als auch zu handthieren, damit er nicht Schaden nehme, und gar ertrinke. Denn das Wasser hat keine Balken, woran man sich halten, oder darauf gehen kann. So muß er aber dennoch auch beherzt seyn, daß er sich nicht, so Tages als Nachts, vor denen etwan zuweilen aufsteigenden Wellen, oder der Tiefe des Wassers scheue.

Vom Teichbau, wie Dämme, Fluthrinnen, Grundzapfen, Ständer, Gerenne und Rechen, auch Wehre und Wasserbaue an Flüssen und Bächen anzulegen, zu verfestigen und zu erhälten seyn, muß er gute Wissenschaft und Erfahrungen haben, daß er solches gut anzugeben, die Fehler auch zu verbessern, und alles in richtigen Stand zu setzen und zu erhalten wisse; Anerwogen man nicht jederzeit und an allen Orten einen Teichbaumeister bei der Hand oder bei sich stehen hat, der die Fehler untersuchen, und selbige ändern und wieder in Stand setzen wird. So er es aber selbst verstehet und anzugeben weis, so kann er zuweilen mit wenigen Kosten etwas in dergleichen Wasserbau erhalten, daß nachmals, wenn ein Bruch oder Fehler überhand nimmt, solcher nicht nur grossen Schaden, sondern auch, denselben wieder in Stand zu setzen, viele Unkosten verursachet.

Er muß auch nicht schläfrig seyn; da vielfältig des Nachts gefischet werden muß darf er solches nicht achten, sondern dem Schlafe um seines Nutzens halber abbrechen. So auch Teiche oder Hälter abgelassen worden, muß er bei solchen sich wachsam befinden, damit er nicht un-

gebetene Gäste bekomme, die des Nachts die zu der Zeit mit wenigem Wasser bedeckten Fische heimlicher Weise heraus langen, so, daß wenn man des Morgens darauf verhoffet, einen reichen Fang zu thun, solche schon böse Leute weggeholet haben.

Nicht weniger ist auch die Wachsamkeit allzeit nöthig, auf daß die Hegewasser, Teiche und Hälter fleißig, des Nachts besonders, mit observiret werden, weil gemeiniglich die meisten Fischdiebereien des Nachts geschehen, da sie sich des Tages, um nicht attrapirt zu werden, nicht hintrauen.

Billig sollte er auch die Wasserwaage verstehen, damit er bei Anlegung neuer Teiche, Fischbehälter, Dämme und dergleichen, das Wasser abzuwägen wisse. Und überhaupt; so leichte als mancher das Fischwesen nur so obenhin ansiehet, so gehöret doch gewiß Geschicklichkeit darzu. Wenn aber zur Fischerei nur eine gute Einrichtung ist, so bringt sie auch Nutzen.

Wenn die Wasser und der Boden gut, und ein Teich nahrhaftig ist; so bringet selbiger mehr ein, als wenn dergleichen Platz nur mit Getreide besäet, oder zur Wiese gemacht wird. Jedoch ist alles in seiner Maaße zu gebrauchen. Denn es können nicht allein Fischwasser, Teiche, Seen und dergleichen seyn, oder, wenn wir weiter gehen wollen zu sagen, das eine Element, als das Wasser, ist nicht allein genugsam, die Menschen und auch andere Creaturen zu erhalten, sondern durch Gottes allweise Vorsehung sind auch die drei Elemente, als Erde, Feuer und Luft geschaffen, daß selbige mit ihrem unter einander würkenden

Tem-

Temperament alle Creaturen und Geschöpfe ernähren und erhalten. Also ist des Menschen Nahrung auch nicht allein Fische, sondern er hat auch die Früchte der Erden dabei nöthig.

Weitläuftig von den vier Elementen hier zu schreiben, ist mein Vorhaben nicht; sondern ich will bloß bei dem mir anfangs vorgesetzten Zwecke bleiben, und von dem Nutzen des Wassers, oder vielmehr von guter Einrichtung zur Fischerei, deren fernern Fortsetzung, und profitablen Nutzung, etwas weniges gedenken.

Da ich nun in meine Jägerpraktik zurück sehe; so erinnert mich solches, daß ich anfangs die Eigenschaft der wilden Thiere und Vögel, und nachmals die Einrichtung zu deren Vermehrung, und folgends derselben Fangung beschrieben habe. Also will ich auch hier bei der Fischerei in dergleichen Ordnung bleiben, und die Eigenschaft und Benennug der Fische, so viel mir davon bekannt ist, zuerst anführen. *)

Das

*) Wer noch vollständigern Unterricht in der gesammten Fischerei verlangt, der lese Hrn. Duhamels Werk von den Fischen, und Wagners vollkommenen Fischer nach, so unter den übrigen Subscriptions-Büchern bei Hrn. Thomas Edl. v. Trattnern herausgekommen ist. A. d. S.

Das erste Kapitel.

Von dem Hausen.

(Acipenser Huso *Linn.*)

Es ist dieser eigentlich ein Seefisch, welcher in den grossen Seen und Meeren häufig gefangen wird, als in der Ost- und Nordsee, dem Eis-weissen, schwarzen und Mittelländischen Meere, aus diesen aber dem süssen Strom oder Flüssen, den Wassern entgegen und herauf ziehet, da er denn hier in Deutschland, in dem Rhein, der Donau, Oder, Elbe und Weser oftmals gefangen wird.

Dieser Fisch ist unter den Fischen Deutschlandes der grösseste, immassen er über 20 Fuß lang, und bis auf 4 Zentner schwer wird. Er hat besonders auf dem Rücken dicke Schuppen, und am Leibe auch fleckweise, jedoch nicht überall, sondern einer rauhen Haut gleiche Flecken, einen grossen breiten Kopf und weiten Rachen, starke Floßfedern, nicht sonderlich starke Gräten. Dessen Fleisch ist süß und thranicht, wird daher zu keiner sonderlichen Delikatesse genossen. Jedennoch ist selbiger wegen der Nutzung der Hausblase, so bei den Materialisten und Apotheckern zu haben, und in den Pflastern und andern nothwendigen Dingen, wie auch zu gutem Leim, recht nützlich und wohl zu gebrauchen ist, nicht zu verachten. Die Hausblase wird aus dessen Haut, Gedärme, Magen, Floßfedern und Schwanze zubereitet. Seine Vermehrung ist nicht bekannt,

die-

dieweil solche in den grossen Meeren oder Seen geschieht. *)

Das zweite Kapitel.

Von dem Stöhr.

(Acipenser Sturio *Linn.*)

Dieser ist unter den Stromfischen Deutschlandes der Größe nach der andere, jedoch nur etwan halb so groß, als vorbeschriebener Hausen. **) Auf dem Rücken durch ist er mit harten Schuppen, als mit einem Panzer versehen, am Leibe und Bauche hat er keine Schuppen, sondern nur eine weiße Haut; wie denn der Bauch auch breitlicht, der Rücken aber etwas schmäler ist, sonst am Leibe ist er ziemlich lang, und wohl auf 10 bis 12 Fuß. Der Kopf ist auch lang an ihm, und vorne spitzig, mit einem engen runden Maule, woran er einen Bart, fast den Barmen gleich aussehend, hat. Die Schuppen auf dem Rücken sind dunkelgrau, die Floßfedern und der Bauch aber weiß.

Die-

*) Der Hause wie auch der folgende Stöhr gehöret im System der Naturgeschichte nach Line's Methode nicht unter die Fische, sondern unter die schwimmenden Amphibien. A. d. 5.

**) Der Stöhr ist eigentlich kein Strohm, sondern auch wie die vorige Art, ein Seefisch, der nur in die Flüsse aufsteiget. A. d. 5.

Dieser Fisch nähret sich von der Fettigkeit des Erdbodens und des Wassers. Er kommt aus der See im Frühjahr, auch wohl bei dem Lachse her, wie sie denn gleicherweise mit grossen Fischergarnen gefangen werden.

Das Fleisch von den mittelmäßigen Stöhren, die etwan auf vier bis fünf Fuß lang sind, ist delikat, fett, und angenehm zu verspeisen. Wenn aber derselben etwan zu viel gefangen werden, so werden solche eingesalzen, wie der Salzhecht. Weil auch seine Vermehrung, Schlag- oder Streichzeit in den grossen Meeren geschieht, so kann man hiervon nichts ausführliches wissen. *)

Das

*) In der Wolga und im schwarzen Meere befindet sich eine besondere Art, welche auf dem ganzen Körper mit beinharten sternförmigen Schildern geziert ist, und deswegen von Hrn. Pallas unter dem Namen acipenser stellatus beschrieben worden. Schon Geßner thut in seinem Fischbuche Meldung von ihm. Man hat ihn ein einziges Mahl in der Donau gefangen. A. d. S.

Das dritte Kapitel.

Von dem Welß.

(Silurus Glanis *Linn.*)

Ist vorbeschriebener Stöhr ein grosser See- und Stromfisch; so gibt dieser Welß demselben nichts nach, massen derselbige zu 4 bis 5 Ellen lang wird, einige auch wohl auf 2 Centner schwer werden. *) Dessen Gestalt ist gleich den Aalraupen oder Quappen, mit einem gar breiten Kopfe und grossen Rachen; daher er auch für einen Raubfisch gehalten wird. Er hat an den Seiten des Rachens einen Bart, fast wie die Barmen. Die Augen sind nach Proportion seines großen breiten Kopfs nicht allzu groß, und stehen starkhornige Augenbramen, die ziemlich erhaben, über dieselben heraus. Er ist zwar mit ziemlichen Floßfedern versehen, aber er hat keine Schuppen, sondern eine schleimichte braune Haut, mit etwas untermengten geblichten Flecken, am Bauche aber siehet er meist ganz gelbe aus.

Es ist ein recht fetter Fisch, am Geschmack süsse. Diese, so etwan bis auf 6 oder 8 Pfund schwer sind, sind delicat zu speisen; an denen gar grossen aber ist nicht viel, sondern ihr Fleisch ist grob und zähe, wie alt Rindfleisch. Es werden derselben in der Oder, Elbe, Weser, Rhein, Main, Neckar und Donau nicht wenig gefangen.

*) Man hat Welse von 300 Pfund gesehen. Er ist der gröste Fisch der süßen Wässer. A. d. S.

Ihre Strich- oder Laichzeit ist im Monat Mai und Junius, da sie denn in den Strömen gar stark streichen, und sich vermehren. Jedoch gehet der Laichstrom unter und in die Seen und Meere, kommt aber im Frühjahr, wenn die Wasser auflaufen, wieder aus der See und in den Strom an. Ob es nun wohl ein würklicher See- und Stromfisch ist; so erhält er sich und wächst doch auch in Teichen. Es müssen dieselben aber ziemlich groß, und mit durchlaufendem Bachwasser versehen seyn. Nicht minder müssen auch kleine Fische zu seiner Nahrung mit im Teiche seyn, sonst hat er kein ordentliches und gutes Wachsthum, alldieweil sich dieser Fisch vom Raube anderer Fische erhält. Sie werden mit großen Garnen gefangen, es muß aber auch behutsam damit umgegangen werden; dieweil sie eine ziemliche Force haben. Wenn sie gefangen sind, so legt man die große Welße an eine Kette, bis man sie verlanget zu verspeisen, alsdenn werden sie mit der Kette aus dem Wasser heraus gezogen, und mit einem Beil zerhauen.

Das

Das vierte Kapitel.

Von dem Lachse.

(Salmo Salar. *Linn.*)

Unter den Meer- oder Seefischen, so in die Flüsse und Ströme hinauf gehen, hält man den Lachs für den besten und delikatesten. Dennoch aber ist zu bemerken, wenn er in süsse Flußwasser kommt, so wird er erst recht angenehm und delikat. Man kann solches gar klärlich hieraus ermessen, wenn der Lachs, der in der Elbe heraufkommt, und bei Dessau aus der Elbe in die Mulde gehet, (weil derselbe Fluß eine halbe Stunde unter Dessau sich in die Elbe ergeußt); so ist mit Verwunderung hieran zu betrachten, daß derselbe Lachs, so nur erst den Muldenfluß erreichet gehabt, viel delikater am Geschmacke ist, als die, so in der Elbe, sowohl unterhalb des Muldeneinflusses, als auch oberhalb in der Elbe gefangen werden; deswegen auch daselbst gleich bei dem Residenzschlosse und an dem Wehrdamme der grossen Mühle ein besonderer Lachsfang angeleget ist, und in guter Ordnung unterhalten wird. Der Lachsfang ist also eingerichtet. Es ist über den ganzen Damm hinüber eine hölzerne Brücke, worüber man reiten und gehen, aber nicht fahren kann, mit einem zu beiden Seiten gemachten Gelender gebauet.

Unter zweien Jochen, wo das Wasser über den Damm und darunter weggehet, sind Gußbretter oder Fluthbetten gemacht. An solchen unten

quer vor sind etliche Pfähle und darauf liegende starke eichene Balken, die zwar etwas hoch über den Fluthbetten, jedoch in der Höhe dem Damme nicht gleich sind, und solche sind mit Rechen vermacht. Jedoch sind von aussen hinein von eichenen Rechstäben Einkehlen, auf die Art, wie an einer Reuse, doch nach Proportion ziemlich weit und groß.

Ferner sind im Vorrath viele abgeschälte Kiefern, guten Arms starke Stangen vorhero da, und diese so lang, daß, wenn selbige oben am Damme durch ins Wasser gesetzt werden, sie mit einem Ende oben an das Gelender der Brücke reichen.

So bald denn im Frühjahre der Muldenfluß vom Eise beginnet zu brechen und rein zu werden, so wird der ganze Damm mit diesen letzterwehnten Stangen also verwahret, daß eine Stange an die andere vor dem Damm und Gelender durchstehet; daß, so zu sagen, wenig Wasser durchgehet, nnd kein Fisch hinauf und durchgehen kann. Wo aber die Einkehlen zum Lachsfange sind, da fällt das Wasser rauschend über.

Wie nun der Lachse Naturel ist, daß sie in dem schnellen Wasser am liebsten hinauf gehen, auch kapabel sind, auf einem Wehre oder Damme hinauf zu springen; so wollen sie es allhier auch versuchen, und über die Fluthbetten hinauf gehen, schleichen also zu den Einkehlen hinein, müssen aber darinne verharren, bis man sie heraus holet. Wenn auch das Wasser etwas aufläuft, so gehen und springen sie wohl über die Pfähle und Balken weg, können aber oben über

dem

dem Damm wegen des Gestänges nicht weiter fort, und sind also gefangen.

So werden auch noch über dieses von der Mühle an auf dem Strohme hinunter etliche Parten Fischer gehalten, die mit grossen Garnen nach den Lachsen fischen, und Tag und Nacht auf ihren destinirten Oertern die anbefohlnen und gewissen Züge verrichten müssen.

Zum Behuf, daß die Lachse desto mehr aus der Elbe in die Mulde gehen, ist auch beim Einfluß derselben in die Elbe ein ziemlich langer Damm und Wehr daselbst gemachet, daß, wenn der Lachs in der Elbe an der Südseite hinauf gehet, er sodenn an das Wehr trift, folglich desto eher in die Mulde hinauf gehet.

Ob nun zwar gedachter massen bei Dessau mit dem Lachsfange und dessen Einrichtung die Mulde recht wohl vermachet, daß man sich nicht vorstellen sollte, daß ein einziger hinaufwärts mehr gefangen würde; dem ohngeachtet werden dennoch bei Jeßnitz und Bitterfeld, und ferner bei den übrigen Städten, so an der Mulde liegen, als Drüben, Eilenburg, Wurzen und Grimma, an den Mühlwehren Lachse gefangen, welche bei auflaufenden Wassern über die Mühldämme wegspringen, und sich weiter hinauf nach frischem Wasser machen wollen. Es ist also dieses eine besondere Eigenschaft an ihm, daß er im schnellesten Strome hinauf gehen, und fast Manns hoch aus dem Wasser heraus und hinauf springen kann, welches man an den Dämmen und Wehren oftmals mit Verwunderung wahrnimmt.

Es wird dieser Lachs, welcher in der Mulde gefangen ist, wie oben gedacht, um seiner Delika-

tesse wegen, viele Meilen weit an grosse und Fürstl. Höfe geschickt und abgeholet. Lebendig aber läßt er sich nicht fortschaffen; sondern es ist ein Fisch, welcher, so bald er aus dem Wasser kommt, todt gemacht werden muß, sonst stehet er ab.

Er läßt sich auch im Gefässe oder mit anderm Wasser nicht wohl weiter bringen. Daher sind an den Orten, wo er gefangen und eine Zeitlang aufbehalten werden soll, gleich in demselben Strome grosse Fischkasten oder Behälter gemacht, darinne, als in ihrem eigenen angenommenen Wasser, dauern sie, sonst aber nicht. Wenn er aber gleich abgestochen wird, so bald man ihn aus dem Wasser bringet, und packt ihn in Stroh ein; so kann er viele Meilen, ohne zu verderben, fortgeschaffet werden.

Und weil er denn im Frühjahre nicht so gar häufig anfangs gefangen, und zugleich für den delikatesten geachtet wird; so weis ich selbst, daß in Dessau ein jedes Pfund Lachs 2 Reichsthaler, zuweilen auch mehr gegolten hat. Wenn denn der Frühjahrs- und noch recht fette Lachs insgemein 9, 10, 11 bis 12 Pfund wieget, so hat denn vielmals ein solcher Fisch auf zwanzig und mehr Thaler gekostet.

Dergleichen Mahlzeiten sind für grosse Herren und reiche Leute, aber für einen gemeinen Bürgersmann, sind sie zu kostbar. Wenn aber nachgehends mehr und mehr Lachse gefangen werden; so nimmt der Preis auch ab, daß er auch hernach im Mai und Junius etwan für einen halben Thaler oder acht Groschen zu Kaufe ist. Alsdenn wird er aber auch wegen seiner Laich- und Streich-

zeit,

zeit, die zu der Zeit angehet, schlechter, und nimmt ab, daß man ihn nur Kupferlachs nennet; wie er denn auch alsdenn fernerhin in schlechtem Werthe und leichterm Preiße gegeben wird. Jedoch ist mir bewust, daß der Lachs, so in andern Wasserströhmen, als der Oder, Elbe, der Saale, dem Rhein, und der Weser gefangen wird, nicht so gar theuer zu kaufen ist; es sind aber jedennoch, besonders in der Weser, diese Fische auch gar delicat.

Ihre Vermehrung ist sehr stark, und geschiehet meistens währender Sommerszeit, da sie in den Wasserströmen sich befinden; gegen die Herbstmonate aber gehet der alte sowohl, als auch der junge Laich wieder in die Meere und Seen, und mästen sich daselbst wieder auf.

Von der Gestalt dieses angenehmen Fisches zu gedenken; so wird es ein ziemlich starker Fisch, da er wohl auf 18 und 20 Pfund schwer wird, der mehreste aber ist, wie vorher gedacht, in die 10 und 12 Pfund, ist ziemlich lang, und voller kleinen schönen Schuppen, die am Bauche hinunter recht silberfarbigt und glänzend aussehen, daß man ihn bey dunkler Nacht, wenn er gefangen wird, recht weißglänzend im Garne sehen kann. Auf dem Rücken aber sind die Schuppen etwas braunrother und dunkler. Auch ist er, gleich der Forelle, auf den Schuppen mit schwarzen Tüpflein versehen, hat einen eben nicht allzugroffen Kopf und mäßigen Mund, worinn kleine Zähne, wie bey den Raubfischen zu befinden; dahero er auch von einigen als ein Raubfisch der kleinen Fische mit gehalten wird. Jedoch ist auch seine Nahrung die Fettigkeit des Wassers und Erdbodens, wie oben berührter mas-

sen gezeiget, daß er seinen Geschmack durch Süßigkeit des Wassers leicht ändere.

Wenn er noch fett und gut ist, siehet man es bald an seinen Kiefern am Kopfe. Selbige sind alsdenn schön roth, desgleichen auch sein Fleisch roth aussiehet. So, wie er aber abnimmt, verlieret sich auch die schöne rothe Farbe mehr und mehr, und wird ganz weißlicht. Es wird der Lachs frisch aus Salze gesotten, und Weineßig darüber gegeben; es werden auch wohl besondere gute Brühen darzu gemacht. Nicht weniger wird er auch geräuchert, und also roh oder gebraten gespeiset.

Das fünfte Kapitel.

Von dem Raapen oder Rappen.

Dieser ist auch ein ziemlich grosser Fisch, welcher ebenfalls, wie der Lachs, im Frühjahr am meisten sich in den Ströhmen blicken läst, wiewohl er im Sommer und Herbst ebener massen auch gefangen wird. An seiner Grösse wird er fast dem Lachse gleich, und zu 10 und 12 Pfunden. Grössere Schuppen aber hat er, als dieser, auf die Art, wie der Karpfen ihre. Jedoch siehet dessen Farbe oben auf dem Rücken durch fast blaulicht. Sonst ist dessen Proportion fast wie dieser ihre, doch aber nicht so dickrücklicht.

Dieses Fisches Fleisch ist auch etwas weichlicher im Sieden, bald wie eine Karausche oder Bleyer, ist aber jedoch eines recht guten Geschmacks. Dessen Streich- und Laichzeit ist im May und Junio

nio. Seine Nahrung ist die Fettigkeit des Bodens und des Wassers. Und, wie oben berühret, wenn der Lachs ankommt, so ist dieser grosse Fisch auch zugleich am besten am Geschmacke, wie auch mit jenem zugleich zu fangen. *)

Das sechste Kapitel.

Von dem Seebarsch, oder auch Sander und Zander genannt.

(Perca Lucioperca *Linn.*)

Dieser Fisch gleichet nach seiner Proportion fast dem Hechte, jedoch etwas breiter wird er am Leibe, und sein Mund ist vorne heraus nicht gar so breit, als jenes seiner, er hat aber auch Zähne zum Rauben, wie er denn unter die Raubfische zu zählen ist. Mit seinen Schuppen aber ist er dem Hechte gar nicht gleich, massen dieselben grösser, scharf und rauh, gleich den Buntbärschen, und etwas mit schwarzbraunen Tüpflein bezeichnet sind, weshalben er auch wohl Seebarsch genennet werden mag; wie er denn auch in den grossen Landseen sich sonderlich gut hält. Ob gleich derselbe sonst auch ein würklicher Stromfisch ist, so schlägt und laicht er doch auch in Landseen, vermehret sich auch stark. Man kann auch den jungen Satz, so etwan ein oder zwey Jahr ist, bey den Karpfen in die Teiche mit setzen, wenn aber auch

von

*) Vielleicht ist dieses eine Spielart des vorigen. A. d. H.

von kleinen Fischen etwas mit darbey ist, wovon sie sich ernähren können.

Es ist ein recht wohlschmeckender Fisch, mit derbem weissen Fleische, und fast dem Hechte vorzuziehen. Das Wasser kann er auch nicht lange entrathen, wie der Hecht, jedoch stehet er fast nicht so geschwinde ab, als dieser. Er wird auch von einigen eingesaltzen und aufgehoben, ist aber frisch dennoch besser, und kann auf allerhand Art gesotten und zugerichtet werden. Er wird von vielen unter die appetitlichsten und gesundesten Fische gezählet. In der Niederlaußnitz und im Brandenburgischen findet man deren viele. Sie sind aber auch durch weitere Versetzung und fernere Fortbringung hin und wieder hier in Sachsen in grossen Teichen jetziger Zeit auch ziemlicher massen, obgleich nicht in allzugrossem Ueberflusse, zu finden.

Das siebente Kapitel.

Von dem Forellen.

(Salmo Fario *Linn.*)

Diese werden dem hier vorstehenden Seebarsch der Delicatesse wegen vorgezogen; die Gestalt aber ist fast jenem gleich, jedoch etwas schmalleibiger. Der Kopf, das Maul und die kleinen Zähne im Rachen sind einander ebenfalls ziemlich gleich, wie auch die Farbe oben auf dem Rücken schwärtzlich mit jenem ist; bey diesen aber ändert sie sich nach dem Bauche zu mehr ins Weisse, daß sie am Bauche schön weiß werden. Die Forelle ist auch

dar-

darinne sehr unterschieden, daß sie nicht dergleichen harte Schuppen, sondern nur eine den Schuppen gleichscheinende Haut hat, auf welcher man keine ordentlichen Schuppen erkennen kann. Sie hat auch schöne rothe Tüpflein, besonders an der Seite lang hin, fast wie die Neunaugen. Es sind derselben zweierley, als die Lachs- und die Steinforelle. Die erstere wird am Leibe und Gewichte gröſſer, hat auch gleich den Lachsen ein röthliches Fleisch, weshalben sie auch wohl **Lachsforellen** pflegen genennet zu werden; die letztere aber hat ein weisses Fleisch, welches jedoch bei beiden sich hart sieden, und auf die Art aus einander, gleich den Lachsen, blättern läſſet, und sind wenig und zarte Gräten in ihr zu befinden.

Ein sonderlich flüchtiger Raubfisch ist es, und will ein helles und hartes Wasser mit kiesichtem und steinigtem Boden haben. In matten und sumpfigten Wassern gedeien und dauern sie nicht, dahero sie in denen zwischen den Gebürgen laufenden Bächen, am besten sich fortzeugen, und gut bleiben. Dabei wollen sie auch hole Ufer oder Buschwerk an den Bächen haben, daß sie in die Wurzeln und Ufer ihre Retirade nehmen können, wiewohl man auch füglich Weyher und Teiche theils Orten darzu hat, und auch anlegen kann. Es muß aber der Boden kiesicht und steinigt seyn, und ein beständig frisch und hell laufendes Quell und Brunenwasser haben. Sonst hat man wahrgenommen, daß, wenn ihnen der Boden und das Wasser, wie hier gedacht, nicht anständig gewesen, sie darinnen abgestanden, und nicht fortgekommen sind. Desgleichen müssen sie auch zu ihrer Unterhaltung kleine Fische im Wasser mit haben, welches

ches ihnen desto zuträglicher ist, ob sie sich gleich auch mit von allerhand Wasserwürmern, Schnacken und Fliegen nähren.

Ihre Streich- und Laichzeit ist im Monat October, November und December, ins besondere in solchen kalten Wintermonaten, da man doch sonst statüiret, daß die Sonne die Fischlaich oder Eier vollends perfectioniret, und diese also in solcher kalten Zeit, und da die Sonne so niedrig ist, ihre Laichzeit hat, und also der Sonnen Würkung zu der Zeit gar wenig empfindet, zumalen, wie berührter massen angezeiget, da sie in gebürgischen Bächen und Wassern am besten stehen, und also zwischen den Bergen und in tiefen steinigten Thälern von dem Sonnenscheine wenig zu sehen bekommen. Also ist zu schliessen, daß, obgleich ihre Eier, als der Rogen vom Weiblein, und die Milch vom Männlein, zu der Zeit, als in den Wintermonaten, reif wird, und sie solchen abstreichen, solcher Laich durch das Salz- und mit Schwefel vermengte Brunnenwasser, in welchem sich, wie bekannt, im Sommer eine mäßige Kälte, und zur Winterszeit hingegen eine in sich haltende Wärme ereignet, und durch dessen innerliche Wärme vor der Verwesung erhalten wird, bis die Sonne beim Frühjahrs-Æquinoctio den Erdboden und die darauf lebende, schwebende und seyende Creaturen erneuert, und zu ihrem Wachsthum und Zeitigung das Ihrige beyträgt.

Die Eier oder Rogen sind gegen andern Fischrogen, als Karpfen und dergleichen, gar groß, fast wie eine Erbse, und vermehren sie sich ziemlicher massen stark. So schlagen oder laichen sie auch in Teichen, wenn der Boden und das Wasser,

ser, wie oben erwähnet, ihnen zuträglich ist. So gar gewüchsig, wie Karpfen, Hechte und dergleichen, sind sie eben nicht. Jedoch wo sie etliche Jahre Zeit zum Wachsen haben, so werden sie doch so groß, daß sie auf 4 bis 5 Pfund wiegen. Im ersten, andern und dritten Jahre setzen sie so sonderlich im Wuchse nicht fort. Aber wenn sie erst über eine gute Spanne lang werden, so gehet das Wachsthum desto mehr mit ihnen von statten, massen sie denn auch mehr Kräfte zum Rauben und zu ihrer Nahrung bekommen. Mithin ist es von denen hier in Deutschland befindlichen Fischen unter den werthgeschätzten gewiß einer, es wird auch nach Gelegenheit das Pfund zu 6 bis 8 Groschen, auch wohl mit einem halben Thaler bezahlt. Und wo sie auch gleich noch so wohl zu haben, so sind sie doch jederzeit in gutem Werthe, besonders in den Sommer- und Herbstmonaten. Wie denn auch diese besondere Anmerkung bey dieser Forelle mit ist, daß, da die mehresten Arten Fische im Herbste und zur Winterszeit am fettesten sind, diese hingegen es im Sommer, im Winter aber schlecht und mager sind. Es ist auch sonst ein weichlicher Fisch ausser dem Wasser, massen, wenn sie nur etliche Minuten ohne frisches Wasser ist, so stehet sie gleich ab.

Das

Das achte Kapitel.

Von der Asche.

(Salmo Thymallus *Linn.*

Alldieweil selbige fast die Gestalt, den Geschmack und die Natur der Forelle hat, so habe ich solche zugleich mit hieran fügen wollen. Doch hierinn unterscheidet sie sich um vieles, als: die Asche ist auf dem Rücken hinaus grau oder aschenfahl, und nach dem Bauche gelblicht, hat auch einen spitzigern Kopf, als jene, jedoch ein so wohlschmeckendes, derbes, und appetitliches Fleisch, und fast besser, inmassen der Aschen Fleisch, wegen ihres besondern Fettes, so sie gegen jener viel mehr bekommt, eines angenehmen und süssen Geschmacks ist, und also von einigen Liebhabern der Fischspeisen, der Forelle noch vorgezogen wird.

Auch ist sie wegen ihres fetten Fleisches rundleibig, und mit harten kleinen Schuppen versehen. Ihre Laichzeit ist auch im October und November gleich den Forellen, wie sie denn auch gleich dieser in kiesigten Sand ihre Eier hinein streichet. Sie muß auch zu ihrer Dauer und Fortkommen die schönsten frischen und harten Quellwasser haben, in sumpfigten Oertern kommt sie gar nicht fort. Hiernächst will sie auch schattige Bäume, deren Wurzeln zum Theil in das Wasser reichen, und hol gewachsen sind, haben. Und da es ein Raubfisch, so kommen ihr die in den Bächen sepende kleine Fischgen, als Elleritzen, Kaulköpfe, und der

gleis-

gleichen, sehr zu statten. Sie verzehret auch allerhand Gewürm im Wasser. Allzugroß erwächset sie eben nicht. Wenn sie bis auf zwei Pfund kommt, so ist sie schon groß genug. Sie ist auch auffer Wasser gar ein weichlicher Fisch, welcher gar bald abstehet. Sonst wird deren Fleisch für gar gesund gehalten, und besonders deren Fett zur Medizin, sonderlich vor die Felle auf den Augen, sehr nützlich gebraucht, daß, wenn das reine Aschenfett auf das Augenfell täglich mit einer Feder gestrichen wird, solches dasselbe verzehret, und das Auge ausheilet.

Das neunte Kapitel.

Von dem Hechte.

(Esox Lucius *Linn.*)

Nicht unbillig sehe ich diesen Raubfisch gleich mit in diese Reihe, allermassen selbiger den vorbeschriebenen drei Arten, als Seebarschen, Forellen und Aschen, des guten Geschmacks, und des schönen derben, doch dabei zarten Fleisches wegen, meist beikommet, in dem Rauben aber alle übertrift. Es zeiget solches sein etwas breiter Kopf, oder daran seyender noch breiterer Rachen, und noch mehr dessen darinn stehende starke und sehr spitzige Zähne genugsam an. Es sind auch in diesem Falle die andern Raubfische nicht so schlimm, daß sie ihres gleichen so sehr rauben und verschlucken mögen, als wie dieser Hecht. Anerwogen, daß die grossen fünf- und sechspfündigen Hechte

die kleinern, die zu zwei Pfunden schon sind, verschlucken können; dergleichen man öfters in der grossen Hechte ihrem Magen findet.

Wo sie auch, als gesetzt bei Ablassung der mit Karpfen besetzten Teiche, enge mit selbigen zu stehen kommen, so kann ein Hecht von 4 Pfunden einen Karpfen von 3 Pfunden ganz gut todt machen und verzehren. Wenn er denn einen Karpfen oder andern Fisch anpackt, so kriegt er selbigen beim Kopfe, kauet mit seinen scharfen Zähnen den Kopf entzwei, und schlucket allmählich den ganzen Fisch nach und nach hinein. Und ob er auch zu groß oder lang wäre, und im Leibe nicht so Platz hätte, so muß er doch hinein, und sollte auch der Schwanz dem Hechte aus dem Rachen eine Ecke heraus stecken bleiben, bis sie denn an dem eingeschluckten einige Verdauung finden, so muß das im Rachen steckende doch vollends noch hinein.

Wenn ein Paar pfündige Hechte in einen Teich kommen, so sind sie kapabel, 50 Schock Karpfen- oder Karauschenbrut in einem Jahre zu vertilgen. Derowegen wo Streichkarpfen, oder ein sömmericher Strich oder Sätzlinge im Teiche sind, da ist vornämlich dahin zu sehen, daß vorher der Teich von Hechten gänzlich rein sey, welches ferner hin an seinem Orte vorkommen wird.

Es kommen zuweilen diese ungebetene Gäste in Satzteiche wider Willen, und daß man fast nicht weis, wie solches geschieht, vielfältig von den wilden Enten, da sie den von Hechten abgestrichenen Rogen, oder die junge Brut einschlucken, und darauf gleich auf einen andern Teich fallen, daß solcher bald, ehe er zur Dauung gekommen, von ihnen gehet, und also daselbst zur

Zei-

Zeitigung und zu seinem Wuchse gelanget. Wie man denn vielfältig wahrnimmt, daß Hechte in Teiche kommen, da doch keiner hinein gesetzt worden, oder der Teich wohl gar vorhero trocken gelegen hat. Gemeiniglich aber findet man es in denen am meisten, wo die wilden Enten fleißig auffallen. Es können die wilden Enten auch des Hechtes Laich gar leicht haben, immassen selbiger, wenn er streichet oder schlagen will, auf die Fläche des Wassers hinaus gehet, sonderlich auch, wo Gras am Rande des Teiches oder Landsees ist.

Deren Streich- und Laichzeit gehet schon im Februar an, wenn anders der Winter nicht gar zu strenge ist. Ja man will dafür halten, wenn auch gleich im Februar die Wasser, jedoch mit hellem Eise ohne Schnee, zugefroren sind, so streiche der Hecht dennoch nach seiner eingepflanzten Natur, welches ich an seinen Ort gestellet seyn lasse. Sonst aber ist seine gewisse Streich- und Schlagzeit im März; er streichet aber auch im April und Mai wieder.

Es wächset derselbe bald; besonders aber kommt es auf seine Nahrung an. Wo er viele kleine Fische haben kann, kann er in drei bis vier Jahren etliche Pfund haben. Auch wird er mit der Zeit wohl zu 30 und mehr Pfund schwer. Wie man denn öfters in Flüssen oder Ströhmen und Landseen, die niemals abgelassen werden können, zu zwanzig- und dreißigpfündige Hechte fängt. Mithin ist es sowohl ein Strohm- als Teichfisch.

Kürzlich von seiner Gestalt und Eigenschaft noch etwas anzuführen; so wird er am Leibe nicht

allzu breit, jedoch mit einem feinen dicken Rücken, und ist mit feinen grauen und weiß gesprenkelten Schuppen versehen. Dessen Fleisch ist weis und ziemlich derb, und recht wohlschmeckend, worinnen nur wenig und dünne Gräten sind. Jedoch sind die kleinen Hechte, und bis sie auf anderthalb und zwei Pfund schwer werden, die besten; die grossen aber haben ein ziemlich hartes und zähes Fleisch, es kann aber durch gute Brühen und Gewürze schon verbessert werden, alldieweil dieser Fisch auf gar vielerlei Art zuzurichten ist. Auch ist der Hecht gut einzusalzen, und eine gute Zeitlang also zum Speisen zu erhalten. Und also ist er in Ansehung dessen, wie anfangs erwehnet, zwar ein schädlicher Raubfisch, jedoch aber auch ein recht nützlicher Fisch, sowohl zum Verspeisen, als auch in gewisser Masse in Teiche, wovon bei dem **Teichbesetzen** ein mehrers angezeiget werden soll.

Die Zähne vom Hechte sind sehr nützlich unter das Zahnpulver mit zu nehmen, desgleichen die Kiefen sammt den Zähnen gepülvert, und vor Seitenstechen einzunehmen, wie auch vor die gebährenden Weiber; denn sie reinigen die Mutter. Das Fett wird von den kleinen Kindern, die den Husten haben, nützlich gebrauchet, wenn es unter die Fußsohle gestrichen wird.

Das zehnte Kapitel.

Von dem Bärsch oder Barsch, und auch Stockbärsch genannt.

(Perca fluviatilis L.)

Es wird dieser auch mit Rechte unter die Raubfische gezählet, in Betracht, daß er sich auch meist von dem Raube anderer Fische ernähret. Jedoch kann er an den grossen Fischen nicht viel thun, weil dessen Rachen oder Maul so gar groß nicht ist, sondern er muß sich mit der kleinen Brut, Kaulbarschen, Ellritzen, jungen Krebsen und dergleichen, begnügen lassen. Er hat fast einen etwas spitzen Kopf, wie der Karpfe, ist kurz, aber ziemlich breit und dickleibig; dahero er so flüchtig zum Rauben nicht ist, als die schmalen und langen Raubfische. Auch wird er nicht so gar groß. Wenn ein Barsch bis zwei Pfund hat, so muß es schon ein recht guter Fisch seyn, viel schwerer wird er nicht.

Er ist mit harten und rauhen Schuppen versehen, fast wie der Seebarsch, auf dem Rücken siehet er zwar schwärzlicht, an den Seiten aber strichweise grau und röthlich, und wieder weiß. Derowegen dieser auch wohl der Buntbarsch genennet wird. Es ist zwar auch eine kleinere Sorte Buntbärsche, die just auch wie diese gestaltet ist, nur daß sie viel kleiner bleiben, und auch bunter aussehen; dennoch sind sie beiderseits für ein Geschlechte zu halten. Mitten auf dem Rücken hat er eine Reihe Stacheln, solche sind recht

hart und spizig, wie an einem Igel, welche ihn auch sehr gegen die Hechte beschützen. Denn man wird nicht in Teichen finden, wo gleich viel Hechte dabei stehen, daß die Buntbärsche sonderlich von ihnen dünne gemacht würden. Es ist sonst ein wohlschmekender Fisch, mit feinem harten weissen Fleische. Dessen Rogen und Milch ist auch zarte, und wohl zu geniessen.

Ihre Streich- und Laichzeit ist im Mai. Sie streichen auch, gleich den Hechten, theils im andern, gewiß aber im dritten Jahre schon, sie vermehren sich aber weit mehr als die letztern, massen drei bis vier Weiblein einen ziemlich grossen Weiher in einem Jahre mit Brut anfüllen. Dennoch aber streichen sie nicht in steinichten und leimichten oder kalten Teichen leichtlich oder viel, desto mehr aber in warmen Weihern und Teichen, die etwas sandigen Boden mit haben, und sind auch, wo sie eingewurzelt, fast nicht wieder zu tilgen. Allwo auch Bäche in die Teiche flessen, da gehen sie bei auflaufenden Regenwasser häufig in den Bächen hinaus, und suchen frisch und reines Wasser; wie sie denn das dicke und schlammige Wasser nicht wohl vertragen können, und leicht darinnen abstehen.

Das eilfte Kapitel.

Von den Gösen oder Jäsen, auch theils Orten Alender benennet.

(Cyprinus Jeses L.)

Es ist dieses ein Stromfisch. In der Gestalt kommt er dem Karpfen sehr gleich, hat auch dergleichen grosse Schuppen. Jedoch ist er in der Farbe hierinn unterschieden, massen der Göse am Kopfe und auf dem Rücken, auch auf den Seiten etwas herunter blaulicht siehet, nach dem Bauche zu hat er eine Silberfarbe, und glänzet fast schöne. Die Kiefern und Floßfedern aber sind gelbröthlicht, daher er auch recht gut aussiehet. Sonst aber, wie oben gedacht, gleichet er dem Karpfen sehr, und wird auch so gros, als ein dreipfündiger Karpfe. Zwar sogar breit und dicke, als ein grosser Karpfe, wird er nicht, ist aber so delicat, als dieser, und wird auch demselben von einigen noch vorgezogen. Dessen Fleisch wird im Sieden ganz gelbröthlicht, fast wie Lachsart.

Ihre Strich- und Laichzeit ist im Mai, da sie auch am fettesten zu der Zeit sind, und der beste Fang geschiehet. Besonders wenn die Stromwasser vollufrig werden, und auch theils Orten übergehen, so fängt man sie recht gut mit den Wathen, auch in den Abfällen in Garnsäcken. Einige verspäten sich auch auf denen am Flusse liegenden Wiesen; da sie denn recht wohl zu fangen sind. Ein Raubfisch ist es nicht, sondern nähret sich von der Fettigkeit des Wassers.

Das zwölfte Kapitel.

Von dem Karpfen.

(Cyprinus Carpio L.)

Es ist dieser ein gar bekannter Fisch, massen er in allerhand Wässern zu finden. Es gibt derselben in Seen, Strömen, oder Flüssen und Teichen, und gedeiet er überall wohl, wo er nur einen fetten oder faulen und schlammigen Boden und weiches Wasser findet; in harten Quellwassern aber taugt er nicht, weil er sich nicht vom Raube anderer oder kleiner Fische, die in den kleinen Bächen und Quellwassern sind, nähret, ihm auch der griesigte Boden nicht täuglich ist, sondern er sich von der Fettigkeit des Wassers und dem schlammigen faulen Boden, besonders wenn solcher theils leimig ist, erhält, und daselbst die Kraft heraus sauget, welches auch sein Maul zeiget, das fast rund, und als ob es eingefasset wäre, aussiehet. Wenn man ihm auch Brod oder einen Finger ins Maul steckt, so sauget er feste daran.

Es ist ein dickfleischiger und ziemlich breitrunder Fisch, nach der Mitten zu ist er am breitesten, der Kopf und Schwantz ist schon schmäler, siehet sonst insgemein auf dem Rücken schwarzgrau, an den Seiten etwas gelblicht, und am Bauche weiß. Jedoch findet sich ebener massen die Farbe nach der Gelegenheit, wo sie zum Wachsen stehen, unterschieden. Immassen wo selbige in Holzteichen oder Weihern stehen, da es sehr schattig, und der Boden leimig und morastig ist, so werden sie fast dun-

kel-

kelbraun; wo sie aber in freien oder Feldteichen stehen, sind sie viel hellfarbiger und gelber, welches leztere auch für ein Zeichen ihrer Fettigkeit gehalten wird, wenn sie fein gelb und weißlicht, doch nicht blaß aussehen. Auch hat er am Rücken uud an den Seiten große Schuppen, am Bauche aber kleinere; wie denn derselbe hierinn in zweierlei Art unterschieden ist, daß die eine Art Schley- die andere aber **Spiegelkarpfen** genennet werden, und diese daher, dieweil sie auf den Seiten besonders grössere Schuppen haben, die auch so besonders schön gesezt stehen, und fast spiegelicht aussehen. So hält man auch aus der Erfahrung dafür, daß diese fetter, als die Schleienkarpfen, werden.

Die **Stromkarpfen** hält man sonst für die delicatesten, und hier zu Lande besonders die, so in der Saale, Mulde und schwarzen Elster gefangen werden. Ueberdem wenn sie in guten nahrhaften Teichen, die ein rein durchflieſſendes Bächlein haben, und an den Feldern und Viehtriften, besonders wo viel Schaafe beiher ziehen, stehen, daß bei Regenwettern die Fettigkeit vom Felde und von den Viehtriften mit hinein fließet, so werden sie gewiß auch vollkommen gut am Geschmacke. In den rothsumpfigten und faulmorastigen Weihern und Teichen aber überkommen sie auch dergleichen faulen Geschmack. Und wie oben von der Veränderung der Farbe erwehnet worden; so ist es auch mit dem innerlichen Geschmacke, daß sie nach dem Boden, wo sie stehen, solchen annehmen. Wenn aber solche, die so einen moderigen Geschmack angenommen haben, wieder ein Jahr im reinen und wohlschmeckenden Wasser stehen, so

verlieret sich der Geschmack wieder. Also ist es auch beschaffen, wenn man rein und wohlschmeckende Karpfen in moderiges Wasser einsetzt, so verlieren sie ihren guten Geschmack auch, und werden moderschmeckend. Dennoch aber im Sieden kann ihnen dieser Geschmack benommen werden. Wenn man etwas Kohlen darbei mit hinein wirft, und mit siedet, so vergehet solcher moderiger Geschmack. Mithin ist es ein guter gesunder und wohlschmeckender Fisch. Er hat wohl einigermassen weich Fleisch; wenn er aber im Sieden wohl in Acht genommen wird, so wird es doch ziemlich derb. Es siehet schön weiß, außer am Schwantze siehet es etwas fahlicht und schwarz. Auch sind die Karpfen aus guten Teichen, den Seekarpfen am Geschmacke vorzuziehen, ausser die, so in dem salzigen See in der Grafschaft Mansfeld bei Seeburg gefangen werden; selbige werden auch den Stromkarpfen wo nicht vorgezogen, doch gleich geachtet. *)

Mit wenigem von der Beschaffenheit der gedachten Seen bei Seeburg hierbei etwas einzurüken; so liegen in dasiger Gegend zwei Seen, die nur mit etwas Berg oder festem Lande von einander unterschieden sind. In dem einen ist das Wasser süssen, und in dem andern salzigen Geschmacks. In dem letztern sind die Fische, besonders die Karpfen, wie bereits angeführet, von einem sehr delicaten und appetitlichen Geschmacke. In dem erstern aber sind sie gar schlecht, und gegen jenen nicht von sonderlichem Geschmacke. Von dem salzigen

*) Die besten und größten Karpfen, so in Wien verspeiset werden, kommen in großer Menge aus Böhmen. A. d. H.

zigen Geschmacke, so mehrberührtes Seewasser hat, wird gemuthmaßet, daß es von einem unterirdischen Sohladergange entstünde, so sich von dem bei Halle und an der Saale liegenden Salzbrunnen und Werke dahin ausdehne, massen selbige nur zwei Meilen von oftbesagtem See befindlich sind.

Um aber wieder auf unsern Karpfen zu kommen; so gibt es ausser den ordinairen Karpfen noch eine Art, die von einigen Giebel- von andern aber **Karauschkarpfen**, oder auch **Zwitter** benennet werden. Der Schluß wird hiervon gemacht, daß es eine Vermischung von Karauschen und Karpfen sey, welche man besonders unter den Karpfen findet. Wenn sie noch als Brut oder kleine Sätzlinge sind, wird man es beim Aussetzen wenig gewahr. Wenn sie aber unter einander zwei oder drei Sommer gestanden, alsdenn zeigen sie sich ganz besonders, dieweil diese Karauschkarpfen die Grösse und das Wachsthum, wie die reinen Karpfen, nicht bekommen, sondern sie sind kürzer, auch nicht so dickleibig, sondern breit- und schmalrückiger, indem sie einen kurzen Kopf und kleinere Schuppen haben. Daher man auch dergleichen unter dem Karpfensatze wissentlich nicht gern mit aussetzt, anerwogen selbige auch so einen guten Geschmack und auch den Nutzen nicht haben.

Des Karpfen Streich- und Laichzeit ist im Monat Mai und Juni. Einige sind der Meinung, daß sie im April auch schon, und also dreimal streichen, welches ich an seinen Ort gestellet seyn lasse. So viel ich befunden, so habe ich im Herbste in den Streichteichen nur zweierlei Brut oder

Strich

Strich ihrer Größe und dem Wachsthume nach angemerket, von deren Eigenschaft und Nutzen ich hernachmals bei den Teichesnutzungen noch ein mehreres anführen werde.

Hier aber nur noch von dessen Natur etwas zu gedenken, so ist es zwar ein sehr dauerhafter Fisch, der außer dem Wasser so geschwinde nicht abstehet; und wenn er auch fast einen ganzen Tag nur pur auf dem Schlamme lieget, so erhält er sich. Wenn man ihn auch in ein nasses Tuch oder Gras bindet, und ihm ein Bißchen Brod, so vorher in Brandwein getauchet worden, ins Maul stecket, kann er etliche Meilen weit getragen, und also lebendig erhalten werden.

Jedoch ist er im Wasser oftmals ein schwacher und siecher Fisch, stehet in Teichen bei harten und anhaltenden Wintern, wenn er nicht frisch Wasser und Luft genung hat, gar leichtlich ab. Ueberdem bekommen sie auch zuweilen die Pocken. Diese sitzen als Hübelchen auf dem Kopfe, dem Rücken, an den Seiten und am Schwantze; sie sehen weiß und röthlich, sind erst auf den Schuppen und der Haut über dem Kopfe. Wenn sie aber mehr überhand nehmen, so fressen diese Hübelchen weiter um sich, die Schuppen gehen davon los, und der Fisch stirbt ab; dergleichen Seuche bekommen sie meistens den Winter über. Wenn man es aber bald gewahr wird, so ist ihnen zu helfen. Wenn man selbige alsbald ausfischet, und in einen reinen Teich oder Weiher setzet, da sie auch zugleich gute Nahrung haben, so curiren und heilen sie sich in einem Sommer so schön aus, daß man des Herbstes darauf nicht das mindeste mehr an ihnen vermerket. Dieses geschieht aber mehren:

renthells an jungen Karpfen; an dessen 4, 5, 6 und mehrjährigen nicht leichte.

Sonst wird aber der Karpfen unter den Teichfischen der Größe nach am wichtigsten uud schwersten, allermassen derselbe auf 16 bis 18 Pfund, und zuweilen noch stärcker wird. Dennoch aber sind die gar großen und alten Karpfen so appetitlich zu speisen nicht so gut, als einer von 3, 4 bis 5 Pfunden, in Betracht, daß jener ihr Fleisch grob und zähe ist. Desgleichen sind die gar jungen, als Brut oder einsömmerige Sätzlinge, auch nicht sonderlich zum Speisen.

In den Kinnbacken wird ein dreieckigt Gewächs, als wie die beinernen Gewächse an den Fischen sind, gefunden, welches man den Karpfenstein zu nennen pflegt. Selbiger wird sonderlich gut gehalten vor die Colic und das Reissen im Leibe, desgleichen vor die Epilepsie, löschet auch den Durst, so man ihn unter die Zunge nimmt. *)

Auch ist die Galle des Karpfens vortreflich gut vor die Rose, es sey die weiße oder rothe Rose, sie sey auch gleich am Kopfe und Gesichte, oder an einem andern Gliede des Leibes. Man nimmt von einem Karpfen, so er gerissen wird, die Galle, bindet selbige oben an deren Schlunde mit einem Faden zu, daß sie nicht auslaufen kann, und hängt selbige an einen Schornstein, allwo der Rauch nicht allzu hitzig, sondern nur gemächlich daran gehet, alsdenn verwahret man selbige zum Gebrauch. Wenn sich nun die Rose bei dem Menschen äuffert, so nehme man diese Karpfengalle,

und

*) Letzteres mag wohl eine Einbildung seyn. A. d. S.

und werfe sie aufs Kohlfeuer, und lasse hievon den Rauch an das Glied gehen, wo die Rose ist, überhänge solches aber mit einem Tuche, daß der Rauch desto besser sich zusammen an diesem leidenden Theile halten muß; es ist oftmals bewährt befunden worden.

Es wird auch die Galle bei hitzigen Fiebern nützlich eingenommen, sie widerstehet der Hitze sehr, vertreibet auch das Fieber. So streichen einige auch mit Nutzen die frische Galle auf die blöden Augen, jedoch wenn selbige röthlich und voller Hitze scheinen, sie thut hierinn guten Effect, benimmt die Hize, und zugleich dasjenige weg, so die Dunkelheit der Augen verursachet. Uebrigens ist dieser Fisch der nutzbarste für einen Hauswirth, wenn derselbe Gelegenheit einen Teich zu machen, und zu erhalten hat, massen ein Acker Teich, so für Fische nahrhaft ist, ein ziemlich mehrers an Profit einbringet, als ein Acker Getreide, welches ich unten bei Verfertigung der Teiche mit mehrerm abhandeln werde.

Das dreizehnte Kapitel.

Von der Karausche.

(Cyprinus Carassius L.)

Dieweil diese fast ein Geschlecht des Karpfens ist, und sich leichtlich mit selbigem vermischet, wie bereits beim Karpfen angeführet; so habe ich solche billig demselben zunächst an die Seite setzen wollen. Es ist auch diese nach ihrer Gestalt

stalt fast dem Karpfen gleich, nur etwas breitlichter, und hochrückiger, auch mit einem etwas kürzern Kopfe. Die jungen Karauschen sehen etwas bleicher, als die Karpfen; diese aber, sobald ein Pfund wiegen, sehen noch rothgelber, als wie jene. An den Schuppen sind sie nach Proportion der Grösse zwar kleiner, jedoch dem jungen Karpfen ganz gleich, daß auch, wenn solche zwischen den kleinen Karpfensätzlingen stehen, selbige ihnen sehr gleich sehen, und wenn man sie nicht unter dem Karpfensatze leiden will, man gar genau zusehen muß, wenn man sie unterscheiden will, indem man sonst gar leicht die jungen Karauschen für Karpfensatz ansiehet. Mithin sind sie nach der ganzen Proportion des Karpfens ebenfalls mit Schuppen- und Floßfedern, als diese, versehen.

Deren Fleisch ist etwas weichlich und zärter, dabei auch recht wohlschmeckend, wiewohl mit ziemlich vielen Gräten versehen. Wer daher nicht Gedult beim Fischessen haben, und die Gräten aussuchen mag, derselbe ästimiret die Karauschen zu speisen nicht sonderlich; von einigen aber werden sie als ein delicater Fisch gehalten.

Ihre Leich- und Streichzeit ist im April und Mai. Sie vermehren sich gar starck. Wenn sie auch nur zwei Jahr alt sind, so streichen sie schon, welches der Karpfe so jung nicht thut. Doch sind sie in ihrem Wachsthume nicht so starck, und wenn sie gleich etliche Jahr in einem Teiche gestanden, so werden sie über anderthalb oder zwei Pfund nicht starck.

Ihre Nahrung ist, nebst der Fettigkeit des Wassers, Schlamm. Wo sie leimigtem Boden haben, daselbst gedeien sie recht gut. Zu Win-

ters-

terszeiten können sie in den Teichen mehr ausstehen, wie der Karpfe, wenn sie nur rein Wasser haben; aber ausser ihrem einmal gewohnten Wasser dauern sie, wie die meisten Fische, nicht lange. Wenn ihr das Wasser entgehet, so stehet sie auch bald ab. Wenn sie aber dünnen Schlamm haben kann, erhält sie sich dennoch eine Weile.

Besonders ist es ein Teichfisch, woselbst er in weichen Wassern am besten gedeiet, und pfleget man ihn gerne bei Hechten und Bärschen mit zu setzen, welche von ihrer vielen Brut oder Laich sich recht gut ernähren. Ueberdem so ist es ein Karpfengeschlechte, dieweil sie sich auch, wie vorhero schon gedacht, mit selbigen vermischen. Man mag halbwege einen Timpel haben, so kann man Karauschen hinein setzen, und wenn der Boden nur etwas schlammig ist, so wachsen sie nach ihrer Gestalt gut, und werden auch fett, daß auch eine pfündige Karausche, wenn sie fett ist, fast so einen dicken Rücken bekommt, als ein mäßiger Karpfe. Im Verkaufe werden sie auch an den meisten Orten den Karpfen und Bärschen gleich theuer bezahlt.

Das

Das vierzehnte Kapitel.

Von den Giebeln. *)

Es ist dieser Fisch eine Art der Karauschen, oder als eine Zwergart der Karpfen. Mit der Proportion ihres Gewächses gleichen sie der Karausche sehr, der Kopf ist zwar bald dicker, als an dieser, sonst aber auch so breitlicht, doch etwas dickrückiger, und mit solchen Schuppen, dennoch aber ist ihre Farbe gelber. Es ist so wenig, als die Karpfen und Karauschen, ein Raubfisch, sondern sie ernähren sich im Schlamm, mooßigten, noch besser am lettigten Boden. Man mag sie in Teiche, stehende Timpel, Mist- und schlechte Wasserlöcher setzen, wie man will, so erhalten sie sich, ersticken auch nicht leichte zur Winterszeit unter dem Eise. Es ist dahero dieses einem Hauswirthe ein nützlicher Fisch. Wenn er keine grosse Teiche oder Wasser, und bloß nur mäßige Wasserlöcher hat, so kann er diese Fische gar leicht darinn erhalten und erzeugen. Wenn sie in Viehtränken gesetzt werden können, daselbst gedeien sie recht gut, und werden fett, auch recht angenehmen Geschmacks, und werden nicht so leicht Moderschmekicht, als zuweilen die Karpfen oder Karauschen; weswegen sie auch von vielen der Karausche vorgezogen werden.

Ihre

*) Dieser Provinzialname ist uns nicht bekannt, können also auch diesen Fisch nicht nach Linna bestimmen. A. d. S.

Ihre Strich- und Laichzeit ist im April und Mai, und mehren sie sich starck, werden aber nicht sonderlich groß. Wenn sie auf ein Viertel- bis höchstens ein halb Pfund werden, so heißen diese schon groß. Hiervon ist wohl die Ursache mit, dieweil sie so zeitig, und schon im andern Jahre streichen; und folglich, da ihre Vermehrung so viel gleich unter einander ist, so können sie sich auch nicht in der Grösse sehr erstrecken. Man setzet sie eben nicht sonderlich mit in Teiche, sondern nur in kleine Weiher, Timpel und Lachen.

Das fünfzehnte Kapitel.

Von der Barme, oder auch Barbe genannt.

(Cyprinus Barbus *Linn.*)

Der Name Barbe wird leicht daher dereviret, massen selbige zwei lange als wie feste Hautzipfel, sowohl an der obern, als auch zwei an der untern Lippe hat, die gleich einem Barte aussehen. Sie ist an Gestalt ein dicker und schuppiger Fisch, welcher auf drei bis vier Pfund schwer wird. Sie hat einen kleinen und spitzigen Kopf, und ist fast so schuppig als ein Karpfe. Auf dem Rücken siehet sie dunkelbraun, an den Seiten aber fällt ihre Farbe etwas gelblich, und am Bauch weiß. Die Floßfedern sind dem Karpfen gleich, und auch der Schwantz gespalten. Sie wird von einigen für einen Raubfisch gehalten, dieweil man in ihnen kleine Fische gefunden. Jedoch hat sie keine Zähne, nähret sich von fetten Boden, Grase und

Kräu-

Kräutern, Würmen, Wasserschnacken und Fliegen, wodurch sie auch zur Sommerszeit mit der Angel vielfältig gefangen wird.

Man hat die Barmen zwar auch mit in Teichen; dennoch aber ist es mehr ein Stromfisch, und wächst besser darinn, dieweil sie nicht nur ein frisch Wasser liebet, sondern sich auch gerne in Tiefen und unter hohlen Ufern, auch zwischen den Steinen aufhält, da sie auch meist ihre Retirade im Winter haben; es ist zwar ein ziemlich grätiger Fisch, jedoch guten Geschmacks, und hat schön weiß Fleisch.

Von ihrer Laichzeit werden unterschiedene Meinungen gegeben. Einige wollen, sie streiche nur dreimal, als das dritte, vierte und fünfte Jahr, und bliebe fernerhin unfruchtbar. Andere aber wollen, sie streiche gleich andern alten Fischen auch alle Jahre fort; welches nun mehrere Untersuchung erfodert, dieweil solche um des Streichens willen in Teiche nicht eingesetzet werden; sondern wenn man solche in Teichen zu wachsen einsetzt, so fänget man selbige in Flüssen. In diesen aber ist nicht vollkommen zu entscheiden, wie lange und ofte sie laichen.

Ihre Streich- und Laichzeit ist im März und April, da sie jedoch nach der Laichzeit sich bald wieder erholen, und im Juni, Juli und Augusti ziemlich fett und wohlschmeckend werden. Im Herbste aber ist nichts daran, und bekommen sie inwendig solche Zwirnstriche, wie die Krebse.

Es hat auch diese Barme unter allen Fischen eine besondere Eigenschaft, allermassen selbige im Mai, und also nach ihrer Laichzeit, einen Auswurf vom Geblüte hat, als ob sich die Natur von

ihrem Laichen reinigen wolle, welches auch also öfters wahr befunden worden; dahero selbige auch zu der Zeit zum Speisen gar wenig äſtimiret werden. Auch ist zu solcher Zeit ihr Fleisch weichlich, und nicht, wie sonst, gutschmeckend. Es wird auch derselben zugeschrieben, daß besonders in ihrem Fleische eine innerliche vermischte Vielheit des Geblüts sich befinde, massen die Egeln oder Blutigel sich an sie machten, und ansaugten, welche sie denn an den Steinen und tiefen kiesichten Gründen abzustreichen suche. Sie pflegt auch ihren Laich an den Steinen abzustreichen, und ist also ein ordinairer Stromfisch, zwar nicht in kleinen Bächen, sondern in den grossen Flüssen, als der Elbe, oder Saale, Weser, Main, Rhein, Neckar, und dergleichen, vielfältig zu finden; wovon die Fischer auch an solchen Strömen mit dessen Fangung vielen Profit machen.

Das sechzehnte Kapitel.

Von dem Brassen oder Braxen.

(Cyprinus Brama *Linn.*)

Dieser grosse Weißfisch, wofür er insgemein, als ein Seeweißfisch, gehalten wird, ist auch ein Stromfisch; jedoch werden solche auch in grossen Landseen gefunden. Er wird ziemlich groß, auf eine Elle lang, und ist gestaltet wie die Weißfische, an Farbe weiß, sonst am Leibe breit, doch aber der Rücken dicke, und an der Seite herunter dünne, wie ein Weißfisch, hat auch ziemlich gros-

se

le Schuppen, der Kopf ist nach Gestalt des Leibes nicht gar groß. Es ist kein Raubfisch, sondern er ernähret sich von der Fettigkeit des Wassers und Bodens. Seine Streich- und Laichzeit ist, wie der mehresten Fische, im März und April Die mittelmäßig grossen werden für die besten gehalten. Besonders aber ist er fetter und besser im Winter, als im Sommer. Er wird in der Elbe und Oder, auch in den Brandenburgischen, Mecklenburgischen und dergleichen Niederländischen Landseen vielfältig gefangen. Besonders ist er in der Pleisse zu finden. Bisweilen bekommt man sie zu zwanzig Pfund.

Das siebenzehnte Kapitel.

Von dem Aletfische.

Es wird derselbe in grossen Seen, als im Brandenburgischen, Baiertischen, Mähren, und dergleichen, am meisten gefunden, wiewohl solche auch in grossen Teichen, gleich den Karpfen, eingesetzt und erzogen werden. Er wird so groß, als ein Karpfe, jedoch nicht so dickleibig, hat auch mit selbigem einerlei Nahrung, und ist auch gleich diesem kein Raubfisch. Dessen Fleisch ist süsse und weichlich. Seine Streich- und Laichzeit ist im April und Mai, da er sich auch jährlich sehr vermehret. Es ist daher sehr dienlich, wenn in Hechtteichen dergleichen mit gesetzt werden, welche sich von dessen Brut vortreflich nähren und wachsen.

Das achtzehnte Kapitel.

Von dem Maifische.

(Salmo Trutta *Linn.*)

Es ist dieser ein Seefisch, massen selbiger bloß in grossen Flüssen, als der Oder, Elbe, Rhein, und dergleichen gefangen wird, und zwar auch wohl daher der Maifisch genennet wird, alldieweil er gemeiniglich im Mai den Strom erst herauf streicht. Seine Gestalt ist ziemlich lang, auf dem Rücken etwas dunkelgrau, am Leibe aber weißlicht, und ist ein schleimiger Fisch, fast gleich den Schleien, hat ein wohlschmeckend weiß Fleisch. Von dessen Laich- und Streichzeit ist daher nichts zu wissen, dieweil er, wie oben gedacht, ein Seefisch ist, und nur in den Sommermonaten, im Herbste aber wenig, und im Winter gar nicht, in abgezogenen Flüssen gefangen wird.

Das neunzehnte Kapitel.

Von dem Bleier, werden auch theils Orten, besonders im Brandenburgischen, die noch klein sind, Plötzen auch wohl Weidenblätter genennet.

(Cyprinus Ballerus *Linn.*)

Diese Art Fische werden in grossen Strömen und kleinen Flüssen, wie auch Landseen und Teichen gefunden und gefangen. Es wird insgemein dieser Fisch unter die Arten der Weißfische gerechnet, und werden insgemein die Brassen als die grosse, der Bleier als die mittlere, und der sonst sogenannte Weißfisch als die kleinste Gattung davon angesehen. So kommt er auch diesen Arten gar nahe; jedoch ist er bläßer und dünner am Leibe, als der Brassen, aber auch dunkler auf dem Rücken als der Weißfisch: die Schuppen aber sind auch meist so klein, als am Weißfische, woran er auch vom Brassen zu unterscheiden ist, massen, wie bei selbigem angeführet, solcher grosse Schuppen hat. Sonst ist der Bleier ein ziemlich grosser und breiter Fisch, nach Proportion des Leibes aber hat er einen ziemlich kleinen Kopf, und ist mit Floßfedern, gleich den Weißfischen versehen.

Er streicht und laicht im April und Mai, da er sich denn in die Fläche des Wassers macht. Er vermehret sich ziemlicher massen, und in Teichen, wo keine Hechte oder Bärsche sind, zuwei-

weilen mehr, als wie einem lieb ist, allermassen die viele Brut denen etwan dabei stehenden Karpfen und Schleien die Nahrung sehr schwächet, dieweil dessen Nahrung gleich diesen vom fetten Boden, Würmern und Fliegen ist. Sie nehmen auch von letztern den Karpfen manchen guten Bissen weg, indem sie zur Sommerszeit besonders flach und hoch im Wasser gehen, und passen, wenn was zu ihrer Nahrung geflogen kommt. Sie werden auch mit den Angeln vielfältig gefangen; wiewohl sie im Sommer so gut nicht am Leibe sind, als im Winter, besonders kurz von ihrer Laichzeit da sie recht fett sind. Dahero sie denn auch meistens gebraten werden, und ist ihr Fleisch weiß und wohlschmeckend. Doch bleibt es im Sieden und Braten weich. Vornehme Leute, die sonst andere Fische haben können, machen nicht viel von diesem Fische, massen er sehr voller Gräten ist. Für den gemeinen Mann aber ist es ein sättiger Fisch; und weil sie nicht theuer im Preise sind, so können auch solche von Armen desto eher gekaufet werden. *)

Das

*) Die österreichischen Fischer halten diesen Bleier für das Weibchen der Braxe, es ist aber ein Irrthum, denn er macht eine eigene Art aus. A. d. S.

Das zwanzigste Kapitel.

Vom Döbel, oder Döwel, Dübel, oder Debbel genannt.

(Cyprinus Dobula *Linn.*)

Es ist dieser Fisch ein Stromfisch; jedoch kann er auch in Teichen gezogen werden. Er wird so starck, als ein Karpfe, ist mit Schuppen, welche Silberfarben, und mit röthlichen Floßfedern, welche am Ende blau und braun schattiret sind, versehen, hat einen ziemlich grossen Kopf, ist aber ein dick und rundfleischiger Fisch. Seine Streich- und Laichzeit ist im April und Mai. Er wird unter die Raubfische mit gezählet, hat ein schön weiß Fleisch, welches zwar etwas weichlich, jedoch von gutem Geschmacke ist. Die, welche von einem Pfunde groß sind, sind die besten. Er wird in der Elbe, Saale, Weser, Neckar, und dergleichen, auch in kleinen Flüssen gefangen. Insonderheit wenn die Wasser groß werden, und in die Lachen austreten; so bleiben ihrer viel daselbst zurück, und werden sie alsdenn mit Garnsäcken, auch im Juli und Augusti mit der Angel vielfältig gefangen, zu welcher Zeit sie auch bis in den Winter am besten und fettesten sind.

Das ein und zwanzigste Kapitel.

Von den Rörflingen.

(Cyprinus Idus *Linn*.)

Dieser Fisch gehöret auch mit unter die Stromfische; jedoch hat man selbige auch in Teichen und Weihern. Sie haben breite Schuppen. Deren Farbe ist auf dem Rücken röthlicht, und nach dem Leibe und Bauche hinunter weiß. Es sind auch derselben zweierlei Gattungen. Doch sind selbige, wenn sie gekocht werden, zu unterscheiden. Etliche haben ein röthliches, andere aber ein weißliches Fleisch, im Geschmack aber sind sie von gleicher Güte. Ihre Streich- und Laichzeit ist im Monat Mai. Es ist kein Raubfisch, sondern er nähret sich von Kräutern, Fliegen, und Wasserwürmern. Sie werden für delicat wegen ihres süssen Geschmacks gehalten, und an einigen Orten theurer, als die Karpfen, verkauft.

Das zwei und zwanzigste Kapitel.

Von den Orfen.

(Cyprinus Orfus *Linn.*)

Es sind der Orfen zweierlei, als rothe, und weiße, davon die weißen besser, als jene wachsen. Wiewohl sie überhaupt nicht allzugroß, sondern den Bärschen gleich werden; doch sind sie mit unter die Raubfische zu zählen, massen sie die kleinen Fische rauben. Daher man selbige auch nicht in Karpfenstreich- oder Brutteiche bringen darf. Nebst diesen nähren sie sich auch von Fliegen, Mücken und dergleichen Geschmeiße, welche sie gar artig auf dem Wasser wegschnappen können. Ihre Streich- und Laichzeit ist im April, sie vermehren sich sowohl in Flüssen als Teichen, und werden auch von einigen, um ihres wohlschmeckenden Fleisches willen in Teichen gezogen, worzu man wegen Beförderung ihres Wachsthums, Karauschen zum Streichen mit einsetzt, da sie sich von deren jungen Stiche oder Brut recht gut nähren, und wachsen. Sie werden gleich den Karpfen im Preise verkauft, und denselben gleich geachtet.

Das drei und zwanzigste Kapitel.

Von dem Schnepel, oder Schnabel genannt.

(Ciprinus Nasus L.)

Dieser artig gestaltete Fisch wird deswegen Schnepel genennet, dieweil er auf seiner Oberlippe und Nase ein hornicht erhaben Gewächse hat, fast wie eine Nase, oder Schnabel, welches schwarz, da sonst der Fisch grau, und mit Schuppen und Floßfedern versehen ist, aber auf den Seiten vier Reihen erhabene Hübel auf hat, welche so scharf, fast wie ein Reibeisen anzugreiffen sind, und gar wohl aussehen. Sonst kommt er an Gestalt seines Leibes dem Döbel gar gleich, und ist ein dickrückichter, rundfleischiger Fisch, wird zwar so groß oder schwer nicht, etwan auf ein bis zwei Pfund, er ist aber von recht gutem Geschmacke, und nicht so gar sehr grätticht. Es ist ein Stromfisch, welcher bei auflaufenden Wassern auf die Flächen mit heraus tritt, und bei den Wasserfällen in den Abfällen und Lachen, dergleichen in und an der Elbe, jedoch nicht in großer Menge, gefangen wird. Im Werthe werden sie dem Karpfen gleich gehalten, von einigen aber demselben vorgezogen. Und weil es ein Stromfisch, der auch nicht allzu gemein ist; so ist von dessen Streich- und Laichzeit keine gewisse Zeit zu wissen.

Das vier und zwanzigste Kapitel.

Von der Lamprete. *)

(Petromyzon marinus *Linn.*)

Es ist die Lamprete gleichfalls, wie voriger, ein Stromfisch. Insonderheit kommt er aus der See oder aus dem Meere, wird aber auch in Weihern von einigen zur Rarität erhalten, wenn er zu seiner Nahrung andere Geschlechte Fische haben kann, alldieweil er ein Raubfisch ist, welches sein heßlich breiter Kopf und weites Maul zeiget, welches fast breiter und weiter als ein Hechtmaul, ist, mit seinem Kopfe aber gleichet er dem Welse, wie es denn auch eben so ein glatter Fisch ohne Schuppen ist, er siehet braun aus, hinten fast wie eine Schlange, hat auf den Seiten acht bis neun tiefe Löcher, die fast wie ganz kleine Mäuler aussehen. Mithin ist dessen Gestalt und Farbe nicht annehmlich anzusehen, obgleich einige was delicates daraus machen wollen; da von vielen das Sprüchwort (wenn einem das Essen nicht recht schmecken will) gebraucht wird: warte, ich will dir Lampreten kochen. Hingegen haben viele schon satt, wenn sie nur die heßliche Gestalt und Farbe anschauen. Dessen Fleisch ist zwar süß, jedoch grob und thranichten Geschmacks, wird auch für ungesund gehalten, dennoch aber durch gutes

Ge-

*) Die Lampreten oder Neunaugen gehören nach dem Natursysteme nicht zu den Fischen, sondern zu den schwimmenden Amphibien. A. d. S.

Gewürze dessen Geschmack und Schädlichkeit verbessert. Die nun aus der See in den Strömen und schiffreichen Wassern Deutschlandes ankommen, sind eben so groß nicht, theils zu drei bis vier Pfunden; dahingegen solche in dem Meere desto größer anzutreffen sind. Von dessen Laichzeit, weil es ein Seefisch ist, kann man nichts gewisses haben; sondern man läßt sich daran begnügen, daß er von den Fischern in Garnen und an Nachtangeln gefangen wird. Und ist an diesem Fische wegen seiner Speisung, in Betracht der unterschiedlichen Naturells derer Menschen, wie eben berührter maßen angezeiget, das besonderste, daß einige solchen für ein Schleckerbißlein halten, andere hingegen selbigen wegen seiner Gestalt nicht einmal gerne angreiffen und anschauen wollen, geschweige solchen zur Speise annehmen mögen.

Das fünf und zwanzigste Kapitel.

Von den Neunaugen.

(Petromyzon fluviatilis *Linn.*)

Dieweil ich hier von See- und Stromfischen handle, so muß ich die Neunauge zugleich mit hersetzen. In der Farbe und glatten Haut gleichet sie der Lamprete; jedoch ist dieses nur ein kleiner, langer und runder Fisch, etwan eines guten Daumens stark, hat einen etwas spitzigen Kopf, aber ein rundes Mäulchen, auf die Art wie die Karpfen. Auf jeder Seite hat sie neun runde Fleckchen der Reihe nach hinstehen, welche

fast

fast wie kleine Augen aussehen, daherd auch der Name Neunauge diesem Fischlein zugeleget ist. Die aber, so eingemacht sind, und von Hamburg, Bremen, Lüneburg und dergleichen nicht weit von der See an Flüssen liegenden Orten in die Deutschen Länder umher überschickt werden, werden Brücken genennet. Und zwar leitet man das Wort Brücken aus dem Platdeutschen, von dem Worte Braten her, weil nach derselben Mundart das Wort gebraten, gebrückt ausgesprochen wird, und also zu verstehen ist, gebratene Fische, massen selbige zum Einmachen gebraten werden, welches hernach mit mehrern angezeiget werden soll.

Dies ist wohl an dem, daß diejenigen Neunaugen, so in den Niederländischen Flüssen und Strömen gefangen werden, weit fetter und delikater sind; dennoch aber sind diejenigen, so hier zu Lande in der Elbe, Saale und Mulde gefangen werden, auch nicht zu verwerfen, immassen selbige, sowohl die, so frisch und gesotten sind, als auch die eingemachten, einen appetitlichen Geschmack haben. Unterdessen werden sie dennoch für hart und unverdaulich befunden; weswegen man deren, um des Magens zu schonen, nicht viel speisen darf, oder zur bessern Verdauung ein gut Glas Wein oder abgezogenen Brandtwein darauf setzet.

Sie kommen schon im Januar und Februar, da das Wasser noch mit Eise befroren ist, die Ströme herauf, steigen auch bei grossem Wasser geschickt über die Mühlendämme und Flutgerinne weiter hinaufwärts, da sie denn dabei, wie auch unter dem Eise, schon gefangen werden, wie weiter

ter hin gedacht werden soll. Ob sie nun gleich in hiesigen Landesströmen zwar in einem Jahre mehr, als in dem andern, vielfältig gefangen werden; so werden sie dennoch ihrer Annehmlichkeit halber ziemlich, und wenn sie auch nur Spannenlang, und kaum eines mäßigen Fingers dicke sind, jedes Stück zu vier bis fünf guten Pfennigen bezahlt. Anfangs, da sie erst ankommen, welches auch die besten sind, gelten sie 8 bis 10 Pfennige, auch wohl mehr. Man hält dafür, daß sie der Laichzeit halber, so im Januar und Februar geschehen soll, aus der See in den Strömen herauf, und an den Steinen ihren Laich abstreichen, da denn nachmals die junge Brut wieder den Strom hinunter und in die See gehet, und sich da aufhält und fett nähret.

Das sechs und zwanzigste Kapitel.

Von den Aalen.

(Muræna anguillá *Linn.*)

Nachdem ich von den Fischen, die glatt und ohne Schuppen sind, bereits einigen Anfang gemacht habe zu handeln; so will ich den Aal der Reihe nach mit hersetzen. Der Aal gleichet einer groffen Wasserschlange sehr, und sind auch einige der irrigen Meinung, daß sie sich mit einander vermischen, welches aber ohne firmen Grund zu beweisen stehet. *) Mit dem Kopfe und glatten

Leibe

*) Der Aal macht in der natürlichen Ordnung ohnstrittig den Uebergang von den Schlangen zu den Fischen aus A. d. S.

Leibe siehet er fast wie eine Schlange, ist rund, glatt, und nach dem Schwanze zu etwas dünner, hat aber nahe an den Kiefern und am Bauche vier Floßfedern, nicht minder auf dem Rücken nach dem Schwanze eine Reihe subtile Floßfedern, und einen kurzen Schwanz. Im Munde hat er kleine und spitzige Zähnlein; daher selbiger, auch unter die Raubfische zu rechnen, maßen er kleine Fische raubet, wie solches der Beweis gibt, weil er mit kleinen Fischlein an der Angel gefangen wird. Grosse kann er nicht verschlingen, weil sein Kopf ziemlich spitzig ist. Noch mehr aber braucht er seine Zähnlein zu Abreissung des Grases, besonders der Erbsen, wovon er sich meistens ernähret. Am Tage hält er sich zwar im Grunde des Wassers und im Schlamme auf. Allein des Nachts steiget und schleicht er aus dem Wasser seiner Nahrung nach; da er denn so gut, als eine Schlange fortschleichen kann, auch hierinn eine solche bewundernswürdige Eigenschaft hat, daß er auch die grünen Erbsen, wenn sie auch etliche hundert Schritte vom Wasser stehen, accurat zu finden weis; und wenn sie solche erst einmal gekostet, so kommen sie gar fleißig wieder dahin, bringen auch mehrere mit, und machen zuweilen ganze Stücken leer. Wobei aber zu gedenken, daß sie auf dem Grase, besonders wenn es naß ist, oder gethauet hat, gut fortschleichen können; aber auf dem Sande oder bloßem Erdreich kommen sie nicht gut fort, wie sie denn auf solche Art auch vielfältig gefangen werden, wie weiter hin gemeldet werden wird.

Die Farbe des Aalen ist auf dem Rücken und am Leibe durch grau, fast schwarz und bläulicht,

unter dem Leibe aber weißlicht. Die Haut wird ihm vom Kopfe bis an den Schwanz abgezogen, wenn er gesotten wird, welche auch fast als ein Leder feste hält, und besonders sehr dienlich bei verrenkten oder verstauchten Gliedern ist. Wenn solche um das leidende Glied gebunden wird, so thut es recht guten Effekt, und bringet es wieder zu rechte. Auch wird dessen Fett für das üble Gehör mit Nutzen gebraucht; wie er denn auch sehr fett wird.

Von deren Vermehrung sind unterschiedliche Meinungen. Einige wollen vorgeben, als ob die Aale aus einer Putrefaction herkämen, als wenn Aale gesotten, gehackt, und ins Wasser geschüttet würden, so kämen hieraus junge Aale, welches doch gar nicht für wahrscheinlich gehalten werden kann. Anerwogen, wenn aus dem gekochten Fleische Maden, und nachgehends junge Aale werden könnten; so könnte man mit gar leichter Mühe alle Wasser mit Aalen anfüllen. Und ist es ja was ganz wider die Natur streitendes, daß von einem todten und noch dazu gesottenem Körper dergleichen lebendige Früchte oder Junge kommen sollten. So viel ist wohl männiglich bekannt, daß sowohl aus gesottenem, als rohem Fleische, es sey von Thieren, Vögeln oder Fischen, sich Maden erzeugen, und freilich lebendig werden; aber man hat doch noch niemals gehöret, oder gesehen, daß daraus lebendige Thiere, Vieh oder Vögel geworden. Es ist also dieser Satz gänzlich ungegründet. *)

Fer-

*) Auch aus gesottenem und rohen Fleische werden nimmermehr Maden oder Würmer erzeugt, wenn nicht zuvor die Eier hineingelegt worden sind. Die

Ge-

Ferner soll auch, anderer Meinung nach, ihre Vermehrung auf diese Art geschehen, daß in des Aalen Kiefern kleine Maden als Zwirnsfaden wüchsen, welche im Frühlinge zu ihrer Zeitigung gelangeten, und ausliefern. Es wird aber dennoch dieses in Zweifel gezogen. Anerwogen, wie berührter maßen oben angeführet, der Aal eine Schlangen Art ist, und bei den Schlangen wird wahrgenommen, daß sie in alten Sägespänen, auch alten verstockten Miste, desgleichen an Wasserstranden und im Sande, im Mai Eier leget, welche die Sonne nachgehends ausbrütet, über dieses auch von keinem Vogel oder Fische gefunden wird, daß er ohne vorherige Legung der Eier lebendige Junge an seinem Leibe zeugen und ausbrüten sollte. Und wäre also dieses an dem Aale eine ganz besondere Eigenschaft gegen andern Fischen.

Es scheinet demnach drittens wahrscheinlicher, daß sie ihre Jungen aus ihrem Leibe und dem darinn habenden Saamen zeugen, maßen von einigen observiret worden, daß sich bei ihnen im September und October etwas Rogen befinde, weshalber auch zu schließen, daß die jungen Aale, gleich allen andern Arten Fischen, von dessen Rogen erzeuget werden.

Sie sind in Flüssen am meisten, jedoch auch in einigen Landseen, und erhalten sich auch in Teichen. Jedoch halten sie sich in Flüssen am besten, besonders wo die Flüsse schlammig mit sind. In puren hellen Fließwassern stehen sie nicht gerne, dieweil sie des Tages über gerne in der Tiefe

Generatio æquivoca ist längst verworfen und widernatürlich befunden worden. A. d. S.

und im Schlamme stecken. Unter den Hauptflüssen Deutschlandes hat besonders die Oder und Weser viel Aale, ohn erst mit vieler Weitläuftigkeit zu erzählen, wo sie noch in andern und auch kleinen Flüssen gefunden und gefangen werden. Wegen seines fetten und süssen Geschmacks wird er von vielen als eine Delicatesse gespeiset. Wobei noch anzumerken, daß die durch den Rückgrad gehende weiße Ader für ungesund gehalten, und bei dessen Zurichtung herausgezogen, und weggeworfen wird.

Das sieben und zwanzigste Kapitel.

Von den Aalraupen, oder Aalruppen, werden auch Quappen genannt.

(Gadus Lota *Linn.*)

Diese gleichet dem Aale ziemlich, besonders mit ihrer gleichmäßigen glatten Haut; dahero ich solche auch gleich hierbei mit hersetzen wollen. Sie hat aber doch einen breitern Kopf, auf die Art, wie der Welß, im Munde kleine scharfe Zähne, womit sie die kleinen Fische raubet, und also zu den Raubfischen gezählet wird. Sie nähret sich aber auch am faulen Holze und Wurzeln, ingleichen am fetten Boden. Zu beiden Seiten am Maule hat sie einen Bart, wie die Barmen, an den Kiefern vier Floßfedern, desgleichen auch vom Rücken bis zum Schwanze hinaus, und unten am halben Bauche bis auch zum Schwanze Floßfedern, welche im Schwanze zusammen kommen. Auf dem Rücken ist ihre Farbe grau, an den Seiten etwas

hel-

heller, und am Bauche ganz weiß, auf der dunkelgrauen Haut des Rückens aber, hat sie zierliche schwarze und gelbschattirte Flecklein, welches recht wohl aussiehet. Der Vorderbauch, nahe hinter den Kiefern ist stärker, als in der Mitten und hinten. Auch hat sie nach Proportion eine ziemlich grosse Leber, welche als eine grosse Delicatesse gehalten wird; wie sie denn an und für sich selbsten ein fettes, weißes und wohlschmeckendes Fleisch hat. *)

Als etwas besonders ist bei ihr anzumerken, daß sie inwendig auf ihrem Magen und Gedärme ein fleischicht Gewächse liegen hat, welches der völligen Gestalt eines Kröten- oder Froschfußes gleichet, und beim Zurichten mit dem Gedärme weggeworfen wird. Allzu groß wird die Quappe eben nicht; doch hat man auch zuweilen einige, die ein bis anderthalb Pfund schwer wägen; ordinär aber sind die, so ein halb Pfund wägen, schon ziemlich stark.

Ihre Streich- und Laichzeit ist im Februar und Martio. Sie sind am meisten in den Flüssen, wo sie Schlamm und fetten Boden haben; wie man denn deren in der schwarzen Elster, Spree und andern Flüssen vielfältig haben kann, und ist sie allezeit mehr in weichen Fließ- als harten Quellwassern. Man findet aber solche in den Seen; in die Teiche aber bringet man sie wenig, oder gar nicht. Besonders wo Streich- oder Brutteiche sind, daselbst können etliche Quappen einen ganzen Teich von solchen noch kleinen Fischen rein machen.

*) Die Leber soll auch gut gegen allerhand Augengebrechen seyn. A. d. S.

Das Fett, so die Aalraupen oder Quappen inwendig an der Leber und am Eingeweide haben, ist sehr dienlich wider Flecken und Felle auf den Augen. Wenn einer etwan in das Auge gestossen, oder ihm etwas hinein geschlagen worden, so wird das Fett aus der Quappe ohngewaschen in ein reines Glas gethan, und läßt man es an der Sonne etwas destilliren. Wenn denn täglich dieses Fett mit einem feinen Federlein in das kranke Auge gestrichen, und damit eine Zeitlang continuiret wird; so heilet das Auge, und das Fell gehet nach und nach vom Auge ab.

Das acht und zwanzigste Kapitel.

Von dem Kaulkopf, Kaulbarsch, oder auch Dickkopf genannt.

(Cottus Gobio *Linn.*)

Es ist dieser Fisch wegen seiner Gestalt als eine Zwergart der vorherstehenden Aalraupen zu achten, *) allermaßen er dieser mit seinem breiten Kopfe, dem Leibe, den Floßfedern, und mit seiner ganzen Gestalt ziemlich gleich siehet, außer daß dieser nicht so schön buntfleckicht, sondern bleichgrau aussiehet, wird auch niemals größer, als eines Fingers lang und stark, ist aber ein wohlschmeckend Fischlein, ob gleich dessen Fleisch im Sieden nicht recht weiß, sondern röthlich wird.

Ob

*) Der Gestalt nach freilich wohl, aber nicht dem Geschlechte nach, denn der Kaulkopf ist ein ganz anderer Fisch. A. d. S.

Ob nun zwar dieses Fischlein klein bleibet, so raubet es doch die Krebsbrut. Auch habe ich in ihnen kleine Ellritzen gefunden. Sie sind in den kleinen Bächen und harten Quellwassern am meisten. Wo auch Forellen sind, die haben ihre gute Nahrung an selbigen, und lassen solche nicht viel aufkommen.*)

Das neun und zwanzigste Kapitel.

Von den Peißkern, oder Pitzkern.

(Cobitis Fluviatilis *Linn.*)

Es ist dieser Fisch, fast dem Aale zu vergleichen; jedoch ist er nach Proportion kleiner, und wenn er groß heist, so wird er doch nicht stärker, als anderthalb Daumen dicke. Der Kopf ist etwas spitzig vorne heraus, wie des Aalen, an beiden Seiten hat er einen Bart, auf Art wie die Barmen, oben hinter dem Kopfe, nach dem Rücken zu, ganz subtile Floßfedern, unten hinter den Kiefern aber zwei ordentliche Floßfedern, und der Schwanz ist, wie an der Aalraupe, mit Floßfedern vom Rücken und Bauche an besetzt. Er hat auch keine Schuppen, sondern eine schleimigte Haut, diese siehet auf den Rücken fast Aschfahl, und mit vielen Punkten und Strichlein, an den Seiten aber einen dunkelrothen langen Strich

*) Das Weibchen sitzt im Grunde des Wassers auf den Eiern, und brütet selbige gleichsam aus, läßt sich auch lieber tödten, als daß es die Eier verließe. A. d. S.

durch, und am Bauche ist er gelblicht. Ihre Streich- und Laichzeit ist im Februar und März, und vermehren sie sich sehr stark, besonders in sumpfigten und morastigen stillstehenden Wassern; in hellfliessenden und harten Wassern aber findet man sie wenig oder gar nicht, es sey denn, daß solche morastige tiefe Timpel mit daran sind, wo einigermaßen ein sumpfigter Graben oder ein Loch ist: Haben sie sich nur einmal eingewurzelt, so erhalten sie sich auch darinn.

Wenn auch gleich dergleichen Timpel oder Löcher zur Sommerszeit meist austrocknen, und nur etwas Wasser auf dem Schlamme bleibet, so erhalten sie sich doch, dahero selbige auch von einigen Schlammpeisker genennet werden. Wie denn ihre Retirade ordinair in dem Grunde und Schlamme ist, woraus sie wenig, als wenn etwan das Eiß lange darauf stehet, oder des Sommers bei Donnerwettern, kommen, da sie sich bei Veränderung des Wetters ziemlich rühren. Und kann man auch an ihnen ein völlig Merkmahl der Veränderung des Wetters haben.

Wenn man selbigen in eine große gläserne Flasche thut, und etwas guten fetten Boden und Leimen hinein wirft, und sodenn das Glas meist voll Wasser gießet, (es muß aber die Flaschen oben offen bleiben,) so kann man ihn ein ganz Jahr also erhalten. Man muß ihm aber auch alle Wochen wieder frisches Erdreich und weiches frisches Wasser hinein geben. An diesem Peißker kann man alsdenn gewiß in Acht nehmen, wenn sich das Wetter ändern will. Wenn Regen oder Sturm binnen 24 Stunden ankommen will, so fähret er beständig in dem Glase auf und ab, und in den

Grund

Grund hinein, rühret das Erdreich oder den Schlamm auf, daß das Wasser dicke und leimig unter einander wird. So bald aber gut oder beständig Wetter wieder darauf erfolgen will, so liegt er stille über dem Schlamme, sauget selbigen zu seiner Nahrung ganz subtile, und das Wasser bleibet helle. Daher er denn eben so gut, als ein merkurialisches Wetterglas ist, und noch fast besser.

Man kann also auch hieraus die bewundernswürdige Regung der Natur, und den sonderbaren Einfluß der himmlischen Körper in demselben betrachten, welche sich auch schon vor dem wirklichen Effekt, so die drei Elemente, als Feuer, Luft und Wasser, dem vierten als der Erde, mittheilen, und in derselben eine Würkung thun wollen, in den Kreaturen äussert. Folglich ist auch hieraus zu schließen, daß diese vier Elemente als eine zusammenhängende Sympathie, beständig in und mit einander eine Würkung haben, und daß die Erde schon von ferne der andern Elemente starke Wirkung empfindet, ehe solches der Mensch vermögend ist vollkommen einzusehen, und solches auch vorhero schon in einigen Kreaturen eine Regung und Empfindung verursachet und machet, wie besonders hier vom Peißker gedacht worden.

Endlich ist auch noch mit wenigem von unserm Wetterzeiger zu gedenken, daß derselbe zwar von einigen nicht sonderlich, von vielen aber als delicat zu speisen gehalten wird. Wenn er recht gut zurechte gemacht wird, so läßt er sich wohl essen, besonders zu der Zeit, wenn er fein viel Rogen hat; wie er denn auch so voll davon steckt, daß er im Sieden öfters aufspringet. Sonst aber hat er ein

süsses und weiches Fleisch, und wenig, dabei auch zarte Gräten, ausser die im Rückgrade; auch wird er von einigen als wie die Neunaugen eingemacht.

Das dreißigste Kapitel.

Von der Schmerle.

(Cobitis Tænia L.)

Diese ist fast gestaltet, wie der vorher beschriebene Peißker; jedoch bleibet er klein, und wird selten einer Spanne lang, die stärcksten werden wie ein Finger dicke, ist glatt, ohne Schuppen, dunkel auf dem Rücken, aber mit unter einander lauffenden schwarzen und gelblichten Tüpflein, am Bauche aber weiß, hat auch so einen spitzigen Kopf, und mit einem Barte, wie der Peißker, liebet helle, quellicht und steinicht Wasser, worunter sie sich auch retiriret, und geschickt unter die Steine hinunter zu wühlen weiß.

Es wird dieses Fischlein für einen Raubfisch mit gehalten, welches aber nicht mehr, als etwan an den jungen Krebsen und der Ellritzen Laich thun kann; sonst nähret sie sich mit Würmern und den Wasserschnacken, Mücken und Fliegen, ist aber ein sehr delicates Fischlein, und wird an manchen Orten Schock- oder Maaßweise theuer bezahlt. Besonders gegen die Laichzeit, welche im Mai gemeiniglich zu seyn pfleget, ist er recht voller Rogen, deswegen er auch zu der Zeit am besten geachtet wird, wiewohl er sonst auch das ganze Jahr gut ist. – Wo nicht Forellen oder Bärsche

in

in den Wassern sind, da vermehren sie sich gar starck, und ist nur von einem solchen kleinen Fische zu bewundern, was er für Laich in einem Jahre hervorbringet. Es wächst derselbe auch gut in den Teichen, die einen fliessenden Bach haben.

Das ein und dreißigste Kapitel.

Von der Schleie.

(Cyprinus Tinca L.)

Diese muß ich billig mit in die Reihe der schleimigen Fische setzen, massen selbige sehr schleimig ist, und auch wohl meist dessentwegen die Schleie genennet werden mag, oder vielleicht auch aus dieser Ursache, weil sie ihre Nahrung im Schleime und Moder beständig hat. Wie sie sich denn in den stärcksten Schlamm einwühlet, wovon sie sich auch gut nähret, dahero ihr die pfuhlichten Wasser angenehmer und gedeilicher sind, als die hellen Fließwasser; und wenn man sie auch in Mistsümpfe setzt, so stehet sie gut, und wächst auf. In die Karpfenteiche setzt man auch einige mit hinein, massen man dafür hält, daß, weil sie so starck im Grunde liegen, sie den Schlamm öfnen, damit der Karpfe desto besser zu gutem Boden kommen könne. Dennoch aber allzu viele sind auch nicht dabei nützlich, indem sie sonst dem Karpfensatze die Nahrung nehmen. Ihre Proportion ist fast wie an einem Karpfen, jedoch mit einem dickern Kopfe. Sie siehet auf dem Rücken etwas

dun-

dunkel, an den Seiten aber theils gelbglänzend, theils auch grünlicht, am Bauche aber Aschenfahl. Hierbei ist zu mercken, daß dieser Fisch die Farbe des Bodens sehr an sich nimmt; nachdem der Grund und Boden ist, so fällt er auch auf die Farbe. Denn wie oben schon erwehnet, so sehen einige grünlicht, theils gelb, andere wie Goldglänzend, auch wohl fahl, und einige dunkelbraun, mit ein wenig gelben schattirt. Wiewohl dieser Fisch an sich selber schleimicht ist; so hat er doch in der schleimigten Haut kleine Schuppen, welche so hart auf der Haut sitzen, daß sie sich, wenn man sie sieden will, schlimm schuppen. Dessen Floßfedern sind fleischig, und nicht allzu hart.

Ihre Streich- und Laichzeit ist im Monat Mai. Wo sie in guten nahrhaftigen Teichen stehen, die schlammich sind, und dabei fetten Boden haben; so werden sie auf anderthalb Pfund schwer und groß. Einige verachten diesen Fisch, dieweil er solche faule und schlammichte Nahrung zu sich nimmt, daß er auch hiernach moderich schmecken müsse. Jedoch ist es nicht hieran allemal gelegen. Denn man hat Schleien, die in guten Teichen stehen, so einen recht guten und süssen Geschmack haben. Sie sind dickfleischig und derb, nicht gar grobgrätig, und ein wohl nährender Fisch, und für einen Hauswirth ganz nützlich, dieweil er überall in schlechtem Wasser erhalten werden kann. Dabei hat er auch außer dem Wasser ein hart Leben. Wenn er nur nassen Schlamm hat, so erhält er sich beim Leben, wie der Peißker.

Das zwei und dreißigste Kapitel.

Von dem Weißfische.

(Cyprinus Alburnus L.)

Es werden selbige auch von einigen wegen ihrer habenden rothen Augen Rothaugen genennet. Man findet sie am meisten in fliessenden Wassern; jedoch auch in Landseen und Teichen. Es ist ein breiter und dabei dünner Fisch, und gar voller Gräten, siehet weißglänzend und hat Schuppen. Der Kopf ist nach der Breite seines Leibes klein, am Schwantz hinaus spitzet er sich auch sehr schmal. Seine Laich- und Streichzeit ist im Monat Mai, und vermehret er sich gar starck; wie denn dessen junger Strich den Raubfischen eine gute Nahrung ist. Er wird für einen der schlechtesten Fische wegen seiner vielen Gräten und des weichlichen Fleisches gehalten. Jedoch sind schlechte Fischgen besser, als wie gar keine, und sind sie noch ganz wohl zu genießen.

Das drei und dreißigste Kapitel.

Von der Rothfeder.

(Cyprinus Rutilus L.)

Dieses ist auch eine Art von Weißfischen, jedoch ist selbiger gegen den vorher beschriebenen dickfleischigter am Rücken, und auch grau, hat

auch

auch Schuppen, der Kopf ist nicht gar lang, aber doch breiter, wie beim Weißfische. Dessen Augen sind roth, desgleichen sind auch die Floßfedern schön roth. Allzu groß wird er nicht, jedoch wohl auf ein halb Pfund schwer. Seine Streich- und Laichzeit ist im Monat Mai, und vermehret sich gar starck, sie ist sowohl in Flüssen, als Landseen, vielfältig zu finden, und nähret sich von Würmern und Fliegen. Bei warmen Wetter gehet er ganz hoch im Wasser, daß er bald mit dem Rücken aus dem Wasser gehet. Es ist ein wohlschmeckender Fisch, und besser, als ein Weißfisch.

Das vier und dreißigste Kapitel.

Von dem Häseling.

(Cyprinus Dobulæ Variet.)

Es ist dieses fast eine Art von Döbeln, wird aber nicht so groß, ist auch etwas kleinschuppiger und weißleuchtender an den Seiten seines Leibes, auf dem Rücken aber dunkelgrau; dessen Floßfedern sind roth, und der Schwantz blau. Seine Streich- und Laichzeit ist im April und Mai. Er vermehret sich starck, hält sich besonders in Flüssen und Bächen, aber wenig in Teichen und Weihern; es sey denn, daß ein fliessend Wasser durchliefe. Es ist ein wohlschmeckender Fisch, und hat ein süßes und weißes Fleisch.

Das fünf und dreißigste Kapitel.

Von dem Fckley, oder Uckley. *)

Es ist dieses auch ein Stromfischlein; jedoch wenn die Flüsse übergehen, so werden dieselben in den Lachen und Abfällen gar starck gefangen. Groß wird dieser Fisch nicht, etwan eines guten Fingers lang, ist ein schmales aber derbes Fischgen, auf dem Rücken grau, und an den Seiten weißglänzend. Seine Streich- und Laichzeit ist im Monat-Mai, da er sich in den Flüssen gar häufig vermehret. In der Streichzeit lieget er Haufenweise an denen griesichten Ufern des Wassers. Er ist mit Schuppen und Floßfedern versehen. Dessen Nahrung sind Fliegen, Buttervögel, Wasserschnacken, und dergleichen. Er wird zwar von denenjenigen, die große Fische bezahlen und haben können, nicht viel geachtet; es ist dennoch aber ein wohlschmeckend Fischlein.

---

*) Dieser Provinzialname läßt uns nicht bestimmen, was für ein Fisch hier gemeint ist. A. d. S.

Das

Das sechs und dreißigste Kapitel.

Von dem Gründling, Kressen oder Bachkressen benennt.

(Ciprinus Gobio *Linn.*)

Dieses gar delicate Fischgen hat wohl seinen Namen daher, weil es sich in den Wassern gern zu Grunde hält, liebet reines Wasser, und wird in Flüssen und Bächen gar vielfältig gefunden, wiewohl sie auch in Teichen, wo rein und helles Wasser ist, gar wohl gedeien. Es ist ein rundes, dickfleischiges, und süß schmeckendes Fischlein, mit Schuppen, und, nach dessen Proportion, mit ziemlich grossen Floßfedern versehen. In den Bächen und Flüssen machen sie sich unter die Steine, nähren sich vom Gewürme, Fliegen und dergleichen. Wo auch ein todter Körper oder ein Aas ins Wasser kommt, dahin versammeln sie sich gar geschwind Wie sie denn auch unter die Raubfische mit gezählet werden. Sie können aber weiter nichts, als etwan die kleine Brut der Ellritzen bezwingen, massen sie nicht grösser, als Fingers starck und lang werden. Sie streichen im Monat März, April und auch im Mai, und vermehren sich sehr häufig, werden ihres guten Geschmacks halber hundert- oder Schock- und Maaßweise ziemlich im Preise verkauft.

Das sieben und dreißigste Kapitel.

Von der Ellritze.

(Cyprinus Phoxinus *Linn.*)

Es hat sonder Zweifel die Ellritze diesen Nämen von dem Ellern- oder Erlensaamen her, welchen sie gerne zu ihrer Nahrung hat, wie sie denn auch allerhand faul Zeug und unter den Ufern an lettigem Boden ihre Nahrung mit nimmt. Sie will ein rein fliessendes Wasser haben, so zugleich kießigten Grund mit hat. Es hat dieses Fischlein gar zarte Schüpplein, und ist mit vielen Floßfedern versehen. Zur Sommerszeit sehen sie von Farbe ganz grünlich, das Männlein am Bauche roth, und das Weibchen weiß; hingegen aber werden sie gegen den Herbst und Winter viel bleichfarbiger:

Ihre Laich- und Streichzeit ist im Monat Mai. Und obgleich dieses so ein gar klein Fischgen, etwan nur ein paar Zoll lang ist, so vermehret es sich doch sehr häufig, welches besonders ihr vieler Rogen anzeiget, da sie auch zu der Zeit so voller Rogen sind, daß sie im Sieden davon aufbersten. Einige sind zwar der Meinung, sie laiche den ganzen Sommer; solches ist aber ungewiß, massen zu keiner Zeit so viel Rogen in selbigen zu finden ist, ausser wie oben angemerket.

In den Flüssen oder Bächen, die nicht fein reines Wasser haben, stehen sie nicht, auch nicht in Teichen. Sonst ist es ein weichlicher Fisch: Wenn sie gefangen, und in ein Gefäß mit Wasser

gesetzt werden, so schwimmen sie gleich alle oben mit den Köpfen. Wenn des Sommers warme schwülichte Tage sind, oder Gewitter am Himmel stehen, so legen sie sich haufenweise auf die Drat-len und Abfälle.

Es ist ein recht wohlschmeckendes Fischlein, und hat gegen andern Fische hierinnen was besonderes, daß es einen bitterlichen, doch angenehmen Geschmack hat, ist aber gar sehr den Raubfischen unterworfen, massen es so klein ist, daß, wenn halbwege ein mäßiger Raubfisch kommt, er selbiges überwältigen und verschlingen kann.

Das acht und dreißigste Kapitel.

Von dem Stintz oder Stint. *)

Es ist dieser Stintz fast eben wie die Elritze gestaltet, jedoch noch etwas länger, auf dem Rücken grau, und sonst weißglänzend. Sie sind in grossen Landseen, wie auch in theils Flüssen; sie werden im März und April bei ihrer Streichzeit sehr häufig gefangen, und hin und wieder in Fässern und ohne Wasser in den Ländern herum gefahren, geben aber einen ziemlich starken Geruch von sich. Welches nicht anders seyn kann, weil sie so todt herum geschleppet werden; sie haben aber doch einen recht guten Geschmack, zumal wenn sie sich noch nicht abgestrichen, und den Leib noch voller Rogen haben. Der Flußstintz ist gröfser, und, da er frisch zu haben, eines recht angenehmen Geschmacks.

Das

*) Vielleicht eine Varietät des vorigen. A. d. S.

Das neun und dreißigste Kapitel.

Von dem Wetterfischgen. *)

Diese hat man hin und wieder in Teichen und Weihern, und sind fast eben der Art, wie die Stintze und Ellritzen. Es ist aber ein schmal Fischgen, und hat einen breitern Kopf, als jene, hält sich auch gemeiniglich im Schlamme des Teiches auf. Wenn die Teiche zur Frühjahrszeit lange zugefroren bleiben, und man hauet Löcher ins Eis, so kommen sie bald herauf, eines Theils um Luft zu holen, andern Theils auch um ihre Laichzeit, da sie im März und April streichen, da man sie denn mit Sieben oder engen Hamen häufig fangen kann. Sobald sie aber aus dem Wasser kommen, so sind sie auch todt; wie sie denn ausser diesem zur Herbstzeit bei den Teichfischen auch nicht dauern. So bald sie nur aus dem Schlamm oder Wasser heraus gefangen werden, so stehen sie ab. Immittelst ist es doch ein wohlschmeckendes Fischgen, welches man Bissenweise gleich hinein essen kann; daher sie denn auch von einigen deswegen Bißgensfische genennet werden. Und ob es gleich so ein klein Fischgen ist, so vermehret es sich doch unsäglich starck.

*) Dieser und die zween folgende Fische sind nicht zu bestimmen, weil der Verfasser sie so, wie die übrigen, allzu kurz und undeutlich beschreibt, als daß man sagen könnte, zu welchem Geschlechte sie gehören. A. d. S.

Das vierzigste Kapitel.

Von dem Stieglitzen.

Es sind diese gestaltet, wie die Ellritzen, vorne etwas runder, und hinten hinaus schmäler, sie stehen auch in den Bächen gerne zwischen den Ellritzen. Der Kopf und der Rücken sind durchaus ganz schön buntfleckigt; weshalber ihnen auch nach dem buntfleckigten Stieglitzvogel dieser Name beigeleget wird. Sie suchen sich mehr unter den Ufern und in der Tiefe zu verbergen, als die Ellritze, werden aber doch mit selbigen vielfältig gefangen.

Ihre Laichzeit ist im Mai, sie vermehren sich aber so sehr starck nicht, als die vorberührte Ellritze. Sie haben zwar einen ziemlich guten Geschmack, jedoch dieser nicht gleich.

Das ein und vierzigste Kapitel.

Von dem Stichlinge.

Dieses schlechte kleine Fischlein, ob es zwar von keinem sonderlichen Werth ist, habe ich doch gar nicht übergehen wollen. Es ist ein schmales weisses Fischlein, und an den Floßfedern mit spizigen Stacheln versehen, woher es auch mit Rechte ein Stichling genennet wird.

Sie sind in Flüssen, Landseen und Teichen, bei warmer Witterung besonders häufig auf der Fläche des Wassers zu sehen. Der Geschmack ist

nicht

nicht sonderlich, benebst auch verdrüßlich zu essen, massen an den vielen kleinen Stacheln viel zu klauben ist, welche man nicht mit essen kann, dahero sie auch fast gar nicht geachtet werden. In Teichen aber nähren sich die Hechte und Forellen desto besser davon. Wo sie häufig gefangen werden, kann man auch seine jungen Enten damit aufziehen, und fett machen. Er streichet in Monat Mai.

Das zwei und vierzigste Kapitel.

Von dem Steinbeisser, oder Steinpeißker.

(Cobitis fossilis *Linn.*)

Dieser ist nicht viel besser, denn voriger Stichling, zu achten, hat ein zähes und nicht sonderlich geschmackes Fleisch. Deren Gestalt ist fast wie der Neunaugen, wird aber nicht so groß, etwan wie ein holländisches Tobackspfeiffenröhrlein, lieget an den Steinen in Bächen, und sauget den Steinschlamm, nähret sich sonst auch mit vom Moder und der Fäulniß des Wassers. Gemeiniglich, wo Ellritzen sind, findet man auch die Steinbeisser.

Ihre Streich- und Laichzeit ist verschieden. Einige halten dafür, daß sie im März, andere aber, daß sie im October laichen. Zwar ist an dieser Untersuchung nicht viel gelegen, dieweil der Fisch nicht viel zu ästimiren ist, bloß daß er die Reihe als ein Fisch mit hält.

Das drei und vierzigste Kapitel.

Von dem Krebse. *)

(Cancer.)

Solcher ist zwar, wie jedermänniglich bekannt, seiner Gestalt nach keinem Fische zu vergleichen. Jedoch da selbiger sich im Wasser ernähret und zu finden, so ist er nicht unbillig mit unter die Amphibia zu rechnen, massen sich selbiger sowohl in, als ausser dem Wasser ernähret; wie er denn des Nachts aus dem Wasser heraus steiget, und sich mit Gras und Würmern zu nähren weis. Besonders aber, wenn Gewitter am Himmel stehen, bleiben sie nicht viel im Wasser, sondern suchen, wo sie hinaus kommen können, da sie denn auch zu der Zeit vielfältig mit Laternen und Fackeln bei den Wassern aufgesucht werden.

Seine wundersame Gestalt zu beschreiben, halte ich für unnöthig, massen dieselbe gar sehr bekannt ist. Jedoch von seiner Eigenschaft zu gedenken; so wirft er seine harte und hornichte Schale alle Jahre gemeiniglich im Mai und Junio ab, sowohl wie der Hirsch sein Gehörne alljährlich abwirft, unter welcher sogleich eine rothe dünne und zähe Haut ist, die dem Krebse sein Corpus zusammen hält; welcher jedoch binnen Monatsfrist sich schon wieder zu einem festen Schilde temperiret hat, auch wenn ihm eine Scheere ausgerissen wird, wächset ihm wieder eine andere.

Es

*) Die Krebse gehören nach Linne's System unter die Insekten A. d. S.

Es hat auch bei Abwerfung der Schale gemeiniglich der Krebs die grösten Steine, von einigen wollen sie für Krebsaugen, aber mit Unrecht gehalten werden. Diese sitzen an beiden Seiten des Magens, und wird dafür gehalten, daß der Krebs auch einen neuen Magen bei Abwerfung der Schale bekomme. Und zwar, sagen sie, setzte sich zwischen dem Häutlein des neuen und alten Magens, an den bucklichten Theilen, als ein Milchsaft, welcher sich sodenn in einen Stein coagulire, nachmals aber wieder auflöse, und den er hierauf als eine Stärkung und Unterhaltung wieder genösse. Wie man denn auch augenscheinlich wahrnimmt, daß die Krebssteine nach der Mieth- oder Mausezeit, (wird die Zeit genennet, wenn er seine Schale abgeworfen,) immer kleiner und kleiner werden; da man denn im Herbst und Winter, auch Frühlinge, wenig oder gar selten Steine in ihnen findet. Sind aber ja zuweilen welche vorhanden; so sind sie doch klein zu finden.

Es werden die Steine des Krebses als ein gutes Hausmittel aufgehoben. Sie sind recht gut wider die innerliche Hitze, sowohl bei Kindern, als grossen Personen, doch nach Proportion, einzugeben. Unter das Zahnpulver sind sie besonders gut zu mischen. Sie reinigen nicht nur das Zahnfleisch, sondern renoviren auch den Scorbut. Zu den Augen sind sie ebenfalls sehr bewährt. Wenn einem etwas ins Auge gestäubet oder gesprungen; so nimmt man einen mittelmäßigen Krebsstein, und steckt ihn ins Auge, hält das Auge anfangs etwas zu, daß er darinn bleibet. Alsdenn kann man ihn etliche Stunden darinn lassen; so renovirt der Krebsstein das Auge, und führet dasjenige, was

darinn gewesen, mit sich heraus. Man fühlet den Krebsstein wenig im Auge, und verursachet gar keine Paßion. Er ist daher noch fast kostbarer zu dergleichen Augenbegebenheiten, als eine Perle. Wenn auch, wie gar bald geschiehet, das gekränkte Auge schon etwas Hitze oder rothe Striemen bekommen; so resolviret solches der Krebsstein, und benimmt die Hitze.

Es wird auch mit dem Krebse eine sympathetische Fieberkur verrichtet. Als: man nimmt von dem Patienten, wenn der Paroxismus des Fiebers eingetreten, und beschneidet demselben die Nägel an Händen und Füssen, bindet selbige in ein rein Leinwandtüchlein, und bindet solches einem lebendigen Krebse auf, träget hiermit selbigen in ein fliessend Wasser, und läst ihn also dahin lauffen; so vergehet das Fieber. Solches ist mehr als einmal probiret und bewährt befunden worden. Hierbei aber ist noch zu merken, daß für eine Frauensperson ein Mutterkrebs, hingegen zu Mannspersonen die Männlein genommen werden müssen.

Die Vermehrung des Krebses geschiehet von dessen Eiern, welche die Mutterkrebse gegen den October inwendig, zwischen dem Magen und Schwanze unter der runden Schale, und also über den kleinen Nebenscheeren als in einem Bauche oder einer Höhle liegend bekommen. Selbige sind beschaffen, wie Fischrogen, welche denn gegen den Frühling mehr zeitiger werden, und nach und nach durch den unter dem Schwanze dahin gehenden Ausgang, von inwendig heraus, und unter dem Schwanze sich als ein grosser Klumpen Perlen ansetzen. Sie bekommen auch hier schon eine andere Farbe, da sie im Leibe gelb sind, hier aber

dun-

dunkelroth oder rothbraun werden, sonst aber unter dem Schwanze feste anhängen bleiben, und als ausgebrütet an demselben lebendig werden. Ob gleich anfangs die Eier zu lebendigen Krebslein geworden; so bleiben solche dennoch wohl 14 Tage so unter dem Schwanze kleben, bis sie mehr Stärke bekommen, und fortgehen können. Solches geschiehet im Junio.

Der Krebse Nahrung sind Würmer, auch Fische, Frösche, ingleichen Fleisch, Gras, und die Fettigkeit des Bodens. Dessen Fleisch ist auch recht wohlschmeckend. Ob es nun zwar scheinet, daß in den hornigten Schalen nicht viel heraus zu klauben; so ist es doch ein sättiges Fleisch. Sie sind aber in denen Monaten, in deren Namen der Buchstabe R. befindlich, nicht sonderlich gut; desto besser aber im Mai, Junio, Julio und Augusto, da sie vollkommen voll Fleisch und guten Geschmacks sind. Denn wenn sie im September hin beginnen Zwirn zu bekommen, welches gleich einer weissen feinen Flechse ist, so durch den Schwanz gehet; alsdenn werden sie schon schlechter.

Die Natur hat ihn mit vielen Gelenken und Gliedern, auch vielen Fasern, als Haaren, versehen, und empfindet mancher mit Schmerzen die Stärke, die er in den Scheren hat, daß er auch einen Menschen, wenn er ihn an einem Finger zu fassen kriegt, oder was er mit seiner Schere umgreiffen kann, durchkneipet, daß das Blut herunter lauft, oder doch wenigstens so, daß die Flecken eine Weile daran zu sehen sind.

Wenn man den Krebs durch ein Microscopium oder Vergrösserungsglas betrachtet, so siehet er recht wunderbarlich aus, und der, so den ersten

Krebs gespeiset, muß gewiß dreuste, oder ein besonderer Curiosus gewesen seyn. Es ist auch am Krebse zu merken, daß er kein Blut habe, welches als was besonderes anzusehen, da er doch blutmachende Nahrung mit genieffet.

Die Bach Krebse sind für die besten zu halten, und dieses daher, weil sie daselbst die beste Nahrung von den vielen kleinen Fischen und Fröschen haben. Und zwar, weil sie solche in den kleinen Bächen besser erwischen können, als in grossen Wassern. Denn auf seine Geschwindigkeit ob er gleich so gut hinterwärts, als vorwärts kriechet, kann er sich nicht verlassen, und kommen die kleinen Fischgen, wenn sie am Wasser Unrath vermerken, ofte zu ihm selbst in seine Löcher hinein; da er denn diejenigen, so er bezwingen kann, nicht leicht wieder heraus lässet, sonder verzehret.

In Teichen sind sie nichts nütze, besonders in Streichteichen, da verzehren sie die junge Brut oder Laich. So wühlen und machen sie auch Löcher in den Damm, weil solche des Tages über ihre Retirade sind. Mithin wäschet denn das Wasser die Löcher grösser, daß also solcher Damm in wenig Jahren wandelbar werden muß. Hier in Sachsen werden die meisten Krebse in der schwarzen Elster und in der Spree, besonders im Spreewalde, gefunden, da oftmals ein Schock Krebse über achtzehn Pfennige oder zwei Groschen nicht bezahlet wird.

Es werden auch die Seekrebse, so Hummers genennet werden, aus den Seehäfen hin und wieder in die Länder, aber vielmehr nur für eine Rarität, als Delicatesse, herum geführet. Diese sind gar groß, weniger über einen Fuß lang, und

Arms

Arms dicke, haben Scheren auf drei Zoll breit, aber ein grobes, zähes und Fischenzend Fleisch am Geschmacke. Es wird zwar wohl durch delikate Zurichtung und Gewürze verbessert; es bleibet aber alsdenn doch die Brühe allzeit besser, als das Fleisch.

Es ist zwar wohl an dem, daß in dem grossen Weldmeere, und in denen in und an demselben liegenden Seehäfen, gar vielerlei Fische sich befinden und gefangen werden, wovon auch unterschiedliche Sorten zu uns, theils eingesalzen, oder geräuchert, getrocknet oder marginirt, und dergleichen überbracht werden, wovon auch verschiedene Autores geschrieben haben; dergleichen aber hier anzuführen erachte ich für unnöthig. Denn was sollte dieses einem deutschen Weidmanne viel helfen? Wenn man ihm gleich die Augen mit Vorlegung allerhand Historien füllete; so würde ihm doch solches nichts mehr nützen, als daß er Historien von fremden Ländern zu erzählen wüste. Ob zwar selbiges auch nicht schaden kann, wenn man etwas in die Historie, Geographie und dergleichen mit einsiehet, um von den politischen Welthändeln einen vernünftigen Schluß zu fassen, und eine Einsicht davon zu bekommen. Wenn ich aber dieses mein vorgelegtes Werk mit ausschweifenden Historien anfüllen sollte; so würde es nicht nur zu weitläuftig werden, sondern ich müste auch oftmals von meinem Hauptzwecke, als der Praxi, abgehen. Dahero will ich auch hier in Ansehung der Fischerei bloß, wie anfangs erwähnet, bei den praktikabelsten Einrichtungen und Nutzung des Wassers und der Fische bleiben. Und weil die Ströme, Flüsse und Bäche, keiner sonderbaren

Ein-

Einrichtung an sich selbsten nöthig haben, wohl aber aus denselben nutzbare Teiche, Weiher und Behälter, wie auch aus unterschiedlichen Quellen, zu machen sind, so will ich nunmehr das nöthige davon nach einander abhandeln, und fortsetzen.

Das vier und vierzigste Kapitel.

Von den Wassern und ihrem Ursprunge überhaupt.

Unser werthes Deutschland ist recht wohl außer den sechs Hauptflüssen, als die Donau, den Rhein, den Main, die Weser, Elbe und Oder, mit noch vielen sowohl Schiff- als fischreichen Strömen, wie auch mit einer grossen Menge kleiner Flüsse und Bäche versehen. Solche aber alle hier zu erzählen, und auch deren Qualitäten und Beschaffenheiten anzuzeigen, erforderte einen eigenen Traktat, und würde hier viel Weitläuftigkeit machen. Welches ich also billig bei Seite setze, zumal da ich bloß die Observanz des Wassers nach dessen uns bringenden Nutzen vorzuzeigen gesonnen bin. Doch wird nicht undienlich seyn, zuförderst mit wenigem anzumerken, wie dasselbe nach dessen Ursprung und Quelle zu beurtheilen.

Was demnach den summarischen Ursprung und die Quellen der fliessenden und stehenden Wasser anbetrift; so ist nicht in Zweifel zu ziehen, daß solche nach der Schöpfung aus und durch die Erde quellen. Wollen wir aber nur den Ursprung und die Quelle der Wasser, so wie sie, als von der

Erde

Erde separirt, anzusehen, untersuchen; so ist dieses wohl der Hauptsatz: Alle Wasser, so wir auf der Erde sehen, die kommen aus dem Meere, und gehen wieder ins Meer; und zweitens: Alle Wasser kommen aus der Erden, und gehen auch wieder in die Erde.

Betrachten wir die Erde; so ist solche ein durch und durch wässeriger Körper, welcher aus seinen Poris die vielen Quellen heraus wirft, woraus Brunnen, Bäche, und aus diesen schiffreiche Flüsse sich sammlen, die letztern aber alle in das Meer sich ergiessen, und aus dem Meere sich wieder in den Erdklumpen einseigen und eindringen, woraus denn hernachmals das Wasser wieder durch seine Ausgänge zu Tage kommt. Davon rühret auch der unterschiedliche Geschmack und äusserliche Wirkung des Wassers ohnstreitig her; wie man denn bald süsse, bald saure, und theils schwefelichte, salpeterichte oder salzige Wirkungen in den Wässern findet, welche alle ihr Nutriment und ihre besondere innerlichen Kräfte aus dem Erdkörper empfangen.

Wenn man einen kleinen Vergleich von einer Abzieheblase oder Kolben hiergegen hält; so bekommt man, wenn man in die Blase oder den Kloben süsse Kräuter oder Wurzeln thut, im Abziehen süssen Spiritum; thut man bittere hinein, so gibt es bitteren Spiritum; thut man schweflichte oder hitzige Materie hinein, so erhält man feurige; schüttet man salpetrige oder kühlende Sachen hinein, so bekommt man erkühlende. Also wie die Erde an ihren inwendigen Theilen beschaffen ist, dergleichen gibt sie auch den herausdringenden Wassern einen innerlichen Geist zu wirken.

Nun

Nun ist zwar die erste Quelle des Wassers aus der Erden, und sind also dieses die zwei ersten Elemente. Es können aber diese zwei Elemente ohne der andern Mitwirkung nicht alleine bestehen. Also kommt nun das dritte Element, als das Feuer hinzu; wie denn bekannt, daß auch durch der starken Sonnenstrahlen Gewalt die Wasser und Quellen sehr versiegen und zurück gehalten werden; jedoch aber auch dieselben mit des vierten Element als der Luft Beiwirkung, auch aus dem Meere und Erdboden Wasser und Dünste hinauf ziehen, wie man z. B. öfters bei Sonnenschein siehet, daß sich solche lange und trübe Strahlen aus der See hinaufwärts ziehen. Wie viel dunstet die Erde nicht ferner als Nebel und Thau aus, welche sich oftmals nach dem gestirnten Himmel hinauf ziehen? da denn die aus dem Meere und der Erde aufsteigende Dünste durch der Planeten Wirkung temperirt, und in der Luft verdünnet werden, und also vermittelst eben dieser Planeten Wirkung durch die Luft wieder der Erden zugetrieben werden. Daß aber hierbei die Sonne ihre stärkste Wirkung als ein feuriger Planet hat, solches ist ganz klar zu schlieſſen, weil nehmlich im Sommer, wenn die Sonne über dem Horizont am höhesten stehet, es regnet, im Winter aber, wenn sie niedrig ist, und über unsern Horizont nicht so kräftig strahlen und wirken kann, es dagegen Schnee und Eiß gibt. Denn dieses beides ist nichts anders als ein kaltes Wasser, wird auch bei der Sonnenannäherung wieder zu Wasser.

Wenn nun Regen folgen, und die Schnee schmelzen, so werden die Quellen, Bäche und Flüsse freilich vermehret; jedoch ziehet auch der

Erd-

Erdboden schon wieder viel in sich. Und ist also hieraus nach menschlicher Vernunft nichts anders zu schliessen, als daß das Wasser aus der Erden berührter massen seinen Quell und Ursprung habe, und durch Wirkung der andern beiden Elementen wieder in die Erde getrieben wird.

Hierbei will ich noch eins zum Beweise setzen: Man betrachte die unbeschreiblichen, und dem Menschen nicht alle zu wissen möglichen Quellen und Ausgänge des Wassers aus der Erden, welche sich alle in Bäche und Flüsse, und diese letztern alle in die Meere und Seen ergiessen, welches nun schon etliche tausend Jahr so gewähret hat; doch aber bleiben die Meere immer einerlei, und sollten sie sich widrigenfalls nicht in so langer Zeit vermehret haben? Nein; und ist dieses ja klärlich an den Seehäfen zu ersehen. Diese bleiben beständig bei ihrer Ebbe und Fluth.

Die Ebbe und Fluth bestehet kürzlich hierinnen: Es lauft an den Seekanten und Ufern die See oder das Meer alle Tage glatt vom Ufer ab, daß es so trocken vom Ufer hinein in die See wird, daß man theils Orten wohl auf eine halbe deutsche Meilweges weit hinein gehen kann. Dieses ist die Ebbe. Wenn nun das Wasser einige Stunden so vom Ufer weggeblieben; so kommt es auch wieder zurück, und tritt wieder in seine vorigen Ufer. Und dieses ist die Fluth.

Diese Veränderung und Abwechselung hält das Wasser auch accurat, daß die daselbst wohnenden Menschen genau wissen, wenn und zu welcher Stunde sie Ebbe oder Fluth haben, wie lange die See aussen bleibet, und trocken ist, und wie lange sie am Ufer stehet; da denn die Einwohner sich

dar-

darnach achten, wenn sie in die See hinein gehen können, und Schnecken, Austern, Muscheln und dergleichen vielerlei Sachen suchen, welche die See mitgebracht, und hinter sich gelassen.

Die Ebbe und Fluth findet man zwar an allen Seehafen und Ufern. Jedoch ist die Zeit des Abgangs und Wiederkommens der See nicht an allen Enden zu gleicher Zeit und Stunde. Auch ist die Ebbe und Fluth an manchen Orten in 24 Stunden nur einmal, an andern zweimal, und so ferner unterschiedlich, bloß daß sie ihre Zeit gemeiniglich hält. Jedoch wird ihre Zeit zuweilen in etwas wegen der Seestürme verrückt, wenn nehmlich der Wind durch seine Gewalt das Wasser an seiner sonst ordinairen Bewegung hindert, und dasselbe entweder zurücke hait, oder mit grösserer Macht etwas eher, als sonst geschiehet, an das Ufer treibet; dahero auch zuweilen an den Seekanten grosser Schade geschiehet, wie z. B. vor etlichen und zwanzig Jahren, leider! von Ostfrießland zu hören war, daß durch den grausamen Sturmwind ein ziemlich Stücke Landes überschwemmet wurde. Solches war aber was ganz ausserordentliches. Sonst bleibet die See in ihren Ufern, und vermehret sich das Wasser nicht darinn. Wäre dieses, so wären die Seehäfen und Seestädte längstens überschwemmet, und nicht mehr zu sehen.

Das Meer oder die See ist fast nicht anders zu vergleichen, als wenn man Wasser in eine Mulde oder Schüssel schüttet, und die Mulde beweget; so wird das Wasser an einer Seite der Mulde höher hinauf spielen, hingegen an der andern Seite tiefer in der Mulde herunter fallen. Kommt nun das Wasser auf dieser Seite wieder zurück gefallen;

so wird es an der andern Seite wieder höher hinauf spielen, an dieser aber herunter fallen. Kommt aber endlich der Wind mit dahinter her, desto stärker treibet er es am Ende hinauf.

Also kann man nun die See, welche auch wie in einer Mulde von Erde eingefasset ist, vergleichen, worinn das Wasser von einem Seestrande oder Hafen, theils durch Bewegung der Erden, und theils durch die Luft, zum andern hin und her getrieben wird, und hierdurch theils mit in die Luft gehet, theils aber auch in den Erdkörper eindringet, welcher also durch und durch voller Wasser steckt.

Man betrachte zu dem Ende nur im sandigen und platten Lande, ob nicht Wasser in der Erde steckt, auch theils zu Tage ausquillt? Ferner findet man sowohl im leimigten Boden, als in Gebürgen, gleicher weise Wasser genug. Ja auf und an den höhesten Gebürgen finden sich Quellen, die aus den Felsen herkommen. Wird auch in dem festen Gestein eine Ecke oder etliche Lachtern hinein gearbeitet; so findet sich Wasser in dem puren Felsen.

Also erhellet hieraus klärlich, wie berührtermassen mehrmals angeführet, daß das Wasser aus der Erden komme, und wieder hineindringe, auch daß durch die Mitwirkung der andern Elemente, als des Feuers und der Luft, das Wasser des Meeres und die Dünste der Erden aufgezogen, solche aber auch wieder durch das Feuer der Planeten herunter nach der Erden getrieben, und durch die Luft in Regen und Schnee verdünnet werden.

Von den Ausdünstungen will ich noch was merckliches anführen. Wenn im März Nebel aufsteigen; so erfolgt den hunderten Tag darauf grosses und anlaufendes Wasser in den Flüssen durch Regengüsse; und so viel als Nebel im März aufsteigen, so vielmal laufen die fliessenden Wasser eigentlich den hunderten Tag darnach auf. Welche Proben ich nicht nur von vielen vernommen, sondern auch durch meine eigne Anmerkung und Erfahrung oftmals wahr befunden habe; so, daß zuweilen nicht ein oder zwei Tage daran gefehlet. Welches auch ein sorgfältiger Hauswirth, der nahe an den Flüssen wohnet, wohl anmerket, und sich diese Märznebel annotiret, damit er seine zu der Zeit vorhabende Heuerndte darnach einrichtet, und sich darzu hält, um selbiges erst wegzubringen, ehe das Wasser auflauft.

Was ist aber ein Nebel anders, als eine Ausdünstung der Erden? Da nun im März, als gegen und bei dem Æquinoctio, der Erdboden durch der Sonnenwärme erreget und aufgeschlossen wird, und sodenn deren dicke Dünste durch den Nebel aufsteigen, und nachmals binnen hundert Tagen durch die beiden Elemente, Feuer und Luft, purificiret, gereiniget, und also verdünnet, der Erden wieder häufig zugetrieben werden; so schlucket solche alsdenn einen Theil davon ein, das überhäufte aber gehet dem Meere durch die Flüsse zu.

Man betrachte hiernächst auch den Thau. Dieser ist ebenfalls nichts anders, als eine wässerige Ausdünstung aus dem Erdboden. Da nun die Sonne nach dem Frühjahrs-Æquinoctio den Erdboden mit ihrem heissen Scheine mehr zwingen kann, und also nach deren Untergang des Nachts

die

die Erddünste mehr Freiheit bekommen empor zu steigen, und sich in der Luft conjungiren wollen, inzwischen aber die Sonne mit ihren Strahlen wieder hervorleuchtend kommt; so druckt sie die wässerige Feuchtigkeit der Erden wieder herunter, daß sie in ihren Schooß wieder fallen muß.

Nachdem aber im Herbste, und vollends gegen dem Winter zu, die Sonne niedriger und von uns entfernter ist, die Erde aber gleicher Weise ihre eingenaturte Nässe ausdringet, und alsdenn der kalte Mond mit Beiwirkung der andern Planeten, wegen der Sonnen Entfernung, mehr Macht hat; so drückt selbiger gleichfalls die Ausdünstung zurück, daß also diese Nässe zu Reif, Frost und Eise wird. Hieraus ist ganz klar zu sehen, daß beides, die Nässe des Thaues und des Frostes, aus dem Erdboden kommt, und auch wieder demselben einverleibet wird.

Dieses wäre nun genug von dem Ursprunge des Wassers. Nun will ich auch ferner zeigen, wie das Wasser zu beurtheilen, und wie dessen Gebrauch am nützlichsten zur Fischerei zu beobachten sey. *)

*) Das ganze Gewäsche, womit uns der Verfasser in diesem Kapitel von Wasser und dessen Ursprunge unterhält, heißt gar nichts, und gibt den deutlichsten Beweis ab, daß seine physikalische Einsichten in die Natur der Dinge angemein klein und unbedeutend gewesen seyn müßen. Er hätte beim Weidwerke bleiben, und sich nicht in philosophische Betrachtungen einlassen sollen. A. d. S.

Das fünf und vierzigste Kapitel.

Von der Observantz des Wassers, solches zu beurtheilen, und wie es nützlich zur Fischerei anzuwenden.

Nachdem ich hiebevor angeführet, daß zur Strom- und Flußfischerei keine Verbesserung nöthig, auch hierinn kein Nutzen zu schaffen ist, ausgenommen was zum Fischfange angebauet und eingerichtet werden kann, sondern nur pur dahin zu trachten ist, wie die Bäche und Teiche nutzbar zu besorgen, anzulegen, und zu besetzen sind; so muß man wohl vornehmlich auch die Wasser observiren, und daraus urtheilen, ob es rathsam sey, Teiche und Weiher an diesem oder jenem Wasser anzulegen, auch nach der Beschaffenheit des Wassers wissen, was es für Fische ernähren und tragen könne.

Dergleichen Untersuchung, daß man das Wasser mit der Wasserwage künstlicher Weise examiniren müsse, ob solche schwer oder leicht sey, ist nicht nöthig. Ob zwar unwidersprechlich, daß ein gesalzen und trübes Wasser schwerer ist, als ein helles, aus steinigtem und kiesigtem Grunde quellendes Wasser, und daß auch dieses dem menschlichen Körper freilich gesunder, als ein gesalzen und trübes Wasser; so befindet sich dennoch bei vielen Fischen das Gegentheil, daß sie in salzigen Wassern delicater und fetter werden, als in hellen Wassern. Jedoch ist hierinn auch der Fische Unterschied zu beobachten, und stehen die Fische, so von Natur ein helles und hartes Wasser lieben, gar nicht in trü-

trüben und faulen Wassern. So ist es auch mit diesen. Wenn sie in helles Wasser gesetzt werden, so kommen sie auch nicht fort, wie ich denn bei Beschreibung eines jeden Fisches angemerket, was sie für Wasser oder Nahrung nöthig haben.

Also ist die Observantz zu Fischwassern auf diese Art vornehmlich zu nehmen, daß man, wie ich im vorstehenden Kapitel angemerket, seinen Ursprung oder Quellgefässe des Erdbodens betrachte, was dem Erdboden nach, das Wasser, für einen Geist oder innerliches Wesen habe. Als zum Beispiel, wo Silber- und Kupferbergwercke sind, woselbst die Erze gepocht, oder die wilden und mineralischen Stollenwasser durch allerhand Kunstwercke aus der innersten Erden zu Tage herausgeschaft werden, und sich alsdenn in Bäche ergiessen, dergleichen Wasser ist zu Fischen gar nichts nütze, und stehet und bleibet kein Fisch darinn gut; besonders wo das mineralische Wasser erst aus der Erde und vom Puchwercke kommt, und noch, so zu sagen, roh ist. Es wird aber doch dergleichen Wasser bald durch die Luft gereiniget, immassen, wenn es nur ein oder zwei Stunden weit fortgeflossen, jedoch nach den Umständen wohl weiter, so wird das Wasser schon unterbrochen, das mineralische Wesen, wie gedacht, durch die Luft weggenommen, und solches wieder zu Fischen brauchbar.

Auch sind die Quellen in Gebürgen, so sehr kalt sind, und aus Felsen springen, auf diese Art nicht viel nütze, wenn sie gleich bei deren Ausgang gebraucht werden sollten, daß man sogleich Weiher oder Teiche dabei machen, und diese kalte und mit vielem mineralischen Wesen annoch ver-

mischte Quell- oder Springwasser alsbald auffangen, und in solchen, Fische fortzubringen suchen wollte. Dieses gehet gleicher massen nicht an, dieweil das sehr schwefelichte und rohe Wesen des Erdbodens noch darinnen steckt. Wenn aber solches bei weiterm Fortfliessen, sowohl durch die Luft, als auch von der Fläche des Erdbodens, selbsten gereiniget, und dessen mineralischer Geist evaporiret und unterbrochen worden, alsdenn gibt es gute Forellen- Aschen- und dergleichen Teiche.

Sonst ist noch zu gedenken, wenn man auch eine dergleichen noch rohe und ungeläuterte Bach ohne Auffangung besetzen wollte; so wird es gleicherweise darinn nicht gut thun, und die Fische werden in das Wasser hinunter reisen, wo sie finden, daß das Wasser schon mehr purificiret ist; da überdem ohnedis die gebürgischen Gewässer nicht alleine an ihrem Ursprunge sehr mineralisch, sondern auch gar kalt, dahero auch hart sind, wie denn alle Wasser, die aus einem tiefen Quell aufsteigen, hart sind, wenn sie nicht in der obersten Fläche der Erde salzigte, salpetrige oder schwefelichte Theile finden, und sich theils bei deren Ausgang schon filtriren, dieses aber besonders sehr harte Wasser sind, die im Sommer kalt und im Winter warm sind, ob sie zwar wie mehrmals gedacht, durch ihren fernern Lauf auf kiesichten oder auch auf lettigen Boden filtirt werden; so muß man also dieses zu judiciren wissen, und die Eigenschaften der Fische observiren, welche Art sich in dergleichen Wasser schicket. Denn wollte man Karpfen, Karauschen und dergleichen, in solches Wasser bringen; so würde man nicht viel gutes stiften,

es sey denn, daß es schon eine Strecke weit fortgeflossen wäre.

Die harten Wasser sind besonders hieran zu erkennen, 1) wenn sie im Sieden bald einkochen; 2) wenn man solche in ein Glas gieffet, und dieselben sehr perlen, auch die Perlen unten aus dem Grunde starck hinauf steigen, und sich an der Seite am Glase fest ansetzen, solche haben noch ein gar spirituöses Wesen, welches noch nicht unterbrochen ist.

Ferner ist auch zu observiren, ob das Wasser trübe, schwarz, und dergleichen, oder auch eines faulen Geschmacks ist, welches sich gemeiniglich an den Brüchen also äussert. Massen, wo schwarzpfuhlichte Wasser sind, und zu nahe an ihrem Ursprunge gefasset werden, selbige sind ebenfalls zu allerhand Fischen, als zu Hechten, Bärschen, Sandern, und dergleichen, nichts nütze. Mit Schleien, Karauschen und Karpfen gehet es noch eher an; doch aber ist es besser, wenn das Wasser erst durch einen Fortgang und Ablauf gereiniget wird.

Auch ist nach dem Boden mit zu sehen. Auf kiesigtem Boden filtrirt sich das Wasser allemal mehr, als wie auf lettigem. Und überhaupt sind die Teiche nicht viel nütze, wenn sie mit rothpfuhlichtem Wasser angefüllet sind; wie denn auch die Fische selbst von dem schwarz- und rothpfuhlichtem Wasser eines übeln und moderigten Geschmacks werden.

Wenn auch zur Sommerszeit die Wasser oben so roth, theils auch bläulicht und grünlicht werden, welches gemeiniglich bei trocknen Zeiten, und

wenn die Veränderung des Wetters nahe vorhanden ist, zu geschehen pfleget; so blühet das Wasser vorhero, und zwar durch innerlichen Trieb und die Ausdünstung des Erdbodens.

Wenn die Wasser blau oder grünlicht mit unter blühen, daselbst ist der Boden schon besser zu Fischen, als wo es pur roth blühet. Hiervon etwas weniges zu gedenken; so geschiehet die Blühung des Wassers insgemein auf stillstehenden Wassern, desgleichen wo die Teiche sonst einen Abfluß haben, und selbiger sich bei trockener Zeit etwan verlohren, wie auch an einigen Flüssen im Sommer, allwo an deren Ufern solche Ecken sind, die nicht beständig mit fliessen, sondern das Wasser sich nur sachte hinein drehet. Bei erfolgendem Regenwetter aber wird das Wasser wieder gereiniget, wenn anders auch das Wasser einen Abfluß haben kann. Wo aber das Wasser zur Reinigung niemals einen Abfluß haben kann, daselbst ist es keinen andern Fischen dienlich, als denen, so gern im Schlamme stecken, worauf besonders nicht nur bei Anlegung neuer Teiche und Weiher, sondern auch bei deren Besetzung zu sehen, wovon ein mehrers hiernach folget.

Das

Das sechs und vierzigste Kapitel.

Von Anlegung der Teiche, Weiher und Behälter.

Zu Forellen sind die Teiche am nutzbarsten, wenn sie einen steinigten dabei aber kiesigten Grund haben; in schwarzmoderigtem Grunde oder matten Sande dienet kein Teich zu Forellen. So muß auch der Teich mehr schattigt, als in freier Sonne liegen. Wenn man auch noch so considerable Quellen oder Springbrunnen hat, die zwar aus ihrer Quelle heraus, kalt, helle, und angenehmen Geschmacks kommen, das Wasser aber hierauf über matten, sandigen oder morastigen freien Boden fortfliessen muß, (wodurch es matt wird;) so ist dasselbe den Forellen und Aschen nichts nütze. Und wo das Wasser gar keinen beständigen Abfluß hat, darinn dauert ebenfalls keine Forelle; sondern sie will ein ganz reines, hartes und gutes Quellwasser mit Stein und kiesigtem Grunde haben.

Es ist daselbst füglich ein Forellenteich anzulegen, allwo gute Quellwasser in einem schattigten Thale eine Strecke von ihrem Ursprunge fortgelaufen, daß man denn ein solches Wasser in einem Damm fange, und zu einem Teiche mache. Die Größe, Dicke und Weite des Dammes muß nach Gelegenheit des Erdbodens observiret werden, worinn jedoch hier keine gewisse Maaße zu setzen, sondern nur dieses zu beobachten ist, daß der Damm unten im Grunde auf ein bis anderthalb Lachter im Grunde eingegraben und ge-

setzt, auch mit Leimen und Thon fest verrammelt werden muß. Ist kein Thon oder guter Letten auf demselben Platze vorhanden, muß solcher herbei gefahren werden. Denn mit Thon und Letten kann man die Wasser verwahren, daß sie nicht durchdringen, aber mit Sande und schwarzem Erdreiche nicht, auch ist schon der sandige Leimen nichts nütze dazu, welches bei allen Teichdämmen in Acht zu nehmen ist.

Ferner gehöret sich auch ein Flußgerinne oder Flußbette mit an einer Seite des Dammes zu machen, woselbst das Wasser beständig ablaufen kann, wie auch eine Zapfenrinne durch den Damm. Und zwar muß selbige auf 2 bis 3 Fuß tiefer liegen, als der Teich, damit das Wasser ordentlich abgelassen werden kann. Auf der Zapfenrinne muß entweder ein Ständer, oder aber noch besser, ein Grundzapfen oder Schießkulpen seyn. Die Verfertigung desselben hier weitläuftig anzuführen, achte ich unnöthig zu seyn, massen solche ein Teichmeister und fast jeder Zimmermann und Müller zu machen verstehen muß. Besonders müssen auch Rechen oder Reffen vor das Fluth- und Zapfengerinne seyn, daß die Fische nicht mit dem Wasser fortgehen mögen.

Dieses aber ist an den Forellenteichen noch zu merken, daß hierbei auch Forellensprünge gemacht werden müssen; in Betracht, daß die Forellen gleich einem Lachse Manns hoch aus dem Wasser herauf und über den Damm springen können, wie auch am Flußgerinne geschieht, und wissen sie sich vom Damme schön wieder in das Wasser zu wälzen. Dieses geschieht nun aber, wo der Damm etwan bei großen Wasser meistens vollufrig wird;

am meisten und am liebsten aber gehen sie dem Wasser entgegen und hinaufwärts. Also werden über dem Teiche auch ein oder zwei Forellensprünge gemacht. Diese sind also beschaffen:

Es wird sowohl über, als auch unter dem Fluthgerinne ein enger Rechen gemacht, doch nicht weit davon, daß, sobald die Forelle übersetzt, sie bald an den engen Rechen komme, worinn dennoch meistens am Grunde von hölzernen Stäben Einkehlen, wie an einer Fischreise sind, vorne weit und hinten enge, damit, wenn die Forelle hinein kommt, sie nicht wieder heraus gehen kann. Es müssen aber auch die Einkehlen also gemacht werden, daß man selbige von oben in den Rechen hinein schieben und wieder herauf ziehen kann, damit man selbige wieder heraus nehmen, und entweder wieder in den Teich werfen, oder zu speisen mit nach Hause nehmen kann.

Besonders muß das Wasser im Forellenteiche kleine Fische haben, daß die Forelle einen Zugang und Nahrung davon haben kann; oder aber man muß sowohl Bäche, als Teiche, mit Gründlingen, Ellritzen, Heßlingen, und dergleichen besetzen.

Zu einem Hecht- und Seebarsch- oder Sandereiche gehöret auch ein reines Quellwasser, oder mit einem einfliessenden Bächlein. Jedoch vertragen diese das gar kalte Wasser nicht gar wohl, wollen auch lieber einen lettigen und etwas sanderdigen Boden. Dergleichen Teiche und Weiher mögen eher in flachen Feldern, und wo das Wasser matt wird, gemacht werden, wenn sie nur frische Quellen in sich, oder zu laufen haben. Hierinn stehen auch die Barmen, Bleier und

Dö-

Döbel gerne, wie auch die Nörfling und Orfen, doch jedes nach seiner Art. Benebst thun auch die Gründlinge und Schmerlen gut dabei.

Die für einen Haushalter nützliche Karpfenteiche aber sind am besten, die weiches Wasser haben, in tiefen schattigten Thälern aber taugt es nicht, Karpfenteiche zu haben, besonders wo sie nahe an kalten Quellen liegen, oder dergleichen in demselben zu befinden sind. Wenn man einen lettigen und leimigen Grund und einen mäßigen Zugang vom Wasser haben kann, benebst wo Felder und Hutungen an den Teichen mit seyn können, da ist es desto besser. In solchen Teichen wachsen die Karpfen schleunig, und werden recht fett.

Allzu vieles Flußwasser durch einen Teich zu führen ist nicht dienlich, massen der starcke, und zuweilen große Anlauf des Wassers die Fettigkeit aus dem Teiche mit wegnimmt. Derowegen wo Teiche sind, oder wenn sie an solchen Flüssen oder Bächen gemacht werden sollen; so ist besonders darnach zu sehen, daß die wilden oder allzu starcken Wasser neben dem Teiche weggeführet werden können, damit nur der Teich einen wenigen Abfluß leiden darf.

Auch können Teiche auf solchen Oertern gemacht werden, woselbst man die Regen- und Schneewasser auffammeln kann, wenn sie anders auch einen guten und fetten Boden haben, oder, ist ja etwas sandiger Boden mit vorhanden, so ist auch dahin zu sehen, daß auch der Teich vom Felde oder Triften Besserung mit haben kann.

Zu den Karpfen hat man derlei Gattungen nöthig; als:

1. Streichreiche,
2. Streckreiche und
3. Haupt- oder Besetzreiche, oder die man zum Besetzen und Wachsthum der Fische hat.

Die erste Art, als die Streich- oder Laichteiche, sind am besten, wenn sie gut in der Sonne liegen, dabei einen etwas sandigen Boden haben, daß auch etwas Gras nach der Fläche darinn wachse. Diese Teiche müssen auch nicht sonderlich tief seyn, und nach den Ufern auser dem Damme ganz flach hinaus laufen; es muß auch hierinn nicht viel Wasser zu- und ablaufen. Wenn so ein Teich bloß eine Quelle zum Zugang hat, daß er sich nur davon erhält, ob gleich nichts übrig bleibt und ablaufen kann; so ist es schon genug. Ist an den Seiten kein Gras oder Kaupen vorhanden; so muß man Weiden, Haseln und dergleichen runde Pfähle strichweise in den Teich schlagen, welche nur so weit aus einander sind; daß ein Karpfen durchgehen kann. An diesen Pfählen streichen sie sodenn bei ihrer Laichzeit ihren Rogen und Milch ab.

Die andere Art, als die Streckreiche, können nach Gelegenheit tief oder flach seyn. Jedoch ist auch nöthig, daß ein solcher Teich schon einiger massen Nahrung habe. Allermassen, wenn der Satz anfangs so verkrüppelt, so wird nach diesem nicht viel rechtes daraus.

Die dritte Art sind, wie oben schon erwehnet, die Haupt- und besten Teiche zum Besetzen, und einen guten starcken Fisch darinn zu ziehen. Je größer nun der Teich ist, je mehr da hinein ge-

setzet werden kann. Dennoch aber muß man den Unterschied hiebei wissen, und ermessen, ob der Teich, den man vor sich hat, guten Zugang und Nahrung habe, entweder daß von den Feldern bei Regenwetter die Besserung sich mit hinein wäschet, oder ob viele Hutungen dabei sind, insonderheit für Schaafe, wovon ein Teich freilich mehr Nahrung bekommt, als von den allgemeinen Fließwassern. Von deren Besetzung soll bald ein mehrers gemeldet werden.

Annoch hat man auch kleine Teiche oder Weiher, zu Gründlingen und Schmerlen. Diese wollen nun zwar einen etwas kiesigten und steinigten Grund und frisch Wasser haben; aber es ist dennoch am nützlichsten, wenn Viehhutungen dabei herum sind.

Ausser dem hat man auch Fischhälter, oder Behälter nöthig. Diese müssen entweder gute Quellen in sich selbst, oder doch einigen Zugang vom reinen Wasser haben. Und da man doch die Hälter gemeiniglich bei den Höfen und Wohnungen zu haben pflegt, worinn man die Fische theils überwintern, oder auch, daß man zu jeder Zeit Fische zum Verkauf oder zur Verspeisung darinn aufbehalten, und heraus bekommen kann; so wäre es auch gar nützlich, wenn von dem Misthofe auch eine Fettigkeit mit hinein fließen könne. Wenn dieß nicht ist; so muß man die Fische mit Trebern oder Maltz und dergleichen füttern. Man macht auch einen Zaun an einen oder zwei Seiten inwendig, etwan 2 Fuß vom Ufer, im Hälter durch, und bringet zwischen dem Zaun und dem Ufer Schaafmist, oder, in Ermangelung dessen Kuhmist; Schweine- und Pferdemist aber ist nichts

nütze.

nütze. Von dieser Fettigkeit ernähren sich die Fische recht gut. Dennoch aber müssen die Hälter auch jezuweilen rein abgelassen werden; sonst wird das Wasser stinken, und kann auch in etlichen wenigen Wochen der Fisch hievon einen modrigen Geschmack annehmen.

Sonst ist hierbei noch anzumerken, daß in allen neugemachten Teichen, Weihern und Hältern, die erste Sammlung des Wassers darinn, wieder glatt ab- und heraus gelassen werden muß. Läuft ein Wasser hinein, so läßt man Anfangs den Damm nicht bis oben an mit Wasser anlaufen, sondern nur die Hälfte, und sodenn wird er wieder abgelassen.

Was die Teiche aber betrift, die vom Regenwasser, oder von denen selbst in sich habenden Quellen gesammlet werden müssen, so ist rathsam, daß man solche das erste Jahr ledig und mit Wasser angefüllet, liegen lasse, und das folgende Jahr das Wasser abgelassen, und solche alsdenn mit Fischen besezt werden, wovon gleich hiernach ein mehrers folget.

Das

Das sieben und vierzigste Kapitel.

Von ordentlicher Besetzung der Teiche, Weiher und Bäche.

Wenn also die Teiche und Weiher in guten Stand gesetzt sind, so besetzt man alsdenn dieselben, einen jeden nach seiner Art, was solche für Boden und Wasser leiden kann. Will ich nun Forellen und Aschen einsetzen, daß sie schlagen und streichen sollen; so muß ich zweijährige aussuchen, und die in einem Wuchse stehen, halb Rogener, und halb Milchener, nach Gelegenheit des Bodens 50 bis 60 Stück auf einen Acker gerechnet. Und setzet man solche im September im neuen Mond ein; so hat man alsdenn im künftigen Jahre Forellensatz zu hoffen.

Wenn man aber die Forellen bloß, daß sie nur wachsen sollen, einsetzen will, so setzt man auf einen Acker zwei auch drei Schock. Hierbei aber ist zu merken, daß, wenn ein Forellenteich mit dem darein gehenden fließenden Wasser nicht viel kleine Fische mit hinein kriegen sollte, man nach Bewandniß der vielen Forellen ein Paar Meßkannen Gründlinge und Schmerlen, noch besser aber etliche halbpfündige Karauschen und eine Parthie Weißfische zu ihrer Nahrung hinein, aber keine Hechte, darunter schmeissen müsse.

Hechte und Bärsche kann man auch in einen Teich zusammen werfen; es müssen aber nur die kleinen Grasehechte, oder der einjährige Satz seyn, die Bärsche aber müssen schon etwas stark deswegen seyn, daß sie die Hechte nicht so leicht anpacken kön-

können. Wiewohl der Bärsch ein Raub- und flüchtiger Fisch ist; so nähret er sich doch viel vom Wassergewürme mit; dahero können diese beide Sorten wohl zusammen stehen. Jedoch müssen auch Gründlinge, Ellritzen und Weißfische, oder aber Karauschen, mit zu ihrer Nahrung hinein geworfen werden. Die Hechte und Bärsche setzt man im März und April oder auch im September ein.

Mit den Karpfen muß rechte Ordnung gehalten werden; hingegen ist auch ein guter Nutzen davon zu haben, massen, wenn dieselben ordentlicher Weise gezogen und versetzt werden, in 5 Jahren ein ergiebiger Nutzen daraus zu nehmen ist.

Zu Streichkarpfen erwählet man feine lang gestreckete Fische, die nicht zu kurz und dickköpficht sind, sondern feine lange und gespitzte Köpfe haben. Auch drückt man sie ganz gelinde am Windloche, daß man gewahr wird, ob die Milchner feine weiße Milch gehen lassen, und der Rogner muß fein dickbäuchig seyn, woraus zu schließen, daß sie fruchtbar erfunden werden. Sie müssen auch nicht hohl äugig seyn. Hierbei hat man auch nach des Teiches Nahrung zu sehen; und wenn man auf einen Acker drei Rogner und zwei Milchner rechnet, so ist es schon genug. Wenn gar zu viel Streichkarpfen zusammen gesetzt werden; so schlagen und laichen sie zu viel Zeug, und wird nicht viel daraus.

Ein Karpfen, so zum Streichen tüchtig seyn soll, muß zum wenigsten 6 bis 7 Jahr alt seyn. Der Streichteich muß im Herbste reine ausgefischet seyn, damit man versichert ist, daß keine Hechte, Bärsche, oder dergleichen Raubfische darinn sind. Diese würden sonst nicht viel aufkommen lassen.

Dieses ist aber von solchen Teichen zu verstehen, die sich so geschwinde nicht wieder mit Wasser sammlen können. Welche aber einen ziemlichen Zugang haben, die fischet man erst im März, lässet sie sodenn wieder an, und setzt hierauf im neuen Mond im April die Streichkarpfen ein. Wenn nun der Herbst kommt, als zu Ende des Septembris, so fischet man den Streichteich wieder aus, und bringet die junge Brut oder Strich in einen Behälter, und die Streichkarpfen desgleichen in einen Behälter zur Witterung. Wenn aber der Streichteich so beschaffen ist, daß derselbe einen beständigen Zu- und Abfluß hat; so läst man die Streichkarpfen sammt der Brut bis in den März oder April darinne stehen, und alsdenn wird er ausgefischt, die Streichkarpfen werden wieder eingesetzt, und die Brut sortiret, der erste Strich, als die stärkesten alleine, und der letzte Strich, oder Laich, auch alleine, und solche alsdenn in die Streckteiche gebracht.

Hierbei ist zu gedenken, daß einige ihre Streichkarpfen anmachen oder anstreichen, welches ich dem Liebhaber auch hierbei communiciren will. Nehmlich wenn die Streichkarpfen in den Streichteich eingesetzt werden; so macht man diesen Anstrich. Hierzu wird genommen ein paar Hände voll Schaaflorbeeren, ein Löffel Honig, etwas Salz, und eine Messerspitze Ingwer und Pfeffer, machet hieraus eine Salbe, bestreicht sie an den Windlöchern damit, und setzet sie also ein. Oder man rühret Schaaflorbeeren in Teichwasser in einen Zober ein, und setzt die Karpfen eine halbe Stunde drein. Alsdenn nimmt man sie heraus, und reibet ihnen die Windlöcher mit Honig und

Pfef-

Pfeffer, läst sie also in den Teich. Zuweilen werden sie hievon matt. Derowegen muß man sie nur erst am Damme, wo der Teich tief ist, sachte hinein setzen. Wollen sie nun nicht gleich fort; so rühret man sie mit einem Sträuchlein an, daß sie sich anfangen zu bewegen, und fortzugehen.

Auch macht man es auf die Art: Man nimmt gesiebete Asche und Salz unter einander gemischt, reibet selbigen die Näbel und Bäuche damit. Alsdenn nimmt man Schaaflorbern in einem Zuber Wasser, und setzt die Streichkarpfen, wie vorher gedacht, darein, läßt sie etwan eine Viertelstunde darinn stehen, schläget von Reiß als ein kleines Zäunlein vorher in den Teich, nimmt die Karpfen aus dem Zober, und reibet ihnen die Bäuche brav mit dem Schaafmiste, worunter zugleich etwas Salz gethan worden, schüttet sie ganz gemach sammt dem Wasser in den Zaun, giebt so lange Achtung darauf, bis sie sich bewegen und fortgehen; oder aber man muß sie anregen, und ihnen forthelfen, sodenn das Reiß allmählich von den Pfählen abziehen, daß sie also weiter fort im frischen Wasser gehen können.

Es sind diese Forthelfungen der Natur zwar nicht zu verwerfen. Jedoch kann ich versichern, daß ich sowohl andern Leuten habe helfen, und auch von ihnen gesehen, Streichkarpfen einsetzen, als ich auch selbst für mich gar öfters Streichkarpfen eingesetzt, aber niemals einen Anstrich an ihnen gethan, oder gebraucht, und dennoch viele und gute Brut und Sätzlinge von ihnen bekommen habe, gleichwie ich solches auch bei mehrern Leuten befunden.

Das vornehmste ist nur hiebei, daß man einen Streichteich habe, der einen etwas leimigen, aber auch mit Sande vermischten Boden habe, und das Wasser besonders gegen Norden und Osten ganz flach aus und im Grase hinaus gehe, hingegen nicht viel röhrig sey, damit die Karpfen am Grase und an den Kaupen, oder den dahin geschlagenen Pfählen, wie im vorstehenden Kapitel angeführet, schlagen und den Leich abstreichen, und derselbe fein gegen die Sonne zu komme, damit selbiger recht erwärmet und vollends ausgebrütet werde, auch beim Laichen die Streicher fein ruhig und ungestöhrt stehen, nachmals aber auch der Teich feine Nahrung habe, daß sich die junge Brut gut forthelfen könne.

Hierbei kann ich nicht unberührt lassen, anzuzeigen, wie die Streichkarpfen ihren Laich zu Vermischung und Vermehrung bringen. Wenn im Mai das Wasser ziemlich erwärmet ist, und die Sonne fein helle und warm scheinet, so streichen die Karpfen nach der Fläche über einander her, der Rogener gehet unten, und der Milchner oben. Sie streichen sowohl über, als zuweilen neben einander, ganz sachte im Zuge hin und her, und geben beständig auf einander Acht. Kehret der Rogner um, so drehet sich der Milchner auch sogleich, bis sie denn in das Gras oder auf den flachen Sandboden aufstreichen; da denn, (doch durch Entzündung der Natur) wenn der Rogener seine Eier fahren läßt, der Milchner den Saamen auch wie eine Fettigkeit entgehen läßt, welche den Rogen besamet und fruchtbar macht.

Aller Rogen oder alle Eier empfangen nicht. Welches auch klärlich zu schließen; Denn sonst würde dem vielen Rogen nach, welchen nur ein Karpfe hat, das Wasser ja so wimmelnd voll werden, daß sie kaum Platz hätten. Jedoch ist ihre Vermehrung gar stark, und thut man sich selbst schaden, wenn man zu viel Streichkarpfen in einen Teich zusammen setzt. Dieses habe ich an den Streichkarpfen am besten befunden, daß, wenn man alte acht- oder neunjährige Weiblein oder Rogner nimmt, und hierzu junge Männlein oder Milchner, die nur etwa 5 bis 6 Jahr sind, dazu setzet, so streicht der junge Milchner mit dem alten Rogner besser und reichlicher, als wenn beide alt sind. Jedoch ein alter Milchner streicht nicht gar gut. Auch überdem, wenn die Streichkarpfen 11 bis 12 Jahr alt sind, so muß man selbige abschaffen. Sie streichen und laichen alsdenn keinen tüchtigen Satz mehr, sondern man schaft wieder jüngere in die Teiche.

Wenn nun der junge Laich ein Jahr alt ist, welcher an einigen Orten Brut, an andern aber Strich genennet wird; so setzt man selbigen in die Streckteiche. Hier geschiehet es nun, daß einige im Frühjahre im März oder April die Brut häufig in die Streckteiche schütten, mit dem Vorgeben, dieweil sie nicht alle fortkommen, daß auf den Herbst die Zahl bei dem Ausfischen dennoch stark werde.

Ich halte aber nicht viel darauf, und habe es auf diese Art besser befunden: Man nehme im Frühlinge die Brut, und zähle solche ab, daß auf einen Acker 15 bis 20 Schock aufs höchste kommen, jedoch nach dem der Schreckteich gute Nah-

rung und Zugang hat, auch wohl weniger. Das ist freilich an dem, daß die Brut nicht alle fortkommt. Theils gehet, weil sie so zart ist, während dessen, da man sie hinaus und in den Teich schaffet, darauf. Wenn die wilden Enten gerne im Frühjahr auf die Streckteiche zu fallen pflegen; so nehmen diese auch was weg. Wenn nun dieses auch geschieht, und gienge gleich das dritte Theil oder wohl etwas mehr darauf; so wird hingegen auch aus dieser Brut in einem Jahre schon ein Fisch, der fast ein halb Pfund wieget.

Setzet man dergleichen hierauf in einen Hauptteich; so werden auch in zwei, aufs höchste in drei Jahren vollkommene Karpfen zu drei und mehr Pfunden. Hingegen wenn die Brut als Sätzlinge im ersten Jahre allzu dicke stehet; so verkrüppeln selbige, und wird niemals was rechts daraus. Sie können auch nicht das Jahr darauf in Hauptteichen ausgesetzt werden; sondern sie müssen noch ein Jahr in den Streckteichen stehen, zumahl da sie wohl kaum das andere Jahr so groß werden, gar ofte auch nicht, als, wie ich oben gedacht, wenn sie nicht so überhäuft stehen, selbige in einem Jahre geworden sind.

Wenn die Brut ein Jahr im Streckteiche gestanden; so heist es ein sömmeriger Satz. Wenn er denn wohl gerathen, daß er Faustsatz genennet werden kann, (Faustsatz ist also zu verstehen, wenn man einen Sätzling in der Faust hält, und selbiger so lang ist, daß er auf einer Seite mit dem Kopfe, und auf der andern Seite mit dem Schwanze heraus langet,) so muß er in dem Streckteiche noch ein Jahr stehen; da er denn nach dem andern Jahre zwei sömmeriger Satz heist,

und

und das Frühjahr darauf in die Teiche gebracht werden muß, wo er stehen und wachsen soll. Annoch ist so viel zu gedenken, wer Steich = und Streckteiche haben kann, erwirbet mit dem Satze fast mehr, als wenn er große Karpfen darinn zöge.

Wenn nun der Satz gerecht ist, daß man ihn in die Hauptteiche bringen kann, so geschieht solches im Frühjahr im April. Selbiger muß nun ordentlich abgezählet werden; besonders aber muß man die Nahrung des Teiches zu observiren wissen. Man rechnet auf einen Acker 2, 3 und 4 Schock, auch, wenn der Teich gute Feldwasser mit zu genießen hat, wohl 5 Schock; höher ist aber nicht rathsam, 5 Schock ist schon viel. Bei Holzteichen, die keine sonderliche Nahrung, etwan von Viehtriften und dergleichen haben, und bloß die Holzquellen genießen, können auch nur der Acker mit einem Schocke besetzt werden.

In einem Teiche, welcher 20 Schock Karpfensatz träget, kann man gar füglich, 40 bis 50 kleine Hechte und etwan so viel Bärsche dazu setzen; die Hechte müssen aber klein seyn, als wie etwan einjähriger Strich. Denn sonst, wenn sie schon größer sind, packen sie den Karpfensatz an. Auch setzt man etwan zwanzig Stück fein starke Karauschen dabei, von deren Strich und Brut sich die Hechte und Barsche recht auffressen. Die Raubfische nehmen den Hechten keine Nahrung, tilgen aber die überflüßigen Karauschen und andere kleine Fische; und hat man auch desto mehr Vergnügen beim Fischen, wenn man von unterschiedlichen Sorten erwachsene Fische bekommt.

Man läßt also den Satz drei Jahr in einem Teiche zu wachsen stehen; alsdenn wird derselbe entweder im Herbste, oder Frühjahr darauf gefischet. Wo aber rechte nahrhafte Teiche sind, so stehen die Karpfen nur zwei Jahr, und können doch auf 3 und 4 Pfund schwer werden, welches denn auch die besten Karpfen zu speisen sind. Indessen haben sich die ersten eingesetzten Hechte und Bärsche brav groß gefressen, und auch während der Zeit gestrichen und sich dergestalt vermehret, daß ein reicher Fischfang erfolgen kann. Von denen zu der Zeit gelaichten Hechten und Bärschen können gleich wieder so viel mit in den Teich zur Besetzung genommen werden, massen selbige in dem Wasser, wo sie gezeuget sind, am besten wachsen.

Es pflegen auch wohl einige etwas Schleien, doch nicht allzu viel, mit bei dem Karpfensatze einzusetzen; aber es müssen auch kleine, und nur einjähriger Strich seyn, sonst schlagen und laichen selbige, womit den Karpfen viele Nahrung genommen wird. Jedoch will man auch von den Schleien urtheilen, daß, da sie ihrer Natur nach stets im Schlamme liegen, und selbigen durchwühlen, der Karpfe desto besser seine Nahrung vom Boden und von der Fettigkeit des Wassers haben kann.

Eben so nützen die Hechte und Bärsche auch viel, anerwogen der Karpfe ein fauler träger Fisch ist, jene aber in steter Bewegung und Flüchtigkeit zum Raube sind, und also die Karpfen desto mehr aufmuntern, damit sie ihre Nahrung desto fleißiger suchen. So sind auch die Hechte bei den Karpfen nützlich, in Betrachtung, daß in einigen guten Feldteichen, wenn zwei schlechter Satz hin-

ein

ein gesetzet wird, einige das zweite Jahr darauf, wider des Eigenthümers Willen, streichen und laichen; da denn die Hechte die Brut wegschnappen, welches auch hierzu sehr nützlich ist, damit die Karpfen desto besser wachsen, wenn die Brut wegkommt. Es müssen aber dieses schon besonders dienliche Teiche zum Karpfenstreichen seyn; sonst streicht und schlägt kein Karpfe, ehe er nicht 6 Jahr alt wird. Mithin ist die Ziehung der Karpfen eine recht profitable Fischerei; sie muß aber ordentlich und wohl in Acht genommen werden.

Das acht und vierzigste Kapitel.

Von allerhand Arten Fische zu fangen, und erstlich von dem Flußfischfange.

Den Fischfang, wie solcher auf so vielerlei Art, als mit großen Fischergarnen, Hauben, Wurfgarnen, Garnsäcken, Hamen, Reusen, und dergleichen traktiret wird, nebst der Verfertigung der vielerlei Zeuge, würde viel zu weitläuftig seyn, der Länge nach zu erzählen, und zu beschreiben. Und weil solches auch von dem Weidmanne eigentlich nicht gefordert wird, allermaßen hierzu besonders bestellte Fischer und Leute sind; so will ich nur etwas weniges hiervon berühren.

Als: Die Fischer halten eine Jagd. Dieses geschieht also: Sie haben ein großes Garn, ist der Fluß breit, wohl zwei, auf die Art, wie eine Wathe. Solches richten und stellen sie die Quere durch den Fluß. Alsdenn haben sich die sämmt-

lichen Fischer dieses Flusses mit Kähnen versammlet, und halten eine ziemliche Ecke über das Garn, fahren also neben einander ausgebreitet den Strom hinunter, klappern mit den Kahnketten, stoßen mit Stangen in das Wasser, und jagen also die Fische nach dem Garne. Die, so bei dem Garne halten, ziehen sodenn in einem Bogen herum das Garn am Ufer aus, und leeren es aus, setzen die gefangenen Fische in ihre bei sich führende Kasten. Und also jagen sie die ganze Nacht in dem Strome immer eine Stellung nach der andern fort, und zum Beschluß theilen sie die Fische unter einander.

Dergleichen Jagd hält man auch in kleinen Flüssen, welche man mit etlichen Setzhamen die Quer über besetzen kann. Also setzen sie die Hamen einen am andern quer im Fluß über, die andern gehen an den Seiten des Ufers, mit Plumpstangen, stoßen fleißig ins Wasser und unter die Ufer; so laufen die Fische nach den Hamen zu. Wenn diese nun mit ihren Plümpern bald an die Hamen sind; so heben jene die Hamen alle zugleich auf, und lesen die gefangenen Fische heraus, und continuiren also fort, so weit sie berechtiget sind zu fischen.

Hierbei ist aber anzumerken, daß man von oben den Strom hinunter fischen muß, eines Theils, daß das Wasser das Garn oder den Hamen hinunterwärts, und also eröfnet, ziehe, und zweitens, daß das Wasser dicke und leimicht werde; anderer Gestalt, so das Wasser helle ist, siehet der Fisch sowohl Menschen, als Garn, und prellet gleich zurück, ist also der Fang schlecht. Wie denn auch überdem das gemeine

Sprüch-

Sprüchwort eintrift, daß bei trüben Wasser gut fischen sey.

Sonst werden auch bei hoch auflaufenden Wassern, wenn dieselben an einigen Orten aus ihren Ufern treten, gar viel Fische, sowohl mit Kratzhamen, als Wathen, noch mehr aber mit den Garnsäcken gefangen, immassen die Fische bei solchen großen und zugleich trüben Wassern aus dem Flusse heraus und nach frischem Wasser und Boden gehen; da denn dieselben Ausfälle des Wassers mit Garnsäcken, so viel möglich besetzet werden. Wenn nun der Fisch seine Retirade wieder nach dem Fluß (besonders wenn das Wasser wieder zu fallen beginnet,) nehmen will; so kommt er in die Garnsäcke, und werden bei diesen Umständen gar viele Fische gefangen. Dergleichen Fischerei in den Abfällen des Wassers ist an vielen Orten den Jägern als ein Accidens zugelassen.

Das neun und vierzigste Kapitel.

Vom Neunaugenfange.

Dieser geschieht gegen den Frühling noch im Februar, dennoch aber auch im März. Wenn nun die Flüsse noch mit Eise bedecket sind; so wird eine schmale Wule oder ein langes Loch durch das Eis gehauen, damit man räumlich mit den Fischreusen hinein kann. Ueber der Wule werden nur kleine Löcher gehauen, wodurch ein Pfahl geschlagen werden kann. Alsdenn werden die Reusen zu der Wule hinein ge-

stos-

stochen, und zwei oder drei an einander gekuppelt, und hinaufwärts nach dem Pfahle mit den hintersten Wieden, welche daran befindlich, gestochen, und der Pfahl durch die Wieden durchgeschlagen, daß die Reusen an dem Pfahl halten müssen. Und also werden in dem ganzen langen Loche wohl auf die zwanzig und mehr Reusen eine in die andere eingelegt; die Reusen aber liegen nach dem Ufer in der Fläche des Wassers, daß also die Reuse auf den Grund und oben meist an das Eis treffe.

Ferner hat man auch von Wieden dichte Horten gemacht. Diese bringt man etwas nach dem Strom hinunterwärts, doch aber auch besser vom Ufer und mehr nach der Mitte zu, hauet auch ein schmales Loch durch das Eis, und stellet die Horten eine an die andere in dem Loche quer hin. Diese sind nun deswegen, damit, wenn die Neunaugen den Strom hinauf gehen wollen, und zu weit nach der Mitten hinüber giengen, sie alsdenn an die Horten treffen. Wenn sie denn also nach dem Ufer mehr zuprellen und weiter fort aufwärts fahren wollen; so kommen sie in die Reusen. Ist aber das Eis weg, so werden die Reusen nicht weit vom Ufer die Quere hindurch hinein gelegt, und alsdenn gleichfalls die Horten als Seitenwehren hinein geschlagen. Auf dergleichen Art werden hier in Sachsen in der Elbe viel Neunaugen gefangen.

Man hat auch in der Saale, Mulde, Weichsel und dergleichen Flüssen, bei denen Mühldämmen, so nicht allzuweit, doch theils wohl drei bis vier Meilen von dem Hauptflusse liegen, nahe am Ufer hinüber ordentliche Neunaugenfänge gemacht, welche mit Pfählen, Balcken und Schützen versehen

hen

hen sind. Und zu der Zeit, wenn die Neunaugen kommen, werden daselbst Reusen hinein gelegt, und jene vielfältig gefangen.

Das fünfzigste Kapitel.

Vom Forellenfange.

Es werden die Forellen auf verschiedene Arten gefangen.

Als 1. mit der Angel, wovon weiter unten gedacht werden soll.

2. Mit Reusen, welche in den tiefen Timpel gelegt, und an solche kleine Fische inwendig angebunden werden, nach welchen sie hinein wollen, aber auch selbst darinn beharren müssen, bis man sie heraus nimmt.

3. Mit den Händen oder dem Greiffen. Man gehet nämlich in den Bach oder Fluß, wo sie in den tiefen Timpeln und unter den schattigen Bäumen und an den Wurzeln zu stehen pflegen, und greifet ganz sachte im Wasser umher. Kommt man nun an eine, so krabelt man selbige am Bauche, worüber sie gerne stille stehen, bis man selbige bis an den Kopf so fort gekrabelt hat. Sodenn muß man auf einmal derselben hinter die Kinnbacken greifen, und sie heraus werfen. Fasset man sie nicht hinter den Kinnbacken, massen sie an sich selbst glatt ist, so wischt sie durch die Hände weg. Es pflegen sich auch einige die Hände und Arme mit Reigerschmalz zu schmieren.

Einige wollen dieses zwar für eine der verbotenen Arten Fische zu fangen halten; hierauf kann

aber

aber so viel zum Unterrichte dienen: es sind alle Arten Fische zu fangen überhaupt verboten, wenn sie diebischer Weise, oder daselbst, wo man es nicht berechtiget ist, gefangen, und also den rechtmäßigen Eigenthümer oder Inhaber des Wassers entwendet werden. Wenn es aber natürlicher und ordentlicher Weise geschieht; so sind mit Rechte keine Hilfsmittel, die dem Wasser keinen Schaden verursachen, zu verbieten. Allermassen ein Fischfänger zu gehöriger Zeit allerhand List und Ränke versuchen muß, wenn er was nützliches mit dem Fischfange ausrichten will.

4. Werden die Forellen auch mit Strichgarnen oder Netzen gefangen. Diese werden also gemacht: man strickt von Bindfaden ein spiegelicht Garn, nach Proportion des Wassers, worinn man es beständig brauchen will. Also richtet man hiernach sowohl die Höhe als die Länge desselben ein; die Spiegel aber müssen auf 9 Zoll weit, von einem Knoten zum andern gerechnet, seyn.

Ferner muß hierzu ein Inngarn von gutem festem Zwirn gestrickt werden. Die Maschen werden ein Zoll weit, und nach Erfordern auch enger. Jedoch ist nicht rathsam, gar enge Zeuge zu führen, wenn man die Wasser im Stande mit Fischen behalten will, damit die kleinen fein durchgehen können. Nach diesem bindet man das Garn ein, gleichwie ein Hünersteckgarn, wie solches im andern Theile deutlich beschrieben. Hierbei ist aber auch die Breite des Flusses zu observiren. Entweder man bindet es nur pur an beiden Seiten an einer Stange ein, oder

nach

nach Erfordern in der Mitte noch eine oder zwei Stangen.

Vornehmlich muß das Jnngarn fein viel Busem haben. Wenn man nun damit streichen oder fangen will, so steckt man das Garn wie ein Steckgarn durch das Wasser quer durch, und recht dichte auf dem Boden ein, fänget sodenn eine Ecke davon im Wasser gegen das Garn an zu jagen, so fahren sie ins Garn ein, und bleiben also darinn kleben; oder man streicht auch in der Nacht, wenn es recht dunkel ist, mit diesem Garne. Es ziehen ihrer zwei das Garn im Flusse hinunterwärts. Da nun das Wasser anfängt dicke zu werden, so will die Forelle hinaufwärts nach dem frischen und reinen Wasser, sie kommt aber ins Garn, und fänget sich. Hierbei ist mit diesem dreifachen Garne ein großer Vorzug vor einer einfachen Wathe oder Garne. Wenn hier ein Fisch hinein kommt, so kommt er so leicht nicht wieder heraus, welches bei den einfachen gar vielfältig geschieht. Es werden auch an einigen Orten recht ordentliche Fänge gemacht, auf die Art, wie ich bei dem Lachse beschrieben habe.

Das

Das ein und fünfzigste Kapitel.

Vom Landseefischen.

Von einer Landsee muß man sich den Begriff machen, daß selbige ein grosses zusammen gesammletes Wasser ist, welches auch selbst in sich so viel Quellen hat, daß sie nicht austrocknen, und auch nicht abgezapfet oder abgelassen werden kann. Auf dergleichen Wassern wird der Fischfang auf gar vielerlei Art gehalten, immassen die Seen nicht als ein Teich abzuzapfen sind. Derowegen heist dieses auch eine wilde Fischerei, und muß hier sowohl vieler Fleiß und List, als auf großen Flüssen, gebraucht werden. Es gehören auch hierzu allerhand Zeuge und Garne, die viele Weitläuftigkeit machen würden, solche alle der Länge nach zu beschreiben. Dahero will ich nur etwas weniges von dem Fange anführen.

Der Fang wird gar starck auf den Seen mit Garnsäcken getrieben, welche nach den Ufern hinauswärts gestellet werden, wie auch mit dem grossen Zuggarne. Hierbei ist aber als etwas besonderes anzumerken, daß in solchen Seen die Fische, ein jeder nach seiner Art, ihren besondern Stand, und ein jedes Geschlechte Fische ihr besonderes Lager haben; also, daß jede Sorte sich besonders zusammen retiriret, als die Hechte alleine, die Sander alleine, die Bleier, die Karpfen, und also fort, eine jede Art ist in ihrem besonderen Lager anzutreffen. Jedoch aber muß man sich auch die Sache nicht also vorstellen, als ob sie gar nicht unter- und bei einander kämen; sondern dieses letz-

tere

tere geschieht vielfältig bei dem Ausgange nach ihrer Nahrung. Werden sie aber auf ihrer Weide angeregt, so retiriren sie sich nach ihrem Lager. Welches denn von den Fischern besonders in Acht genommen wird, daß sie solches erfordernden Falls zu suchen wissen.

So wird auch auf diesen Seen im Winter unter dem Eise gefischt. Es wird nämlich ein Loch durch das Eis gehauen, daß das Garn hinein gebracht werden kann. Vorher aber werden auch Löcher zu beiden Seiten, so weit das große Garn reichen kann, die nicht allzu groß sind, und also immer weiter Löcher bis dahin gehauen, wo zum Auszuge wieder ein Loch aufgeeiset ist. An dem Garne sind zu beiden Seiten viel oder lange Leinen. Diese werden mit den Enden an weißgeschälte Stangen gebunden, und alsdenn werden die Stangen unter dem Eise, von einem Loche zum andern bis an den Auszug fortgeschoben, und zugleich auch das Garn unter dem Eise bis zum Ausfischen fort- und heraus gezogen.

Bei diesem Fange gibt es zuweilen reichliche Fischzüge, wenn Schnee auf dem Eise liegt; bei hellem Eise aber gibt es so viel nicht, massen die Fische auf dem Eise das Getümmel mehr wahrnehmen und zu Grunde fahren. Es wird auch wohl von den Seiten auf dem Eise nach dem Zuge zu gestampft, damit sich die Fische mehr nach dem vorher bereiteten Zuge retiriren sollen.

Das zwei und fünfzigste Kapitel.

Vom Teichabfischen.

Hierzu gehöret unterschiedliches Geräthe, als eine Wathe, Vorsetzhamen, Ketschers, Körbe zum Fischaustragen, ein Spültisch oder eine Spülbanck, welche als ein länglicht viereckichter Tisch mit unten angemachten vier Füssen, worauf er stehet, gestaltet ist; an den Seiten herum aber werden Breter von ein Fuß hoch angemacht, daß er wie ein Kasten wird. Im Boden sind Löcher gebohret, daß das Wasser und der Schlamm ablaufen kann. An dem einen Ende aber ist ein Aufzugbretlein, welches man nach Begehren aufziehen und die Fische ausschütten kann. Ferner gehören darzu Fässer oder Tonnen, oben mit weiten Spunten, desgleichen Wannen, die Fische darein zu setzen, und eine Wage.

Die Teiche auszufischen ist die beste Zeit zu Ende des Septembers und im October bis im November, so lange es sich wegen des einfallenden Winters thun lassen will. Desgleichen fischet man auch im März. Jedoch ist die Herbstfischerei jener vorzuziehen, allermassen die Fische im Herbst besser und fetter, als im Frühjahre sind. Auch sind sie im Herbste besser fortzubringen, als im Frühlinge; zumal wenn schon warme Sonnentage einfallen. Anerwogen die Fische bei warmen Wetter vor erst sehr matt werden, und auch beim Fortschaffen sehr darauf gehen. Am besten ist es auch, wenn man sich zum Fischen fein früh dazu hält, besonders bei den Streichteichen.

Wenn

Wenn nun gefischet werden soll; so wird der Grundzapfen, Ständer, oder wie der Teich zum Ablassen eingerichtet ist, anfangs nur etwas gezogen, daß das Wasser von der Fläche herein nicht so schnell, sondern fein gemächlich abfällt; da sich denn die Fischer von der Fläche immer, nach und nach der Tiefe zuziehen. Besonders wo viel Geröhrig in dem Teiche befindlich ist, aus diesem wollen die Fische nicht gerne heraus. Gehet das Wasser so schnell ab; so bleiben viele im Rohre zurück, und verderben nachmals, oder die Krähen und Raubvögel tragen sie vor sichtlichen Augen weg. Wo Hechte und Bärsche mit Karpfenteichen stehen; so ist rathsam, daß man dieselben mit der Wathe den Tag vorher heraus fische, ehe das Wasser vollends reine abgehet, und selbige auf den puren Schlamm zu liegen kommen, massen selbige gern drauf gehen und abstehen, wenn sie im Moder stehen, und ihnen derselbe in die Kinnbacken kommt. Alsdenn läst man die Nacht den Teich vollends bis auf so viel Wasser ab, daß sie nur noch bedeckt stehen können.

Hierbei ist zu gedenken, daß wenn etwan Teiche sind, deren Gerinne nicht so tief angebracht werden kann, daß sie gäntzlich abzulassen; so wird im Teiche vor dem Ständer ein Damm gezogen, und hinter dem Damm werden starcke Gabeln und Pfähle eingestossen; da denn in den Gabeln eine starke Stange darauf zu legen kommt. Ferner werden Mulden genommen, woran auf fünf Ellen lange Stangen fest angemacht sind, daß sie einer Schaufel gleichen. Alsdenn sind an der grossen Querstange Wieden mit Ringen angedrehet, darein werden die Schaufelstangen durchgesteckt, daß

sie in der Wage hängen. Dergleichen Schaufeln sind 5 bis 6, oder nach Erfordern, noch mehr.

Anbei ist ein Fußgerüste gemacht, worauf die Leute gut stehen können. Mit diesen Schaufeln nun wird das Wasser über den kleinen Damm gegossen, daß es durch die Rinne fort muß. Jedoch muß Tag und Nacht gegossen werden, und gehören zu jeder Schaufel drei Leute, die einander alle halbe Stunden ablösen. Auf diese Art kann man grosse Pfützen und Teiche abgiessen.

Die Wannen, Fässer und Geräthe werden den Tag vorher in Bereitschaft zum Teiche geschaft, vorher aber renovirt, und, so das Ausfischen angehen soll, so viel, als nöthig, rein Wasser in dieselben geschaft.

Nach diesem thut man einen oder ein paar Züge mit der Wathe, nach Beschaffenheit des Teiches aber auch wohl mehr, und ziehet erstlich die meisten Fische heraus. Solche müssen denn fein hurtig in die Körbe gelegt, und auf den Spültisch geschüttet, und mit reinem Wasser abgespült, dabei sortiret, und jede Sorte in ihre besondere Wannen gesetzt werden. Immittelst läßt man das Wasser vollends ab, und suchet die Fische mit den kleinen Ketschern vollends heraus, setzet auch inzwischen den Teich wieder zu, daß sich etwas Wasser vor dem Ständer oder Zapfen sammle, läst solches schnell durch die Rinne schiessen, damit die Fische, so noch in der Rinne stecken, mit heraus gewaschen werden; da sonst aber selbige ohne Zweifel entweder darinnen verderben müssen, oder aber doch dem Eigenthümer nicht zu Nutze kommen. Unter dem Damme und vor der Rinne ist ein geflochtener Zaun vorhero gemacht, worinn die

Fi-

Fische, so durch den Recken und Gerinne mit durchgehen, bleiben, und auch erhalten werden können.

Die Hechte, Bärsche, und dergleichen weichliche Fische, müssen im währenden Fischen immer fleißig wieder frisch und reine Wasser bekommen; sonst stehen sie leichte ab. So reget man sie auch mit einem Ketscher fleißig an, daß sich das Wasser mit den Fischen beweget, durch welches Bewegen sie die frische Luft mehr empfinden, als wenn das Wasser stille und als wie verschlossen stehet. Mit den Karpfen und Karauschen, noch weniger mit den Schleien, hat es so geschwinde nicht Noth. Die letztern können wohl einen halben Tag, und die erstern auch etliche Stunden im dicken Wasser dauren. Dennoch ist es besser, wenn sie bald wieder frisch Wasser haben.

Währender Zeit werden die Fische nach ihren Sorten gewogen und in die Fässer eingezählt. Für den Verkäufer ist es profitabler, wenn die Fische vom Teiche gleich weggewogen werden. Denn so wiegen sie etwas schwerer, als wenn sie erst in den Hältern eine Zeitlang eingesetzt und hieraus erst verwogen werden.

Das Wasser in den Fässern, worinn die Fische fortgeschaft werden sollen, ist besonders zu consideriren. Wasser aus einem tiefen Brunnen, welcher gar nicht abläuft, darf zu keinen Fischen in Fässern genommen werden, indem sie gar bald davon abstehen würden. Hat man Flußfische, so nimmt man fliessende Wasser, worinn sie gefangen worden, und menget etwas Brunnenwasser, welches aus keinem harten Quelle ist, oder durch Röhren lauft, darunter. Fähet man aber Teich-

fische; so nimmt man hingegen auch reines Teich- und weiches Brunnenwasser darunter. Wenn das Teichwasser helle und kühle ist; so ist es zu Karpfen, Karauschen und Schleien das beste.

So bald man die Fische in die Fässer und auf den Wagen gebracht, muß auch gleich fortgefahren, und unterwegens nicht sonderlich stille gehalten, auch öfters die Fische wieder mit frischem Wasser eingefrischet, vorhero unten etwas abgezapfet, und hingegen wieder etwas frisch Wasser hinein gefüllet werden, bis man an Ort und Stelle kommt. Hechte, Forellen, und dergleichen, müssen besonders gar öfters angefrischet werden.

Es wird auch für gut gehalten, wenn oben im Fischfasse etwas Pfeffer hineingeschmissen wird. Die Teiche werden, wenn sie nicht viel Zufluß haben, sobald wieder zugesetzet, wo aber Zufluß genug, im Winter trocken liegen gelassen, und wenn das Schneewasser weg ist, wieder angelassen und besetzt.

Das drei und fünfzigste Kapitel.

Fische mit Angeln zu fangen, und die nöthigen Köder oder Körrungen.

Dieser Fischfang geschieht von einigen zum Plaisir, von vielen aber zur Nothdurft, da mancher mit der Angel doch so viel fänget, daß er sich etwas Brod davon erwerben kann. Die Art und Weise desselben ist verschiedentlich, als: 1) mit Nachtangeln, 2) Hechtangeln, 3) Grund-

an-

angeln, und 4) Klitschangeln. Die Angelhaken sind von unterschiedlicher Grösse, und nach der Proportion der Fische groß oder klein, dergleichen man bei den Nadlern zu Kaufe bekommt.

Die Nachtangeln werden also gemacht: es wird auf 50, 60 ja bis 100 Klaftern starker Bindfaden, oder besonders hierzu gemachte fein gezwirnte dünne Leingen genommen, woran viele Schnuren von etlichen zusammen gedreheten Pferdhaaren sind, welches die dauerhaftesten sind, und woran am Ende die eisernen Haken angemacht werden. Ferner muß an diesen Schnürlein entweder ein Gesenke von Blei, oder statt dessen Steine daran gemacht werden, welche die Schnuren mit den Haken zu Grunde führen. Wenn sie nun gelegt werden sollen, welches gemeiniglich des Abends geschieht; so müssen an alle Haken Regenwürmer, und ist es nach Raubfischen, kleine Fischgen, oder was man sonst für einen Köder beliebt, angemacht werden. Die lange Schnure wird ordentlich in den Kahn gelegt, daß sie sich nicht verwickeln kann, und so bald mit auf den Fluß, die Landsee, oder den Teich gefahren, und die Schnure im währenden Fahren allgemächlich mit dem Angelhaken in das Wasser gelassen; die lange Schnure aber ist an beiden Enden an Pfählen fest angemacht. Diese Angeln bleiben die Nacht über liegen. Da nun die Fische auf Nahrung ausgehen, und den Köder in dem Angelhaken gewahr werden, und selbigen hinein schlingen wollen, so bleiben sie am Haken hängen. Es werden auf diese Art viel Fische, und ohne sonderliche Beschwerung, gefangen.

Die Hechtangeln sind also beschaffen: Anstatt der Pferdehaarnen Schnüren muß von einem Drathe mit langen Gelenken ein Kettlein seyn, indem sonst der Hecht die Schnüre leicht zerbeist. Dies Kettlein aber muß er ganz lassen. So ist auch, weil er einen grossen Rachen hat, ein dreifacher Angelhaken daran, welcher also im Triangel gemacht ist, daß auf jeder Seite ein Haken heraus stehet. Die Angelhaken werden auch im Februario und weiter fort mit an die Nachtschnüre gemacht, woran aber ein klein Fischgen, oder ein Stückgen Leber zu machen ist, als wornach der Hecht gerne gehet.

Hierbei ist auch zu gedenken, daß der Hecht besonders im Neumond und letzten Viertel, auch bei dunkelm Wetter, nur gerne an die Angeln anbeisset. Man angelt auch mit diesen Hechtangeln auf dem Eise. Wenn die Seen lange mit Eise. zugefroren bleiben, so observiret man ihren Winterstand, und hauet daneben Wuhlen oder Wuhnen ins Eis. Wie nun im Februario der Hecht schon allark wird zu streichen, und auch gerne nach dem frischen und offenen Wasser gehet; also hänget man etwan drei oder vier dergleichen Angelhaken, die an einer langen Schnur zugleich angemacht sind, in die Wuhlen. Wird denn der Hecht das Fischlein gewahr, so begehrt er es bald hinein zu schlingen, es wird ihm aber die Mahlzeit gar sauer; massen ihm der dreifache Haken im Rachen hängen bleibet, da man ihn denn damit heraus ziehen kann. So wird er auch bei seiner völligen Streichzeit im März auf den Flächen der Seen und Teiche, oder auch in Lachen, mit dieser Art Angeln gar vielfältig gefangen. Hierbei aber ist

noch

noch zu bemerken, daß man sowohl auf dem Eise, als am offenen Wasser, recht stille, und, ohne sich zu rühren, sitzen muß, immassen die Fische gar ein helles Gesicht und leises Gehör haben. So bald sie nur etwas hören oder erblicken, so fahren sie fort, und nach dem Grund zu.

Die **Grundangeln** werden darum also genennet, weil man durch diesen die Fische auf dem Grunde zu fangen sucht. Sie werden insgemein von 6 bis 8 Pferdehaaren zusammen gedrehet; es müssen aber weisse Haare seyn, die schwarzen scheuen die Fische. Es wird sodenn eine solche Schnur nach Erfordern, wo man weit hinein senken will, auf drei Klaftern gemacht, worzu aber auch eine Angelruthe gehöret.

Die Angelruthe ist erst ein fein gerader und Daumens starker Stock, worauf oben noch von festem Holze eine weißgeschälte lange Spitze angemacht wird, woran die Angelschnure kommt. Am Ende der Schnure wird der Angelhaken fein fest mit Seide oder Pferdehaaren angemacht. Einen Fuß, und auch wohl noch weiter über dem Haken, wird eine runde Bleikugel an die Schnure gezogen, welche den Haken zu Grunde führen muß. Noch weiter über der Bleikugel wird eine Federspule an die Schnure also angemacht, daß wenn der Haken und Kugel zu Grunde, die Federspule auf dem Wasser lieget, woran man sehen kann, wenn ein Fisch anbeisset. Auf den Haken wird ein lebendiger Regenwurm gebunden, welcher den Haken bedecket, und auch ein Ende davon abhänget. Der Wurm muß fein reine seyn, und beim Aufmachen fein ausgestrichen werden, daß das Unreine davon kommt.

Mit diesen Angeln nun wird sowohl in grossen Flüssen, Seen und Teichen, geangelt. Wenn man die Angel hinein wirft, und merket, daß der Fisch anbeisset; so muß man mit der Angel rücken, daß der Hacken dem Fische im Maule hängen bleibet. Merkt man nun, daß es ein starker Fisch ist; so hebet man ihn nicht so schnell heraus, sonst paßiret leichte, daß er die Angelruthe zerbricht, oder die Schnure abschlägt und dahin läuft, sondern man muß ihn allmählich im Wasser herumführen, daß er erst etwas matt, und immittelst an das Ufer gebracht wird, da man ihn denn vollends empfangen kann.

Mit dergleichen Angeln fänget man allerhand Fische, die alle hier besonders zu benennen unnöthig ist. Wenn man aber mit den Angeln etwas ausrichten will; so macht man Köders, und köret die Fische erst an besondere Oerter an, wie hiernach weiter gedacht werden soll.

Mit den Klitzschangeln zu angeln ist auch plaisirlich, immaßen man hiermit kleine Fische fänget; und wenn sie recht anbeissen, so gibt es immer dabei zu thun, bald die Fische heraus zu ziehen, bald auch wieder mit der Angel hinein zu hauen. Diese Angeln werden eben wie die vorigen, jedoch nicht so lang und stark, auch nicht so ein schwer Gesenke daran gemacht.

Wenn zur Sommerszeit Gewitter vorhanden, daß die Icklei, Rothfedern und dergleichen kleine Fische, hoch steigen und flach im Wasser gehen; so ist mit dieser Angel der beste Fang. Und zwar macht man etwan Wasserschwaben, oder Schnacken, oder Fliegen, oder auch Würmer, oder ein ander Köder an den Angelhaken, und hauet alsdenn

denn mit der Angel ins Wasser hinein. Man bringt oftmals den Haken kaum ins Wasser; so ist schon ein Icklei, Roth-Feder-Weiß-Fisch oder dergleichen da, und naget sogleich am Haken. Man rückt aber auch gleich zu, und hebt ihn mit der Angel heraus. Es wird aber diese deswegen die Klitzschangel genennet, weil sie ganz flach im Wasser geführet werden muß. Doch muß man sich mit derselben auch hiernach richten, wie tief die Fische zu mancher Zeit gehen. Im Julio und Augusto gehen sie zum höchsten im Wasser, im September aber schon tiefer, und im October noch tiefer, da sie schon anfangen, ihren Winterstand zu suchen.

Von einem lustigen Angelfange hierbei zu gedenken; so fängt man mit diesen Klitzschangeln auch Frösche. Man macht nehmlich eine gute Querhand oder etwas höher über dem Angelhaken ein klein Läpgen roth Tuch. So bald nun die Angel mit dem rothen Tuche nur ins Wasser geworfen wird, und es ein Frosch zu sehen kriegt; so kommt er auch sogleich hin zu dem Tuche. Immittelst ruckt man ihm den Angelhaken in die Haut und ziehet selbigen also heraus. Es machen insbesondere die Herren Franzosen aus den Hintervierteln der Frösche eine Delicateße zu speisen, welches ihnen auch gerne zu gönnen; ich meines Theils lobe ein gut Stück Rindfleisch, auf gute deutsche Art zurechte gemacht, solches halte ich für gesünder und zu den Leibeskräften dienlicher zu seyn.

Hierbei will ich versprochener massen auch noch die Fischköder mit anführen. Als

Einen Köder zu allerhand Fischen zu machen.

Nimm weissen Kampher, Lorbeeröl, geläutert Leinöl, Bibergeil und Reigerschmalz, ana ein Loth, thue es in ein Glas, und laß es an der Sonne destilliren. Wenn man angeln will, wird der Wurm, welchen man an den Haken stecken will, darein geweicht.

Ein anderer Köder zu Forellen.

Ein Loth Honig, zwei Loth Reigerschmalz, vier Loth faul Holz, hievon Stückgen an die Angel gemacht.

Ein anderer Köder.

Weitzenmehl, Reigerschmalz, und Baumöl, hierzu die Knochen aus den Reigerfüssen gepülvert, und unter einander gemischt, und sodenn hierdurch den Wurm gezogen.

Ein Köder zu Barmen.

Faulen Käse, Grießmehl und Honig unter einander gemischt, hievon Nudeln gemacht, und solche durch Loröl gezogen.

Item ein anderer Köder.

Nimm Bibergeil, Enzian und Beerwurzel, unter einander gepülvert, solches in ein Schächtelein gethan; wenn du angeln willst, den Wurm vorhero hinein geleget, daß dieses Pulver sich an

ihn

ihn ziehe, und selbigen also an den Angelhaken gemacht.

Item.

Biebergeil, Saffran, und Hauswurzel gepülvert, und den Wurm in diesem Pulver, ehe man ihn an den Haken macht, herum gewelzet.

Fische erst anzuködern.

Nimm eine halbe Metze Malz, hierunter etwas Beerwurzel, und gepülverte Reigerfüsse oder Reigerschmalz gethan, solches in lettiger Erde oder Leimen geknetet; hievon sodenn Kugeln zusammen geballt, und fleißig in den Grund des Wassers, wo man Fische vermerket, geworfen, so ziehen sich die Fische dahin.

Ein anders.

Suche fleißig Regenwürmer, mache sodenn Kugeln von Malz und Leimen, und die Würmer darein und darauf gedrücket, und öfters auf den Ort, wo man angeln will, ins Wasser gesenkt, so ziehen sich die Fische stark dahin.

Ein anders.

Rehleber gehackt, hierunter Weitzenmehl, Honig und Baumöl gemischt, und Kügelein daraus gemacht, solche alsdenn mit thoniger oder leimiger Erde vermischt, grosse Ballen daraus gemacht, und solche in das Wasser alle Tage zum

An-

Aufködern gesenkt; Kalbsleber thut die Dienste auch.

Das vier und fünfzigste Kapitel.

Vom Krebsfange.

Der Krebsfang wird auch auf unterschiedliche Art angestellet. Es wird zwar der Krebs gar leicht in den Ufern aus seinen Löchern mit den Händen heraus gezogen. Er kriecht gemeiniglich hinterwärts, und mit dem Schwanze zuerst hinein, und hält seine Scheeren als eine Vorwehre vorwärts heraus. Wenn man nun mit der Hand zu ihm hinein greifet, und weis ihn nicht recht anzufassen, so krieget er einen brav bei den Fingern, und kneipt auch öfters so scharf zu, daß das Blut heraus springet. Es gehet dieses Krebsen, ihn mit den Händen heraus zu ziehen, recht gut und zu jederzeit an, wenn man nur der Kälte wegen im Wasser dauern kann. Aber mit den Ketzschern ist es viel plaisirlicher und bequemer.

Die Ketzscher werden also gemacht: Erstlich wird ein eiserner Ring, wie eine Federspuhle dicke, und so weit, als ein Teller verfertiget. Hierin wird ein Gärnlein von gutem Zwirne oder Bindfaden gestrickt. Will man aber die Kosten mit dem eisernen Ringe nicht daran wagen, so machet man ein hölzernes und eben so weites Reifgen, flechtet in dasselbe die Quere und über das Kreutz Weidenrüstern oder Lindenbast ein, daß solcher an statt des Netzes sey. Weil nun aber dieses zu leichte ist, und nicht einsinket; so muß ein Steinlein daran

ran gebunden werden, daß solches den Ketzscher in das Wasser hinunter halte. Ferner werden an diesen Reifen oder an jenen Ring drei Enden Bindfaden oder Bast also angebunden, daß der Ketzscher gerade daran hänget, und auch damit heraus gezogen werden kann.

Es kann auch dieser von Bast gemachte Ketzscher, an statt, daß ein Stein daran ist, und daß auch solcher an der Schnure hänget, also gemacht seyn: Man bindet einen ziemlich langen Stock daran, welcher unten spitzig zugeschnitten ist, womit man den Ketzscher also in das Wasser stecken kann. Dergleichen Ketzscher können irgend 15 oder 20 Stücke im Vorrathe seyn.

Wenn man nun den Krebsfang hiermit anstellen will, welches denn im Mai recht anfänget; so fänget man Frösche, ziehet solchen die Haut ab, und bindet auf jeden Ketzscher einen solchen abgezogenen Frosch, hänget oder steckt die Ketzscher im Wasser an solchen Orten hin, wo die Krebse in den Erlenwurzeln oder Ufern zu stecken pflegen, und gehet davon. Wenn die Krebse solches vermerken; so kommen sie gar bald nach dem Frosch, und setzen sich theils auf den Ketzscher, einige beissen auch wohl unten an. Alsdenn gehet man sachte hinzu, und hebet die Ketzscher heraus. Wo es viel Krebse gibt, hängen zuweilen etliche zugleich an einem Frosche, und lassen sich ehender mit aus dem Wasser ziehen, ehe sie davon ablassen.

Wenn man, wie oben angezeiget, der Ketzscher etliche hat, und spatzieret von einem zu dem andern; so sitzen, ehe man zum letzten kommt, wohl schon auf dem ersten wieder Krebse. Es ist, wie gedacht, ein recht lustiger und bequemer Fang.

Man

Man kann auch anstatt der Frösche, Leber, Wildpret oder Fleisch nehmen.

Sonst werden auch die Krebse auf diese Art in kleinen Garnsäcken gefangen: Man nimmt süssen Käse oder Quark, und wickelt ein Bällgen ins Gras ein. Alsdenn bindet man solches in den Garnsack, die Garnsäcke aber an die hohlen, und bei denen in das Wasser hinein stehenden Wurzeln an; so kriechen sie nach diesem Köder häufig hinein.

Man bindet auch wohl Leber oder einen Frosch in den Garnsack. Man macht auch Trommeln, wie ein doppelter Garnsack ist, mit zwei weiten Enden, und Einkehlen, auf die Art, wie ich bei dem Staarenfange angeführet, bindet auch einen Köder hinein, und steckt sie, wie die Garnsäcke ins Wasser. Dieses wäre also zur Gnüge vom Krebsfange.

Hierbei aber ist nur noch anzuzeigen, wie die Krebse zu erhalten. Wenn man Krebse in ein Faß oder Kessel setzet, und wirft Brennnesseln und Gras auf sie, so erhalten sie sich wohl acht Tage. Wenn sie recht gut bleiben sollen, begiesset man sie täglich mit Biere. Noch besser aber ist es, wenn sie mit süsser Milch begossen werden, davon nehmen sie zu, und erhalten sich recht gut. Man setzet sie auch in Fischkasten, und wirft ihnen Leber oder gehackt Wildpret, oder Kalbfleisch hinein, so kann man sie nicht nur lange, sondern auch bei gutem Fleische erhalten.

Das

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Das fünf und fünfzigste Kapitel.

Was zur Aufsicht, Erhaltung und Verbesserung der Teiche und Bäche gehöret.

Fleißige Aufsicht gehöret billig zu den Teichen, dieweil bald dieser, bald jener Unfall an denselben sich äussern kann. Im Frühlinge, wenn die Schnee abgehen, und sich die Wasser ergiessen, ist fleißig nach den Teichen zu sehen, daß sie die Dämme nicht etwan überschwemmen; sondern so bald man vermerket, daß das Wasser zu häufig anlaufen möchte, muß man bei Zeiten den Zapfen oder Ständer ziehen, daß ein Theil Wasser herunter komme, ehe es gar überhand nimmt. Wenn auch die Teiche im Herbste nicht ausgebessert werden können, muß man dieselben visitiren, die Rechen, Gitter, Fluthrinnen, Ständergerenne, Zapfen und Damm in richtigen Stand setzen, und die Teiche sodann im März ordentlich besetzen. Wenn die Teiche besetzt sind, muß man einen Tag über bei den Teichen herum gehen, wenn etwa matte Brut oder Satz mit darunter wäre, so sich nicht gleich erholet und fortgienge, daß solche die Krähen und Raubvögel nicht wegtragen. An den Teichdämmen sind Haar- und Heegerweiden zu pflanzen und zu stecken, besonders die sehr im Windzuge liegen, damit durch die kurzen Weiden der Damm desto besser beschützt werde, daß das Wasser selbigen nicht so einspielen kann. Hohe Weiden oder Bäume aber sind auf dem Teichdamme und an der Teichseite gar nichts nütze, massen, wenn selbige oben so viel Wald haben, die Wind solche hin

und her bewegen, wovon der Damm locker gemacht wird. Der andern Seite des Dammes sind sie aber nicht schädlich. Die Haar- und Hegerweiden müssen auch fein kurz und im Schnitte gehalten werden, damit sie beständig fein tief unten ausschlagen. Wo auch die Dämme wandelbar werden wollen, müssen solche im Frühjahre und Sommer in guten Stand gesetzt werden. Dabei muß man auch die Enten, Raubvögel, und dergleichen, fleißig von den Teichen abzuhalten suchen, dieselben wegschiessen, die Raubvögelhorste um den Teich herum zerstöhren, daß sie daselbst nicht brüten, die Teiche, so etwas Zugang haben, mit dem vielen Schneewasser nicht überfallen lassen; wo aber gar wenig oder gar kein Zugang ist, dieselben müssen ohnedem im Frühjahre mit Wasser aufgespannet werden, daß sie im Sommer nicht gar austrocknen. Mithin ist es einem Teiche, wie auch den Fischen nichts nütze, wenn der Teich Jahr aus Jahr ein so voll gehalten wird.

Erstlich leidet der Damm grosse Gewalt, und das überflüßige Wasser benimmt und macht den Fischen die Nahrung dünne. Besser ist es, wenn das Frühjahrwasser sich theils vom Teiche zu rechter Zeit abziehet und der Teich an den Seiten etwas trocken ist, daß das Vieh, Schaafe und dergleichen darinne weiden kann. Kommt denn ein Regen, so schwemmt er die Besserung in den Teich hinein, und das Feldwasser, so dahin geflossen kommt, bleibt auch mit seiner Besserung darinn. Ist aber der Teich jedesmal gar voll, so gehet bei Regenwetter die halbe Besserung aus dem Teiche fort.

Es ist aber auch dahin im Sommer zu sehen, daß das Wasser nicht stinkend werde, welches bei lang anhaltender Hitze leicht geschieht. Also muß der Teich etwas abgelassen werden, doch so viel es sich der Fische halber thun lässet; dargegen muß man auch den Teich wieder feste zumachen, damit das zugehende Wasser das wenige, was noch im Teiche ist, wieder versüsse; jedoch nach gestalten Sachen, und daß auch wieder Wasser im Teiche zuwachsen kann. Man wird augenscheinlich sehen, daß, wenn ein Teich beständig und überflüßig viel Wasser hat, die Fische so gut nicht wachsen, und auch nicht fett werden.

Das Röhrig, welches dem Teiche vielen Schaden bringet, und ihn mit auszehret, soll man im Sommer, wenn es im besten Wuchse ist, herausschneiden. Solches geschieht am füglichsten mit einer großen Sichel, welche man an eine Stange bindet, und damit das Schilf unter dem Wasser, jedoch nicht gar zu tief auf der Wurzel, abschneidet. Wenn also das Wasser über die Stoppeln gehet, so faulen dieselben aus. Wird es aber auf der Wurzel abgeschnitten, so schläget es neben her desto dichter auf.

Wegen der Diebe, die sich bei Tag oder Nacht unterstehen, in Teichen zu angeln, muß man fleißige Obhut haben, daß man sie attrapire, und zur gehörigen Strafe ziehe. Gegen den Herbst hat man sich zu bemühen, wohin die Fische verkauft, oder weiter gebraucht werden sollen, daß die Fischerei bei rechter Zeit angestellet werde, besonders mit der jungen Brut oder dem Striche, und Sätzlingen, daß man nicht der Einwinterung erwarte, und selbige sodenn darauf gehen müssen, sondern

daß man sie im September ausfische, und in ihre Winterungen bringe. Die Haupt- und fischbaren Teiche müssen auch im October oder bis hin auf Martini gefischet werden. Anerwogen, wenn Martini erst heran kommt; so ist der Winter bereits vor der Thüre, zuweilen auch wohl schon gar da.

Man hat derohalben die Teiche nicht allzu weit hinaus stehen zu lassen, daß sie mit Eise belaufen, und die Fische alsdenn aus dem Eise gezogen werden müssen, welches öfters manchen Schaden gebracht. So bald die Teiche abgefischet sind, ist alles am Teiche genau zu visitiren, und wo etwas am Zapfen, Ständer, Gerinnen und Rechen fehlet, sogleich in Stand zu setzen und zu repariren.

Im Winter muß man die Fische wohl zu conserviren suchen, allermaßen sie zu der Zeit große Gefahr ausstehen müssen. Hat ein Teich keinen lebendigen Zu- und Abfluß, und der Winter hält mit Froste lange an; so ist es bald um die Fische geschehen. Derowegen müssen nach Erfordern eine oder etliche Wuhlen im Eise gehauen, und dieselben täglich einmal, bei hartem Froste wohl zweimal, aufgeeiset werden, damit die Fische Luft bekommen; anerwogen, wenn selbige keine Luft von außen genteffen, sie leicht ersticken, und am allermeisten, wenn so viel Rohrreife fallen, die die Poros, so etwan noch bei und durch das Rohr oder Gras hinein gehen, vollends verstopfen. Wenn auch der Schnee auf dem Eise lieget; so ersticken sie gar bald, und geschieht solches auch wohl zuweilen in Teichen, die noch etaws Zu- und Abfluß haben. Besonders ist dahin zu sehen, daß der Teich, so sonst Abfluß hat, beständig dabei erhalten werde.

Frie-

Frieret der Abfluß ein, und kann nicht fort; so tritt das Wasser von hinten auf das Eis. Solches geschieht am meisten, wenn Thauwetter einfällt, und viel Wasser auf das Eis kommt und solches herunter drückt, wobei die Fische sodenn darauf gehen müssen. Bei solcher Beschaffenheit muß man den Abfluß öfnen, den Ständer und das Gerinne ziehen, daß das Wasser wieder vom Eise kommt.

Man schlägt auch bei hart anhaltendem Frost, Stangen in die gemachte Wuhlen, und bindet ein halb Bund wohl ausgeschütteltes Langstroh an diese Stange, welches an beiden Enden verhauen ist. Man schlägt auch wohl im Herbste schon hin und wieder in Teiche solche Stangen mit angebundenem Stroh ein; die letztern aber helfen nicht viel. An den Strohwischen frieret es so harte und dicke nicht, und gehet auch durch die Strohhälmer einige Luft mit unter das Eis.

Hält aber der Winter hinunterwärts gar zu lange an, und der Teich hat nicht vollkommenen Zu- und Abfluß, oder in sich warme Quellen, die meist eröfnet bleiben; so gehen die Fische dennoch mannigmal darauf. Jedoch wenn derjenige, so den Teich in Aufsicht hat, selbigen, wie es sich gebühret, aufeiset; so kann er alsdenn auch nicht davor, wenn die Wetterfischgen und die schwarzen Wasserkäfer aus dem Grunde herauf sich an den Wuhlen sehen lassen, alsdenn ist es auch bald mit den Fischen aus. Man kann ihnen aber auch eine Beihilfe thun: Nehmlich, man bäckt ein oder etliche Brode von Weitzengriesmehle und geschrotenem Gerstenmalze, thut hierin etwas weißen Kampher, nimmt die Brode so warm, als sie aus dem Backofen kommen, und träget sie gleich hinaus

an den Teich, bricht selbe in der Mitte von einander, und läßt sie also warm hinunter ins Wasser, wovon sie sich wieder in etwas stärken.

Die schlimmste Zeit ist, wenn bald nach Lichtmesse die Teiche blank werden, und einige warme Sommertäge kommen, weil dann der Fisch aus seinem Winterlager aufstehet. Kommt dann im März noch gar starker Frost, und die Teiche frieren wieder zu, und fallen dabei starke Rohrreife oder Schnee, so ist es bald aus, und hilft weder auseisen, noch nichts. Der Fisch will alsdann Luft haben, und gehet in die Höhe; da er aber an das Eis trift, frieret er auch an.

Mit den Wuhlen ist auch insonderheit in Acht zu nehmen, daß man diese daselbst nicht ins Eis haue, wo die Fische ihre Winterlager haben. Denn alle Teich- und Landseefische haben ihr ordentliches Winterlager, woselbst sie sich hinein retiriren, als die Schleien und Karpfen in dem Moder, Hechte, Bärsche, Döbel, Bleier, Barben und dergleichen, auf dem Moder, oder sie machen und drehen sich solche Kessel, daß sie darinne zusammen, doch eine jede Gattung alleine, liegen können. Kommt man nun, und macht über ihr Lager Wuhlen, oder treibet viel Pochens darauf herum; so haben sie ein leises Gehör, werden unruhig und stehen auf, kommen oben an das Eis, und frieren an.

Nach diesen hier berührten Umständen ist die Versorgung der Fische in Teichen den Winter über wohl in Acht zu nehmen. Dieses wäre nun das nothwendigste von der Aufsicht und Erhaltung der Teiche.

Es finden sich aber auch schlechte und alte Teiche, die eine Verbesserung nöthig haben. Wenn nun ein alter Teich allzu voller Schlamm ist, und, so zu sagen, wilden Boden bekommet; so ist kein besserer Rath, als daß solcher wieder ausgebracht werde. Man lässet nämlich selbigen den Winter über, oder auch den Sommer durch abtrocknen, macht Gräben durch den Schlamm weg, daß sich das Wasser abziehe, und bringet selbigen folgends aus. Jedoch muß der Schlamm auch nicht so gar tief, und bis auf den Kies oder das wilde Erdreich heraus gestochen werden; sonst behalten die Fische keine Nahrung. Im ersten Jahre läßt man ihn auch noch wohl liegen, und alsdenn wird er wieder besetzt.

So wird den Teichen auch auf diese Art sehr geholfen: Wenn sie sechs, oder acht bis neun Jahr zum höchsten besetzt gewesen, und Fische getragen haben; so brauche man selbige auf diese Art: Wenn im Herbste der Teich abgefischet ist, so bleibet er trocken liegen, und macht man durch den Schlamm hin und wieder Gräben, wo es die Nothdurft erfordert. Künftiges Frühjahr pflüget man selbigen, und säet allerhand Getreide, als Gerste, Haber, Heidekorn, Hirsen, Erbsen, Wicken und dergleichen hinein. Wird die Frucht bei Zeiten reif, so säet man noch weiße Rübekörner hinein, und die letztern bleiben darinn stehen. Alsdann läßt man den Teich wieder an, und besetzet selbigen auf das nächstkommende Frühjahr wieder. Solches gibt den Teichen Besserung, und den Fischen Nahrung, und wachsen sie alsdann in zwei Jahren so stark, als wie vorher in drei Jahren, wovon der Eigenthümer fast doppelten Nutzen

hat, indem er nicht nur Getreide, sondern seine ordentliche Fische zugleich in drei Jahren bekommt.

Einige stellen dieses zwar nicht als möglich vor, sondern in den Gedanken, wenn der Teich ein Jahr ohne Fische liegt, so büssten sie was rechts ein. Allein diese Meinung ist ganz irrig, und vielmehr das Gegentheil zu behaupten, daß nämlich die Brachung des Teiches weit mehr Nutzen als Schaden bringet. Gesetzt auch, es hätte ein Teich zu viele Quellen in sich, daß nicht wohl Getreide darinne wüchse; so wird doch das meiste des Platzes so weit trocken, daß Häfer und weiße Rübenkörner hinein gesäet werden können, welches denn schon genug ist, und dem Teiche auch, wie allererst berühret, eine Besserung bringet.

An den Fischbächen ist ebenfalls behörige Aufsicht nöthig, daß die Ufer, worunter die Fische und Krebse ihre Wohnung haben, nicht abgestochen werden, und auch sowohl in diesen, als den Teichen, kein Flachs, oder Hanf geröstet werde. Wo auch selbige an einigen Orten gar verschlämmen wollten, und also das Wasser sich pur dadurch feste machen oder einen andern Weg suchen müste; so sind selbige aufzuräumen, desgleichen Heger- auch Haar- und hohe Weiden, wie auch Erlen daran zu pflanzen, jedoch so, daß der ganze Bach nicht pur im Schatten stehe, sondern auch strichweise freien Sonnenschein empfinden kann.

Die Krebslöcher müssen auch mit Spaten oder Hacken nicht größer oder weiter gemacht werden, als worinn sie nicht so gern wohnen mögen. So ist auch gar nicht zu verstatten, daß die gar kleinen Krebse oder noch schwachen Forellen und Aschen

her-

herausgefischet werden dürfen, sondern jedesmal wieder hinein geworfen werden müssen.

Ueberhaupt ist alle junge Brut von Schmerlen, Gründlingen, Ellritzen, und dergleichen, gänzlich zu schonen, und beim Fischfangen wieder jedesmal zurück zu schmeissen, und aus der Vorsicht, allzuenge Hamen oder Reusen zu führen, nicht zu erlauben.

Käme ja ein Bach wegen der gar zu vielen Raubfische, welche darinn wären, in Abnahme von kleinen Fischen, welches auch zugleich besonders der Forellen und Aschen ihre Erhaltung und Nahrung ist; so muß man von anderswoher wieder allerhand kleine Fische holen, und den Bach wieder besetzen. Dergleichen auch mit Krebsen geschieht, daß man im April und May eine ziemliche Parthie Mutterkrebse wieder einsetze, da sich dann ein Bach bald wieder mit Krebsen vermehret.

Insbesondere ist gar nicht nachzugeben, daß die Bäche abgeschlagen, und gar strichweise trocken gemacht, die Stümpfe ausgeschöpft, und also die Fische und Krebse heraus gesucht werden. Es ist dieses nicht allein um die Fische, so reine heraus gesucht werden, sondern auch um den vielen jungen Strich und Brut der Fische und Krebse zu thun, die auch noch wohl theils so zart ist, daß man sie nicht recht erkennen kann. Mithin wird ja dieselbe totaliter ruiniret, und bei hundert Stück Fischen oder Krebsen, so auf diese Art gefangen werden, wohl zwei tausend Stück junger Zuwachs verdorben.

Wo aber einige Unterthanen ihre Wiesen durch den Abschlag zu wässern berechtiget sind, dieselben werden freilich bei der alten Gewohnheit geschützet.

Jedoch kann es auch auf diese Maaße eingerichtet werden, daß das Wasser nicht gänzlich, sondern etwan nur auf die Hälfte, oder auf zwei Drittheil, aus dem Bach abgeschlagen werde, damit jedoch der Bach währendem Wässern nicht gar trocken gemacht werde. Sonst ist die Wässerung auch billig nur im April, und zum zweiten zu Ende des Junii zu gebrauchen.

Beschluß.

Hier ist nun, geneigter Leser, alles dasjenige, das mir sowohl die Erfahrung, als auch meine Gemüthskräfte, in die Feder gereicht haben. Ich zweifle keineswegs, daß meine hinzugethane Zusätze und Verbesserungen, eben so gut werden aufgenommen werden, als meine vorherige Bemühung. Was ich in diesem letzten Theile gesagt habe, wird Zweifels ohne, sowohl nöthig als nützlich seyn. Ich habe mich bemühet zu demjenigen, was hin und wieder in den vorhergehenden Theilen, noch konnte gesagt und hinzu gesetzt werden, noch allerhand nützliche und neue Erfindungen den Verehrern des Weidwerks mitzutheilen. Ich habe es als meine Pflicht angesehen, die noch unter dem Volke im Schwange gehende Vorurtheile zu bestreiten. Ich habe manche andere physikalische, wie auch philosophische Betrachtungen mit eingestreuet. Nicht weniger muß einem jeden nicht anders als angenehm seyn, alle nützliche und mög-

liche

liche Arten der Ansäung und Pflanzung der wilden Bäume, bei einander anzutreffen. Ich habe alles dasjenige zum allgemeinen Nutzen mit einfließen lassen, was ich selbst erforschet und erfahren habe. Auch muß einem angehenden Weidmanne und andern Lesern nicht unangenehm seyn, die ganze Rangordnung und die pflichtschuldigen Dienstleistungen der Weidmänner, nach ihrer einmal beliebten Folge, in gegenwärtigem letzten Theile ausführlich beschrieben zu finden. Was ich von den Namen der Parforcehunde, mit einzurücken für gut befunden habe, wird ebenfalls nicht beleidigen können; man sieht daraus, daß noch weit mehrere Namen von unsern heut zu Tage lebenden Einwohnern und Weidmännern für die Hunde sind erfunden worden, als Ovidius hat erdenken können, so glücklich übrigens auch dieser unvergleichliche Schriftsteller in Erfindung der Namen gewesen ist.

Was ich im Anhange von den Fischen beigebracht habe, muß der geneigte Leser nicht für vollständig ansehen. Das Meer liefert eine weit grössere Zahl, auch hat man auf demselben noch andere Arten sich derselbigen zu bemächtigen. Meine Leser, von denen ich vermuthen darf, daß sie von der See entfernet sind, werden diese Ausschweifung allhier nicht suchen.

Noch finde ich zu erinnern, der geneigte Leser, wolle bei der Durchblätterung dieses Werks, mir dieselbe Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die man insgemein einem aufrichtigen Schriftsteller nicht zu versagen pflegt. Ich bin kein Gelehrter, folglich habe ich irren können. Man wird also die etwa eingeschlichenen Fehler mit Bescheidenheit übersehen.

hen. Ueberhaupt beliebe man zu bedenken, daß ich nicht dem Wohlerfahrnen im Weidwerke habe Lehre geben wollen. Ich habe nur denen hiemit wollen dienen, welche im Weidwerke Schüler sind, und nöthig haben, daß sie zu mehrerem Eifer und Fleiße aufgemuntert und angereitzet werden.

Im übrigen wird der geneigte Leser diese meine redliche und zu des gemeinen Wesens Wohl abzielende Absicht sich gefallen lassen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Döbel, Heinrich Willhelm, 1699-1759

Heinrich Wilhelm Döbels neueröffnete Jägerpraktik, oder der wohlgeübte und erfahrne Jäger worinn eine vollständige Anweisung zur ganzen hohen und niedern Jagdwissenschaft in vier Theilen enthalten ist, alles aus vieljä hriger eigenen Erfahrung gründlich und deutlich beschrieben. Mit vielen
Bd.: 4

Wien (1786)

Oecon. 499-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10294910-9
VD18 90043596